
TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



Briefe,

die

Neueste Litteratur

betreffend.



XIIIter Theil.

Berlin, 1762.
bey Friedrich Nicolai.

Inhalt der Briefe des dreyzehnten Theils.

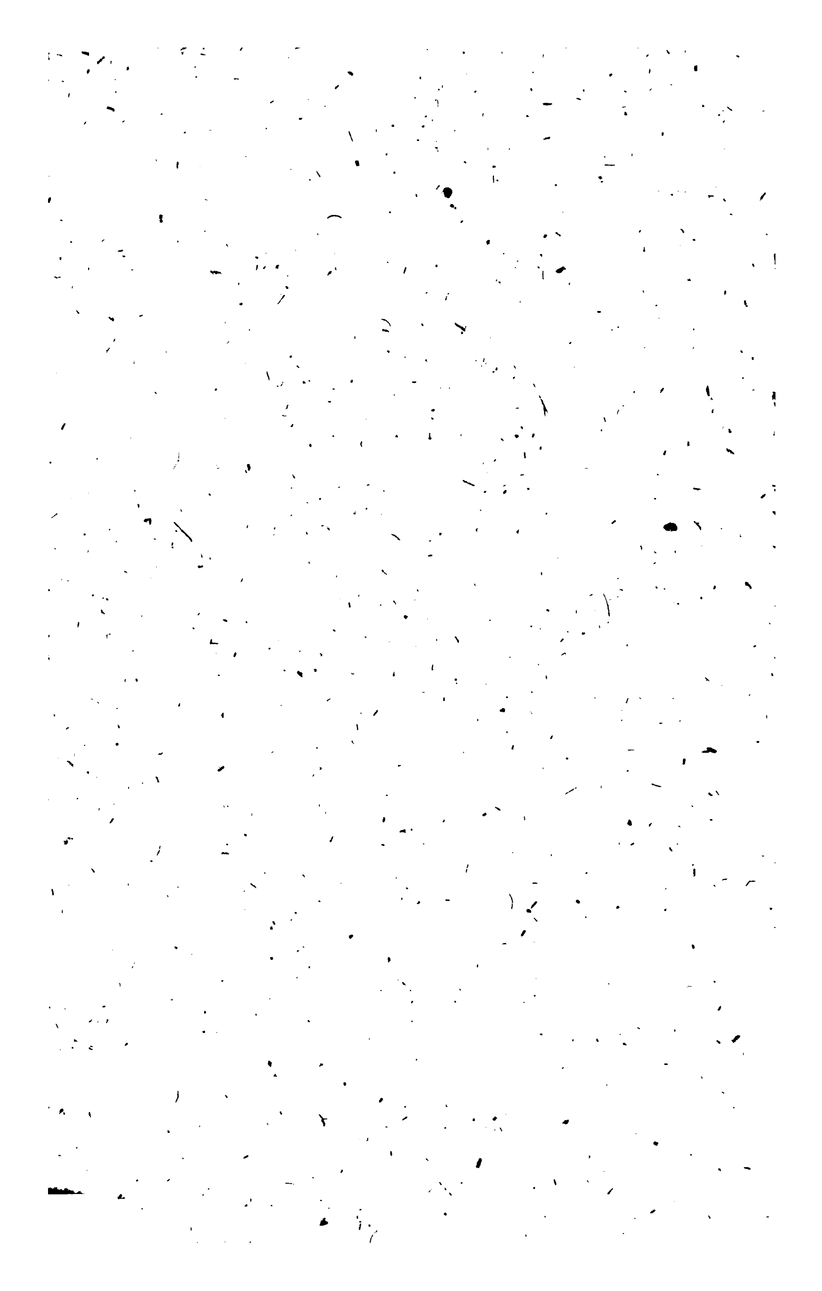
Zwey-

Brie-

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Dreyzehenter Theil.



Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 7. Januar. 1762.

Zweyhundert und achter Brief.

Von dem Versuche über das Genie, davon ich Ihnen einst * Nachricht gegeben, ist nunmehr in dem ersten Stücke des dritten Bandes der Sammlung vermischter Schriften u. s. w. eine Fortsetzung zu lesen. Sie verdient es, daß ich mich dabey verweile, denn sie verräth einen Verfasser, der selbst denkt, und nicht immer mit solcher Aengstlichkeit in die Fußstapfen seiner Vorgänger eintritt, als wenn die mindeste Abweichung den Hals kosten solte. Ich kan zwar nicht sagen, daß er mich von seinen Grundsätzen durchgehends überzeugt hätte. Ja, ich bin so gar in der Hauptsache, wie Sie sehen werden, nicht völlig seiner Meinung. Indessen

* S. den drey und neunzigsten Brief.

ist doch nicht zu läugnen, daß seine Abhandlung viele nützliche Anmerkungen enthalte, und durchgehends lesenswerth sey. Da man in Deutschland noch immer gewohnt ist, entweder für Professors, oder für Schulknaben zu schreiben; so ist ein Mann, der für Liebhaber philosophiret, eine etwas seltene Erscheinung, die billig alle unsere Aufmerksamkeit verdienet.

Sie werden Sich noch erinnern, wie weit der Verf. in dem ersten Abschnitte in der Untersuchung des Genies gekommen. In dem zweyten Abschnitte nähert er sich nach einer etwas weitläufigen Vorbereitung, dem Ziele, und untersucht, „woher es komme, daß man einen Menschen, „der die Anfangsgründe der Mathematik nicht „begreifen kan, für einen Dummkopf hält, da „man es einem Menschen von Genie leicht vergiebt, wenn er mit den Anfangsgründen der „Metaphysik nicht fertig werden kan?„ — Eine ähnliche Untersuchung hat letzthin der Königlichen Akademie der Wissenschaften wichtig genug ge-

schie-

schienen, einen Preis darauf zu setzen, und wo ich nicht irre, so scheinet der Verf. die Beantwortung dieser Frage gar zu sehr auf die leichte Achsel zu nehmen. Er glaubet, der Unterschied bestünde blos in dem Vortheil, den die Anfangsgründe der Mathematik haben, „daß die Wahrheiten, wel„che sie darstellen, durch Bilder unterstützt wer„den, oder die Wahrheiten selbst vielmehr, ihre „Natur, ihre Eigenschaften, ihre Behandlung, „werden wirklich in concreto, und in indivi„duellen Fällen vor Augen gelegt. Es muß also „viel leichter seyn, fähret er fort, die vorgetra„gene Sachen zu fassen, als wenn man sich von „den Wahrheiten der Metaphysik reelle Begriffe „machen, und aus blos willkührlichen Zeichen, „dergleichen die Worte sind, das Bild der Sache „selbst heraus suchen soll. Oder mit andern „Worten; man kan viel eher und leichter zur an„schauenden Erkenntniß derer ersten Wahrheiten „der Mathematik, als der Metaphysik gelan„gen.„ — Ich mag hier nicht untersuchen, ob diese Folge auch richtig sey; die Figuren geben

 uns

uns den Gegenstand der Mathematik anschauend zu erkennen, daher erzeugen sie anschauende Begriffe von den mathematischen Wahrheiten. Ich will dieses so lange dahin gestellt seyn lassen. Allein wie stehet es um die Anfangsgründe der Rechenkunst und Algebra? Hier erregen die Zeichen keine bildliche Begriffe, keine Anschauung der Sachen, sondern die allertrockenste symbolische Erkentniß, und gleichwohl sind die Anfangsgründe der Zahlen- und Buchstabenrechnung fast so leicht zu begreifen, als die Anfangsgründe der Geometrie. In der Buchstabenrechnung wird, wie bekannt, das Resultat in allgemeinen symbolischen Zeichen gefunden, und sodann erst die Sachen statt der Buchstaben gesetzt. In der höhern Analysi hält es öfters sehr schwehr, die Orakelsprüche des Resultats zu erklären: das heißt die Meinung und den Verstand der symbolischen Zeichen herauszubringen, und in Sachen zu verwandeln. Wer sichs aber einfallen liesse, einen ganzen Algebraischen Proceß hindurch immer die bezeichnete Grössen und ihre Verhältnisse statt der Zeichen zu

den-

denken, der würde sich eine unbeschreibliche, aber auch vergebliche Mühe machen. Es scheinet also vielmehr, daß in der Wissenschaft der Grössen und ihrer Verhältnisse, die Zeichenerkentnis der leichteste und ebenste Weg zur Wahrheit sey. — Doch unserm Verf. beliebt das Gegentheil hiervon. Ihm ist die bildliche oder anschauende Erkentniß das einzige Mittel die Wahrheit zu begreifen, zu erfinden, zu erdichten, ein Genie zu werden; kurz, das grosse Geheimnis, das einen Homer, Phidias, Cäsar, Newton und Leibnitz den Weg zur Unsterblichkeit geführt hat.

Er verstehet aber durch anschauende Erkentnis, „eine Erkentniß, vermöge welcher wir die Sachen „in concreto erblicken, mit ihren Würkungen, „Zufälligkeiten und Veränderungen, die in der„selben aus dem Verhältniß mit andern zu entste„hen pflegt,„ und ziehet aus angeführter Beobachtung folgende Schlüsse. „Wer viel anschauende „Erkentniß, oder viel Fähigkeit dazu hat, der „kan eine Sache leicht fassen; wer eine Sache

 „leicht

„leicht fassen kan, der hat Genie; Genie haben,
„heißt also; anschauende Erkentniß von Sachen
„besitzen, oder eine Fähigkeit zu solcher Erkent-
„niß haben.„

Diese Sätze zu bekräftigen, führet er eine Menge von Beobachtungen an, daß der Mangel an anschauender Erkentniß für einen Mangel des Genies gehalten wird. Seine Betrachtungen und Nebengedanken die er dabey anbringt, sind nützlich und angenehm zu lesen; besonders liest er unsern deutschen Afterphilosophen den Text, deren Wissenschaft in einem unerleuchteten Wörterkram bestehet, die ihr System herbeten, jedes Wort schulmäßig erklären, und alle Schlupfwinkel der Sophisterey durchkriechen, ohne daß man den geringsten Funken von Genie bey ihnen wahrnähme. Von diesen klagt er mit Recht, daß ihnen entweder die Fertigkeit oder die Fähigkeit mangele, ihre Schulbegriffe in der Natur aufzusuchen, und dadurch anschauend zu erkennen. Sie schwören in verba magistri, denn sie kennen nur die

Wör-

Wörter, nicht die Sachen; müssen daher ewig das Alte wiederkäuen, ohne jemals in ihrer eigenen Wissenschaft eine neue Aussicht zu entdecken. Und wenn sie ja etwa durch Hülfe der ihnen vorgeschriebenen Methode auf einen neuen Gedanken gerathen, so geschiehet es gewiß unversehens, und ohne Absicht. Sie sind meines Erachtens mit den Tapetenwürkern in Frankreich zu vergleichen. Diese knüpfen ihre Faden gedankenlos nach vorgeschriebenen Regeln ein, und gaffen voller Verwunderung, wenn sie aus ihrer dummen Arbeit auf der andern Seite ein göttliches Gemählde des le Brun hervorkommen sehen. Eben also müssen unsere Systemwürker erstaunen, wenn sie ihre Erklärungen nach der Methode eines Wolfs oder Baumgartens einknüpfen, und von ohngefehr einen neuen Gedanken hervorkommen sehen.

Indessen gehet unser Verf. in seinem Eifer wieder die symbolischen Weltweisen offenbar zu weit, wenn er gleichsam ihnen zum Trotz, eine andere

Classe von Schriftstellern in den Adelstand des Genies erhebt, deren Anspruch auf diese Würde vielleicht nicht viel gegründeter ist. Ich meine die Esprits de lumiere, die die Gabe besitzen, die allerabstractesten Wahrheiten durch mannigfaltige und sinnreiche Exempel zu erläutern, und wie der V. sich ausdruckt, gleichsam für die Empfindungen ihrer Mitbürger zu bringen. „Denn je ab-„stracter ein Begrif ist, schließt er, desto schweh-„rer ist er in der Natur aufzusuchen, desto schwe-„rer ist es, zumal ohne einige Hülfe der Bezeich-„nungskunst, ihn anschauend zu machen, oder „in der Natur wieder darzustellen; desto mehr Fä-„higkeit und Reichthum der anschauenden Erkent-„niß ist zu diesem Unternehmen erforderlich, und „desto mehr Genie beweiset es also, an demjeni-„gen, der es glücklich hinausführet.„

Freylich! wenn das Wesen des Genies, wie der V. hier vorauszusetzen scheinet, einzig und allein in der anschauenden Erkentniß bestünde; so wäre nichts bündiger, als dieser Schluß. Allein

so

so müßten auch Fontenelle, Algarotti und andere Schriftsteller dieser Art, für grosse Genies gehalten werden, und Meier, der zu der Baumgartischen Aesthetik die Exempel hinzugethan, müßte mehr Genie bewiesen haben, als Baumgarten selbst, denn dieser hat die Wahrheiten abstrahirt, jener aber die abstrakten Wahrheiten in anschauende Begriffe verwandelt. Wird sich wohl unser Verfasser zu dieser Folgerung verstehen? Gewiß nicht! Ich finde auch, daß er an verschiedenen Orten die Gabe zu abstrahiren, und aus besonderen Fällen allgemeine Wahrheiten zu erfinden, zu den wesentlichen Bestimmungen des Genies rechnet. Nur an manchen Stellen drückt er sich so schwankend aus, daß man glauben solte, er setze das Wesen des Genies einzig und allein in die Fähigkeit zur anschauenden Erkentniß; und dieses kan ihm unmöglich eingeräumet werden.

Was dünkt Ihnen wohl? War es durch Hülfe der anschauenden Erkentniß, daß Newton auf die grosse Erfindung kam, die Schwehre zu einem allge-

allgemeinen Triebwerke der Natur zu machen, und dadurch die Bewegung der Himmelskörper zu erklären? — Was für eine bildliche oder anschauende Vorstellung der Sache hat wohl der Erfinder der Differentialrechnung in Gedanken gehabt, als er aus der Betrachtung des allmähligen und stetigen Wachsthums der Grössen in der Natur, eine allgemeine und symbolische Rechenkunst des unendlich kleinen abstrahirte? Gewiß, hier waren ganz andere Erfindungsmittel nöthig, als die blosse anschauende Erkentniß, und gleichwohl wird niemand läugnen, daß diese herrliche Erfindungen nirgend anders als auf dem fruchtbaren Boden eines Genies haben wachsen können. — Unser Verf. wird sagen, die grosse Erfinder werden gleichwohl ihre erfundene Wahrheiten nicht blos nach den Worten und symbolischen Zeichen begriffen; sondern zugleich die Folgen und mögliche Anwendungen derselben auf besondere Fälle eingesehen haben? — Allerdings! da sie grosse Geister waren; so hat ihre Erkentniß nicht mager, dürftig und unfruchtbar seyn können. Jeder Begrif war für

ſie eine Quelle von Wahrheiten. Will der Verf. die Fruchtbarkeit der Erkentniß Anſchauung nennen; ſo kan ihm dieſes niemand verwehren. Er geſtehe aber, daß dieſe Fruchtbarkeit nicht blos in der Anwendung einer allgemeinen Wahrheit auf beſondere Fälle beſtehen könne; daß dieſe Fähigkeit das Allgemeine auf beſondere Fälle anzuwenden, zwar, (wie er ſich an einigen Orten gar richtig ausdruckt,) eine weſentliche Eigenſchaft des Genies ſey, aber in der That weniger Stärke des Geiſtes verrathe, als die Gabe das Allgemeine im Beſondern wahrzunehmen, deutlich zu erkennen, und in eine abſtracte Wahrheit zu verwandeln; und endlich daß das Weſen des Genies durchaus in keine Fähigkeit der Seele allein und ausſchlieſſungsweiſe zu ſetzen ſey; ſondern, daß alle Vermögen und Fähigkeiten der Seele in einem vorzüglichen Grade zu einem groſſen Endzwecke übereinſtimmen müſſen, wenn ſie den Ehrennamen des Genies verdienen ſollen.

Alle Beobachtungen die der Verf. anführet, beweiſen höchſtens, daß eine unfruchtbare Erkentniß,

kentniß, sie mag einzeln oder allgemein seyn, einen Mangel des Genies andeute. Wen das Besondere oder Einzelne so sehr blendet, daß er nichts Allgemeines herauszuziehen vermag; so auch, wer das Allgemeine mit so blöden Augen ansiehet, daß er nicht gewahr wird, wo es mit dem Besondern zusammen hängt, der zeigt einen schwachen Geist, ein eingeschränktes Genie. Man kan aber nicht sagen, daß jede Unfruchtbarkeit der Erkentniß in einem Mangel der Anschauung bestünde, und wenn auch dieses wäre; so würde doch nur daraus folgen, daß ein Genie die Fähigkeit zur anschauenden Erkentniß haben müsse, aber nicht, daß das Genie nichts anders sey, als diese Fähigkeit. —

Doch wo gerathe ich hin? Ich wolte Ihnen einen Auszug aus dieser Abhandlung liefern, und verliere mich im Disputiren. — Nun kan ich nicht wieder auf den schleichenden Auszugston kommen, und muß hier abbrechen. Leben Sie wohl!

D.

Zwey-

Zweyhundert und neunter Brief.

Eine Stelle habe ich Ihnen aus dem zweyten Abschnitte anzuführen vergessen, die unsere Nachtsänger angehen. Sie sollen dem Verfasser dienen, seinen Satz zu bekräftigen, daß man ohne anschauende Erkentniß kein Genie haben könne. „Man weis, spricht er, was eine neue Dich-„tungsart, in Deutschland für eine Menge hirnlo-„ser Gedichte hervorgebracht hat. Gilt es, nach „dem äusserlichen zu urtheilen; so müssen sie eben „so schön, eben so rührend und erhaben seyn, „als die Originale, die ihre Muster gewesen seyn „sollen. Schauer, tiefempfindbar, staunend, „schauervoll und tausend andere starke oder ma-„lende Ausdrücke, sind nicht gespahrt; doch lesen wir „sie ohne Empfindung, und unser Gefühl sagt es „uns, daß die Verfasser ohne Genie sind. Warum? „wir wollen sie mit einem Originale vergleichen. „Ein Klopstok, den die Gerechtigkeit einst den „grossen Genies zuzählen wird, wenn seine Geg-„ner längst werden vergessen seyn; ein Klopstock

„unternahm es, die feinsten und unbemerktesten „Empfindungen dem Anschauen der Menschen „darzustellen, oder die stärksten und erschütte„rungsvollesten Leidenschaften nach der Natur zu „schildern. Er muste deswegen auf alle ihre Züge „und Wendungen, auf ihre mannigfaltigen Wür„kungen und Verhältnisse Achtung geben, und sie „von ihrer Geburt an, bis auf ihre höchste und „feinste Entwickelung, bis zu ihrer tiefsten Ent„fernung in der Seele verfolgen; das heißt: er „muste sie anschauend erkennen, ehe er sie an„schauend darstellen konte. —

Der Beschluß künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 14. Januar. 1762.

Beschluß des zweyhundert und neunten Briefes.

Seine elende Nachahmer hingegen haben die „Kunst, Empfindungen aufzusuchen, nicht „verstanden, sie haben sie nie in ihrer Natur er„blickt, oder nie anschauend erkannt; nur seine „Worte, nur die Namen der Empfindungen ha„ben sie sich von ihm zu eigen gemacht, und diese „mischen sie ohne Wahl und Verstand unter ein„ander, ohne darnach zu fragen, welche Empfin„dungen dadurch geschildert werden, oder welche „im gegenwärtigen Fall geschildert werden müssen; „genug, aus der Mischung wird ein Gedicht. „Dürfen sie sich aber wundern, daß der Leser von „Gefühl keine Wahrheit, keine Richtigkeit, keine „Schicklichkeit darin antrift?„ — Es ist merkwür-dig, daß alle deutsche Mißgeburten des Verstandes

und Witzes, philosophischen oder poetischen Geschlechts aus eben derselben Fäulniß entstanden sind. Die nemlichen Ursachen erzeugen beyderley Arten von Gewürme, elende Dichter und elende Philosophen. Es sind immer Worte ohne Geist, Methode ohne innere Erleuchtung, Redensarten ohne Gefühl, die sie von ihren Meistern auf dummen und blinden Glauben annehmen, aus deren Vermischung nimmermehr ein begeistertes Ganze entspringen kan. Zu Wolfens Zeiten fuhr die Demonstriersucht in die seichten Köpfe, und bis sie träumten, sie wären Metaphysiker; jetzt führet sie der Schwindelgeist der Empfindungen so lange im Zirkel herum, bis sie hinfallen und sich begeistert glauben. Aber es gilt hier, was die Alten von ihren begeisterten zu sagen pflegten; εἰσὶ γὰρ δὴ ναρθηκοφόροι πολλοὶ, βάκχοι δέ γε παῦροι, welches Plato * schon zu seiner Zeit auch auf die Weltweisen angewendet haben wolte.

* In Phaedon.

Zweyhundert und zehnter Brief.

Noch immer von dem Versuche über das Genie. — Was muß ein Gottsched denken, wenn er sich einmal überwinden kan, ein anderes Deutsch als das Seinige zu lesen, und denn uns neue Deutschverderber von einem neugebackenen ausländischen Leckerbissen so viel Wesens und Aufhebens machen siehet? Er, der sich zehnmahl lieber einen deutschen Michel, als ein Genie möchte schelten lassen; denn deutscher Michel heißt nach seiner Auslegung so viel, als der grosse Deutsche,* dahingegen ihm das Wort Genie ein spannagelneuer Fremdling in unserer Sprache zu seyn bedünkt; davon traun unsere tapfere

* S. Sprachkunst, Hauptst. VIII. §. 20. „Mechelburg kömmt von Michel, welches vormals „groß hieß, und mit dem griechischen μεγάλος „übereinstimmt. — Und vielleicht kömmt selbst „die Benennung ein deutscher Michel blos daher, daß die alten Deutschen mehrentheils grosse „und ansehnliche Leute gewesen. Denn der Hebräische Name Michael schickt sich hier gar „nicht her.„

Voreltern, die Besieger Roms und der Gallier, nichts gewußt haben. — Jedoch lassen Sie immer Gottsched den grossen Deutschen seyn; ich habe Ihnen über den dritten Abschnitt des Versuchs über das Genie noch einige Anmerkungen mitzutheilen.

Der Verf. suchet in denselben seinen Lieblingsbegrif, die anschauende Erkentniß, auf die höchste Ehrenstuffe menschlicher Einsichten zu erheben. Gleich Anfangs tadelt er die Weltweisen, daß sie die Erkentniß der Schönheit vielmehr eine sinnliche als anschauende Erkentniß genennt haben. „Jener Ausdruck, meinet er, führe viele Neben„begriffe mit sich, die Irrthümer in sich fassen, „und nicht anders, als durch gehäufte Aus„nahmen und Erläuterungen weggeschaft werden „können. So ist auch, setzt er hinzu, nicht eine „jede Art der anschauenden Erkentniß, eine stricte „sinnliche, das ist, eine undeutliche Erkentniß. „Die anschauende Erkentniß kan höchst deutlich „seyn, wie es an dem vollkommensten Urbilde „derselben unwiedersprechlich ist; denn GOTT

„muß

„muß alles und in allen Dingen anschauend
„sehen„ — Diese Gedanken widerlegen sich
selbst. Kan die anschauende Erkentniß höchst
deutlich seyn; so ist sie auch der Schönheit nicht
angemessen, und also für keinen charakteristischen
Unterschied der schönen Künste und Wissenschaf-
ten zu halten. Nach des V. eigenen Gedanken
sind ja die mathematischen Grundsätze leicht an-
schauend zu erkennen; woran liegt es denn, daß
keine mathematische Wahrheit samt ihrer Demon-
stration poetisch ausgeführet werden kan? —
Gewiß an dem einzigen Umstande, daß die Be-
griffe der Schönheit nicht höchst deutlich, sondern
von einer fruchtbaren und ausgebreiteten Klar-
heit, oder, wenn wir nicht um Worte streiten
wollen, sinnlich seyn müssen. Der Verf. hat
also wenig Grund, zu vermuthen, „der Begrif
„der anschauenden Erkentniß würde viel fruchtba-
„rer seyn, eine Theorie der schönen Wissenschaf-
„ten darauf zu bauen, als die wankenden Be-
„griffe des sinnlichen und ästhetischen jemals seyn
„können.„ Denn nach seinem eigenen Geständ-
nisse ist der Begrif der anschauenden Erkentniß

 von

von allzu weitem Umfange, und fast auch die höhern Wissenschaften in sich.

In der Folge sucht er zu beweisen, daß alle Fähigkeiten der menschlichen Seele ohne Ausnahme zu Hervorbringung anschauender Erkentniß in ihrem Felde geschickt sind, und folglich, daß es auch einen anschauenden Verstand, eine anschauende Vernunft gebe. Sie müssen nicht vergessen, daß er in Erklärung der anschauenden Erkentniß von der bekannten Definition dieses Worts abgehe, und die Erkentniß der Sachen in concreto, samt ihren Würkungen, Zufälligkeiten, Veränderungen und Verhältnissen darunter verstehe. Diese nun soll der deutlichen Einsicht des Verstandes und der Vernunft nicht wiedersprechen, und von einem Genie mit demselben verbunden werden können. Er weis die Gründe für diesen Satz ziemlich scheinbar zu machen; allein sie überzeugen nicht.

Ohne Hülfe der Sprache können wir Menschen zu keiner deutlichen Erkentniß, und folglich zu

keinem

keinem Gebrauche der Vernunft gelangen. Eine Wahrheit, die durch unzehliche Beobachtungen und vornehmlich durch diese bestätiget wird, daß die unter den wilden Thieren groß gewordene Menschen nicht das geringste Zeichen der Vernunft von sich blicken lassen. Unsere Erkentniß wird lebhaft und feurig, aber auch verwirrt, sobald wir eine Menge von Merkmahlen zugleich erblicken, und wenn wir sie unterscheiden wollen, so müssen wir sie trennen, und jedes mit einem besonderen Zeichen oder Namen belegen, woraus die symbolische Erkentniß erwächst. So bald wir auf die Sachen zurück sehen, und von den Zeichen abstrahiren; so verwirren sich die Merkmahle unter einander, das Allgemeine vermischt sich mit dem Besondern, das Eigentliche mit dem Zufälligen, und die Deutlichkeit verschwindet. „Die Wahr„heit allgemeiner Begriffe, sagt unser V., erken„net der Verstand anschauend, wenn ihm die „Sinne einzelne Fälle darstellen, und die Einbil„dungskraft aus ihrem Schatze gesammleter Bil„der, ähnliche in die Seele herzuführet. Diese „mannigfaltige Reihe von Bildern übersiehet un-

„ser Verstand mit forschendem Blicke, und findet „in jedem einzelnen Gegenstande Merkmahle, die „unter tausenderley Wendungen auch in allen Ue„brigen anzutreffen sind.„ Ganz wohl! Aber wie findet der Verstand diese Merkmahle? Und wie unterscheidet er sich von denen Merkmahlen, die nicht in allen diesen Gegenständen anzutreffen sind? Nicht anders, als vermittelst der symbolischen Erkentniß, indem er denen Merkmahlen Namen giebt, ihnen die Bestimmungen ihrer Unterart nimmt, und sie zu einer höhern Art oder Gattung zurückführet, da sich denn findet, daß die so verschieden scheinende Merkmahle zu derselben Art oder Gattung gehören, und sich also ähnlich sind. Der Hr. Verf. betrachtet das Verfahren unserer Seele bey dieser Gelegenheit alzu obenhin, und glaubet, der Verstand habe nur mit forschenden Blicke anzuschauen, um zu deutlicher Erkentniß zu gelangen. Wenn er aber untersucht hätte, wie der Blick des Verstandes forschen muß; so hätte er freylich eingesehen, daß die symbolische Erkentniß so entbehrlich nicht sey, als er zu glauben scheinet.

Ich

Ich suche z. B. den Begrif einer heroischen Handlung deutlich zu machen. Ich besinne mich auf eine Menge einzelner Thaten, davon man zu sagen pflegt, sie seyn heroisch. **Codrus** stirbt freywillig fürs Vaterland; **Brutus** befreyet Rom von einem Oberherrn; **Regulus** leidet die entsetzlichsten Martern; **Friedrich** widersetzt sich mit einem kleinen Haufen der Gewalt einer halben Welt. — Alle diese Handlungen geben uns nichts anzuschauen, daß sie Genie hätten, ausser dem Effort des Geistes, den sie uns zu kosten scheinen. Dieser aber giebt noch keinen deutlichen Begrif. So bald wir hingegen die Merkmahle trennen, jedem seinen Namen geben, und in das Fach seiner Art, oder seines Geschlechts einsetzen; so finden wir daß gewisse Merkmahle aller dieser Handlungen in einem Fache zusammen kommen, diese sind in unserm Falle ungefehr diese; sich die grösten Hindernisse und Schwierigkeiten nicht abhalten lassen, ein löbliches **Beginnen auszuführen**. Nunmehr ist unsere Erkentniß deutlich, und wenn wir

hiervon die Anwendung auf vorige einzelne Fälle machen; so wird unser Begrif lebhafter, aber nicht deutlicher, denn das Anschauen hilft uns nicht zum unterscheiden.

Freylich ist diese Art zu deutlicher Erkentniß zu gelangen, wie der Verf. bemerkt, ein schweigendes Geständniß von der Schwäche unserer natürlichen Kräfte; aber nicht wie er meinet, weil die Absonderung unnöthig seyn würde, wenn wir vollständige Inductiones machen könten. Nein! die allervollständigste Inductiones können der Absonderung nicht entbehren. Wir können ohne Hülfe der Absonderung nichts unterscheiden, und also aus einer noch so vollständigen Induction nichts lernen. Allein eben diese Nothwendigkeit der Absonderung und der Bezeichnung, (d. i. der symbolischen Erkentniß,) beweiset, daß wir Staub sind. Höhere Wesen bedürfen dieser Hülfsmittel vermuthlich weniger als wir, und der Allerhöchste durchschauet alle mögliche Welten mit einem Blick. Indessen müssen wir mit den

uns beschiedenen Theil zufrieden seyn, und uns schon mit der Abstraction und Bezeichnung behelfen so gut wir können.

Vielleicht aber haben die Genies hierin etwas voraus, und können mit dem Verstande empfinden? Dieses kan niemand entscheiden, der nicht zu ihren Mittel gehöret. Ich muß also diese Frage unbeantwortet lassen. So viel ist gewiß; nach dieser Voraussetzung liesse sich begreifen, was ein wahrhaftes Genie unlängst, wie Sie sich erinnern werden, hat behaupten wollen; daß man nemlich in dem Zustande feuriger Empfindungen neuere Wahrheiten von GOtt und seinen Eigenschaften fühlen, als durch Hülfe der frostigen Vernunft beweisen könte.

Unser Verf. hat beynahe einen ähnlichen Gedanken. Er sagt: „Wenn ich mir die Allmacht GOttes als eine Kraft, alles mögliche hervorzu„bringen vorstelle; so habe ich zwar einen richti„gen Begrif davon, allein er wird bey weiten

„nicht

„nicht auf meine Seele haben, und einen solchen
„lebendigen Eindruck auf mein Herz machen,
„als wenn ich die unzähligen Werke seiner
„Hände vom Grösten bis zum Kleinsten an-
„schauend durchgehe, sie in einen Blick zu fassen
„suche, und dadurch ein zwar dunkeles und un-
„ausgemahltes, aber doch grosses und erschüt-
„terndes Bild von seiner Macht in meiner Seele
„erwecke. Der erste Begrif wird todt bleiben,
„wenn der andere die rechtmäßigen Empfindun-
„gen gegen dieses anbetenswürdige Wesen auf-
„fordert: der erste läßt die Seele leer, dieser be-
„reichert sie mit unzähligen und mannigfaltig ab-
„geänderten Vorstellungen, die dasselbe verherrli-
„chen; jener ist nur ein Schatten, u. s. w.„
Diese Anpreisung der empyrischen Erkentniß GOt-
tes, wenn ich mich so ausdrücken kan, hat ihren
Nutzen. Man bedenke aber auch, daß alle Er-
fahrungen in der Welt uns keinen Begrif von der
Allmacht geben können. Wer dieses und jenes
kan, der kan noch nicht alles, und die Erfahrun-
gen beweisen doch niemals mehr, als daß G[illegible]

die,

dieses und jenes hervorbringt. Wenn die Begriffe der Allmacht bey mir erweckt werden sollen; so muß immer erst stillschweigend der symbolische Schluß hinzugedacht werden: **Wer dieses und jenes aus dem Nichts hervorbringen kan, der kan auch alles Mögliche aus dem Nichts hervorbringen.** Das Anschauen der göttlichen Werke giebt uns keine Begriffe von den göttlichen Eigenschaften, sondern erweckt uns nur auf dieselbe zu schliessen. Jede Betrachtung der Werke GOttes ist ein Untersatz, zu welchen uns die Einbildungskraft den Obersatz in die Gedanken bringt, und sodann erfolgt der Schlußsatz, der eine Eigenschaft GOttes enthält. Wir müssen also jeder Erkentniß ihren Werth lassen, und der empyrischen nicht mehr zuschreiben, als ihr in der That zukömmt. Ohne Hülfe der allgemeinen Begriffe bleibt sie ewig eine unerleuchtete, eingeschränkte Einsicht, die uns zwar in den Werken der Natur Macht und Verstand, aber keine Allmacht und keine Allwissenheit zu erkennen geben kan. —

Ich könte hier schliessen; allein es fallen mir abermals einige Sätze in die Augen, die mich aufmerksam machen. „Man siehet weit eher „einen Ovid, sagt unser Verf., einen Rubens, „einen Lully, oder überhaupt einen Dichter und „Künstler, welche die Einbildungskraft, oder „der Witz zu Genies erheben; als einen Leibnitz, „oder einen Newton. Grosse Generals und „grosse Staatsmänner sind seltenere Erscheinun„gen als grosse Dichter. Es werden vielmehr „Odendichter reif, als Heldendichter.„ Aus diesen Bemerkungen zieht er eine Folge. — Doch mit der Folge habe ich hier nichts zu thun. Die Bemerkung selbst scheinet mir nicht die richtigste zu seyn. Die Rubens und die Lullis hat die Hand der Natur vielleicht so dünne gesäet, als die Leibnitze und Newtons. Und warum setzt der Verf. dieser grossen Virtuosen den Ovid zur Seite? Wenn er ja keine Heldendichter nehmen wolte, weil diese einen grossen Plan zu überdenken haben, und also den grossen Genies in den höhern Wissenschaften schon näher kommen; warum

wählte er nicht einen Pindar, Anacreon oder Horaz? Gewiß, er würde gefunden haben, daß diese so selten sind, als die grossen Erfinder in den Wissenschaften immer seyn können. — Daß grosse Generals seltenere Erscheinungen seyn, als grosse Dichter, hätte ich aus dem Munde eines unsrer Landsleute am wenigsten erwartet. Unser Vaterland hat beynahe so viel grosse Generals, als mittelmäßige Dichter hervorgebracht. Und auch zu Rom und zu Athen waren Homer und Virgil, Pindar und Horaz die einzige in ihrer Art, da ich noch fast zweifle, und es nicht zu entscheiden wage, ob nicht Alexander und Julius Cäsar ihres gleichen gefunden haben? — Odendichter werden allerdings mehr reif, als Heldendichter. Die Frage ist aber nur, ob sie gut sind. Wie viele Pindare sind denn seit undenklichen Zeiten reif geworden? Ueberhaupt möchte man wohl sagen, ist kein Genie für eine Kunst oder Wissenschaft zu groß. Die kleineste und unansehnlichste Kunst ist Gegenstandes genug, das gröste Genie zu beschäftigen. Nur hat jedes Genie, wenn es wählet,

auf den grössern Nutzen zu sehen. Im übrigen aber hat der kleinste Gegenstand mannigfaltigen Stofes genug, das gröste Genie würksam zu erhalten. Vielleicht hat jener französische Tanzmeister nicht Unrecht gehabt, der einen andern Meister in seiner Kunst eine Menuet tanzen sahe, und voller Entzückung ausrief; O wie viel gehöret nicht zu einer Menuet!

D.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 21. Januar. 1761.

Zweyhundert und eilfter Brief.

Die Erscheinung ist seltsam genug. Der Biographe der Preußischen Helden * tritt hervor, und versichert uns öffentlich, daß er auf alle Ansprüche an eine schöne Schreibart Verzicht thue. Sie sehen wol, daß dieses der gelassene Entschluß eines verwiesenen Autors ist, der dem Reiche der schönen Wissenschaften gutwillig entsagt, weil es ihn noch niemals aufgenommen hat. Lassen Sie uns durch dieses Beyspiel ermuntert, eben so gelassene Gesinnungen äussern; nicht untersuchen, ob etwa Herr Professor Pauli alle Anstalten zu einem schönen Styl nach seiner Meinung gemacht habe; nicht aus seinen Vorreden Muthmassun-

* Pauli Leben grosser Helden, siebenter Theil, bey Franken, 1761. gr. 8.

massungen zusammen lesen, aus denen sich darthun liesse, daß er sich wenigstens mit der süssen Ueberzeugung geschmeichelt habe: Pauli du schreibst schön! — Herr P. ist von dieser Stunde an für uns abgestorben, und so lassen sie uns mit dem frommen Wunsche von dannen gehen: Sit tibi terra levis.

Unterdessen werden Sie doch vermuthen, daß ihm dieses Bekentniß etwas sauer geworden sey. — Nun so ohne alle Beklemmung ist es eben nicht abgegangen. Hier und dar ein Ausbruch der alten Natur — das versteht sich. Da ich ihm zugestanden, daß er allenfalls für einen Chronikschreiber gelten könne: so tröstet er sich damit; — doch was trösten? er ist mehr als zu wol damit zufrieden, und begreift noch diese Stunde nicht, wie ich einige Stellen aus seinen Biographien, neben Stellen aus dem Tacitus und Nepos habe halten können. Gar zu viel Ehre für mich; sagt er. Nu, wenigstens war es nicht darauf angesehen ihn hierdurch Ehre zu machen.

Hier muß ich Ihnen, ehe ich weiter gehe, einen Vorfall erzählen, an dem ich in der That keine Schuld

habe.

habe. In den Göttingischen gelehrten Anzeigen hat jemand dem Hrn. P. die Glaubwürdigkeit und Genauigkeit seiner Nachrichten von der Preußischen Geschichte abgestritten. Und so wäre Hr. P. nicht einmal ein guter Chronikschreiber, nicht einmal sicher in der Freystadt, die ich ihm gegen die Kritik angewiesen habe, und in die er auch geduldig genug eingezogen ist; der letzte Recensente gesteht ihm zwar einen anmuthigen und zeitvertreibenden Styl zu. Allein was kan dem guten Manne das helfen? In dieses Feld darf er sich nicht mehr wagen.

Doch Sie wolten etwas von seinem Auszuge aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften und von seinen dabey geführten Abschiedsreden hören? So gleich.* Zuerst erklärte er sich weitläufig

* Die Vorrede des siebenten Theils enthält dieselben, wo nicht in dieser Ordnung, doch nach eben demselben Inhalt. Man will zugleich dem, der diese Vorrede etwa nicht lesen wolte, keinesweges vorenthalten, daß Hr. P. einiges darin von seinen häufigen Lesern vorspielt, welches in dem Briefe

läufig über die mannigfaltige Absicht, die er bey seinen Biographien gehabt hätte, und härmte sich darüber, daß ich sie aus den Augen gesetzet. —

Herr Professor, sagte ich, dafür sind Sie mir Dank schuldig: Ich habe mit Vorsatze nicht alle ihre Absichten dabey untersucht. Man tritt einer gewissen Art von Schriftstellern durch eine solche Erforschung zu nahe. Sie versthen mich. Ich habe also nur die Absicht festgesetzt, die jeder Geschichtschreiber haben muß, und ihnen gezeigt, daß sie diese gar nicht gehabt oder gar nicht erfüllet haben.

Ein Wort, wie Sie wissen, giebt der andre nur nicht immer ganz ordentlich. —

„Habe ich denn, fuhr der Hr. P fort, nicht „lauter Helden beschrieben? Nennen sie jemand „darunter, dem sie dieses absprechen!„

Nicht doch Herr Professor: die von ihnen beschriebenen Männer sind brave Männer gewesen; aber

Briefe selbst, theils aus patriotischer Gesinnung theils um den Herrn Prof. nicht lächerlich zu machen, verschwiegen worden.

aber deswegen verdienen sie noch nicht alle beschrieben zu werden. Warum muß ich Ihnen dieses noch einmal sagen? Ich begreife wohl, daß Ihnen dieser Punkt sauer wird: doch, das mag unter uns bleiben. Nepos hat freylich nur ein ganz kleines Bändchen geschrieben. Verzeihen Sie, daß ich den Nepos wieder anführe —

„Sie sind ein Spötter, ich kan Ihnen beweisen, „daß Sie Rothenburgen für einen Helden an„zusehen sich geweigert. Haben Sie nicht ge„lacht, als ich seinem Hause im Namen aller „meiner Leser und für mich insbesondere alles er„sprießliche hohe Wohlergehn anwünschte.„ —

Bedenken Sie, lieber Herr Pauli, wessen Sie mich beschuldigen. In Wahrheit, Sie überlegen nicht, daß Sie mich vielleicht um mein zeitliches G bringen können. Sie sind aufgebracht, sonst müsten Sie ja wol sehen, daß ich von dem seeligen General Rothenburg kein Wort erwähnet habe, daß ich mir und ihren andern Lesern vielmehr vorbehalten, bey Gelegenheit dem Hause unsre guten Wünsche selbst zu bezeugen. Aber freylich, als sie angezogen kamen, ungeheissen,

 bela-

beladen mit Complimenten; als Sie anfingen den Fuß zurück zu ziehen, und als mir die Schüler einfielen, die hinten nach stehen und unterdessen an den Hüten nagen. (Hier kehrte ich mich von ihm weg, doch war ich gleich wieder ernsthaft.) Da habe ich freylich gelacht; aber was Sie nicht wissen, zugleich mich geärgert, daß ich anstat des Geschichtschreibers, den ich sehen wolte, nur den Professor sahe, den ich nicht sehen wolte. —

„Sie sind ein Spötter, sag ich Ihnen noch „einmal, ein grober Spötter, Herr B. ein „Mensch der nicht zu leben weis, warum soll ich „einen General-Lieutenant nicht Ihro Excel„lenz nennen? sollen wir uns unter einander mit „dem Quäkerischen Du anreden?„ —

Das nun eben nicht. Aber der Geschichtschreiber, Herr Professor, kennet keine Excellenzen, keine Hochwohlgebohrne Gnaden. Seine Helden sind vor ihm im Staube, und auch der Titelstaub kömmt wieder zu dem Staube, über den er erst gestreuet war. Doch ich stand damals in der Meinung, daß Sie ein Geschicht-

schreiber

schreiber seyn wollen. Von nun an will ich Ihnen dergleichen Vorwürfe nicht mehr machen.

„Machen oder nicht machen: Sie sind ein „Mann, der alles verachtet, dem alles zu klein, „zu niedrig vorkömmt: Sie halten sich über meine „Beschreibungen der Leichenbegängnisse auf; und „der König selbst hat befohlen, daß Keiths Leich„nam nach Berlin gebracht, und daselbst begra„ben werden solte. Andere, und zwar die besten „Schriftsteller haben auch Kleinigkeiten ange„führt. Z. E. der Rußische Degen auf Kleists „Sarge ist gewiß nicht wichtiger als das Faß „Wein, das Keith von Brounen geschenkt „erhalten; und nur ein Frevler lacht darüber, „daß der höchstseelige Prinz Franz v. Braun„schweig in sein Erbbegräbniß gebracht zu wer„den gewünscht hat. Aber das sind die schönen „Grundsätze, die man von den alten Biogra„phen lernt. Man gönnet endlich niemand „nichts Gutes mehr, macht niemand ein Compli„ment und kennet keine andere Pflichten, ausser „denen, die sie vorschreiben.„ —

Darf ich fragen, Herr Professor, was Ihnen die alten Biographen zu Leide gethan haben? Freylich hatten sie einen ganz andern Maaßstab zum Erheblichen oder Unerheblichen in der Geschichte als die Chronikschreiber gebrauchen. Aber deswegen konten es doch wol brave Männer seyn. Soll ich mir nochmals die Mühe nehmen, Ihnen ein paar Stellen zu erläutern? Gut, z. E. Sie hätten schreiben sollen: der König selbst befahl, daß Keiths Leichnam nach Berlin geführt, und daselbst feyerlich bestattet werden solte, nach einem alten Beyspiel, da man die feyerliche Beysetzung verdienter Männer gleichsam zu ihrer lezten Ehre, und zur Schule des Unterrichts für die noch lebenden machte. Der Befehl des Königs hierüber, war ein merkwürdiger Umstand. Diesen durften Sie nicht vorbey lassen. Aber merken Sie denn nicht, daß zwischen der Anführung dieses Umstandes und zwischen der kindischen Beschreibung einer Leiche, darin nicht eine goldene Franze ausgelassen ist, daß dazwischen ein himmelweiter Unterschied sey? Noch ein Beyspiel mein Herr!

Mathe-

Mathematisch betrachtet, ist freylich ein Faß Wein ein grösseres Stück, als ein Degen; aber der Umstand, daß ein feindlicher Officier, ein feindlicher Rußischer Officier, ein Russe als Sieger, den Degen auf Kleistens Sarg, gleichsam als ein Zeugniß seiner Achtung für den erblaßten Streiter gelegt: dieser Umstand ist unendlich wichtiger als — doch ich schäme mich, ihn mit einem geschenkten Fasse Wein zu vergleichen. — Aber etwas weit schlimmeres! Warum verdrehen Sie meine Reden? Warum beschuldigen Sie mich, daß ich über den Prinzen Franz von Braunschweig gespottet hätte? Wahrhaftig nicht über den Prinzen; über Sie, mein Herr, über Sie habe ich gespottet. Allerdings konten Sie seinen Wunsch, in sein Erbbegräbniß zu kommen, anführen. Einen Wunsch, den die grösten Männer aus den grösten Häusern zu allen Zeiten immmer geäussert haben. Heilige und weltliche Geschichtschreiber sind Ihnen darin vorgegangen. Aber wenn Sie nun hinten drein schreyen, seitenlang schreyen, daraus was besonders machen, was thun sie andes, als was die gemietheten Pfeifer und Klage-

 weiber

weiber thun, die bey dem Sarge so viel lärmen, daß man ihnen endlich befehlen muß, stille zu schweigen. —

Herr Pauli hatte mich noch nicht ausreden lassen, als er schon sein Herz über verschiedene andere Stücke meiner Beurtheilung auszuschütten anfing. Da ich merkte, daß er vieles nur zu seiner eigenen Beruhigung sagte, und seine Schreibart schon zusammenpakte, um mit ihr wegzuziehen; so beantwortete ich ihm nicht alles; nach der Grundregel, daß man seinem Feinde die Flucht nicht ganz abschneiden müsse. Was für ein Unglück wenn Hr. P. mit Gewalt unter den schönen Schriftstellern bleiben wolte. Doch ein paar mal zwang er mich wieder zu reden.

„Ich ersuchte, sprach er, einen hohen Fürstli„chen Hof um die wahrhaften Lebensumstände „eines Prinzen. Man willfahrte meiner Bitte, „und schickte mir zugleich die Begräbnißanstalten „zum Einrücken mit. Hier wolte ich wohl wis„sen, was sie, Herr B. gethan hätten?„

Was

Was ich gethan hätte? Weggeblieben wären sie diese Begräbnißanstalten; ganz gewiß weggeblieben.„

„So; und was würde der hohe Fürstliche „Hof gesagt haben?„

Nichts, wenn er Geschmack gehabt hätte. Sehen Sie wol, Herr P. wie sie in der Enge sind. Entweder Sie machen dem Hofe ein sehr schlechtes Compliment, wenn Sie voraus setzen, daß er auf der Einrückung würde bestanden seyn; oder der Hof hat Ihnen ein sehr schlechtes gemacht: denn einem guten Schriftsteller bietet man so was gar nicht an!

Bin ich nicht bisher durchgehends bey kaltem Blute geblieben? und doch hätte mich der schlimme Mann einmal beynahe aus aller Fassung gebracht. Denken Sie! den grösten Undank von der Welt! Herr P. warf mir vor, „daß ich viele Stellen „aus seinen Biographien nur sklavisch abgeschrie„ben, und damit meine Recension vergrössert „habe.„ —

Fast möchte ich sagen, rief ich aus, daß Sie Sich versündigten. Ich Armer, ist es mir nicht

sauer

sauer genug geworden, alle diese schlechte Stellen abzuschreiben, und anstatt des Dankes dafür, macht man mir noch Vorwürfe? Heißt dis nicht, dem ehrlichen Geistlichen, der jemand durch die Herzählung seiner begangenen Sünden bekehren will, für seine saure Arbeit ins Gesichte schlagen? — Was würden Sie denn gesagt haben, wenn ich keine Stellen angeführt hätte? — Ich urtheilte ohne Beweise! Ja mein Herr, diese Beweise waren nöthig; ich schrieb sie für meinen Freund ab, der nicht die Zeit hat, ihre sechs Bände zu lesen. Was kan ich dafür, daß Ihnen Ihre eigene Stellen in meinen Briefen zuwider sind? — Sie sind der Weinschenke, der elenden Wein für guten in seinem Hause verkauft; und eben diesen Wein, den ihm ein andrer unvermuthet vorsetzt, wegen seiner Säure nicht trinken kan. — Und diese Stellen solten zugleich ihren Styl, Herr Pr. zeigen; nicht blos die beyden Beyspiele sollen es thun, auf welche Sie alle Einwendungen dagegen künstlich genug zu bringen wissen. O wenn ich alle ähnliche Stellen hätte anführen wollen z. E. —

„Nur

„Nur stille, fiel mir Herr P. ins Wort; ich „gestehe es, daß ich niemals unter die guten „Schriftsteller gehört habe, jetzt nicht gehöre, „und niemals gehören werde. Chronikschreiber „will ich seyn.„ —

Wollen Sie dieses? so sind wir ja gute Freunde; und um es Ihnen zu zeigen; so will ich mit Ihrer Erlaubnis Ihnen einige Mittel vorschlagen, wie Sie Ihr neues Land, das ich ihnen angewiesen, bauen sollen. Lassen Sie mich den siebenten Theil Ihrer Lebensbeschreibungen durchsehen. — Ey! wie nun mein lieber Freund? In Wahrheit, Sie müssen jetzt innerhalb Ihren Gränzen bleiben; ich werde es nicht leiden, daß Sie ausschweifen. Wozu sollen denn alle Ihre Predigten, von den Universitätsfreundschaften S. 7., von den Reisen S. 8., von Erlernung der Staatskunst in Venedig, besonders auf dem Carneval S. 10., von den Jagden S. 105.* Warum

* Anfänger können hier Xenophons Stelle von der Jagd in seiner Cyropädie nachsehen: Kai
rub

um machen Sie Anmerkungen über das menschliche Leben, da Sie nicht einmal die geringste Kentniß der Menschen zu haben scheinen? Nur ein Beyspiel: S. 14. sagen Sie, „darin besteht „der Vorzug der Tugend vor dem Laster. Die„ses muß viel Stärke brauchen, um sich zu heben. „Jene braucht nur erkannt zu werden, um sich in „die Höhe zu schwingen.„ Wenn ihre Anmerkung gegründet wäre: so fielen alle Klagen über die Hintansetzung der Tugendhaften ganz weg. Aber sie ist falsch, Ihre Bemerkung. Die erkannte Tugend macht öfters, daß ihre Besitzer von Ehrenstellen ausgeschlossen, daß sie verfolgt werden: und das Laster sucht eben diese Ausschliessung durch seine Ränke zu bewerkstelligen. Siehst du

ψυχὴν δὲ πολλάκις ἀναγκη θήγεσθαι ἐν τῇ θήρᾳ, ὅταν τι τῶν ἀλκίμων θηρίων ἀνθιστῆται. Παίειν μεν γὰρ δεῖ τὸ ὁμοσε γιγνόμενον, φυλαξάσθαι δὲ τὸ ἐπιφερόμενον ὥστε ου ῥᾴδιον εὑρεῖν ἐν τῃ θήρᾳ, τί ἄπεστι τῶν ἐν πολέμῳ παρόντων. Man findet nicht alle Tage einen solchen Kontrast.

du wol, Freund, würde ich als Quäker sagen, daß dergleichen Anmerkungen deine Sache nicht sind! — Vor allen Dingen aber, werther Herr P. hüten Sie Sich vor Vergleichungen und Beyspielen aus der alten Geschichte. Eine Acerra philologica ist wol ein ganz gutes Buch; aber es kan uns auch oft einen schlimmen Streich spielen. Wenn Sie z. E. jemals des Xenophons eigene Beschreibung von dem berühmten Rückzuge der zehen tausend Griechen gelesen hätten: würden Sie wol nachher des General Golzen Rückzug aus Neustadt, der zwar glorreich gewesen, der den Ruhm der Preussen aufs neue befestiget, und den Beyfall des grösten Generals erhalten hat: würden sie aber wol diesen Rückzug mit jenem S. 74. verglichen haben? Unmöglich. Es ist eine kützliche Sache mit den alten Beyspielen. Wenn sie nicht recht passen, so schaden sie der Rede mehr als daß sie ihr Glanz geben solten. Und vollends haben alle Chronikschreiber von je her ein eigenes Unglück damit gehabt. Lassen Sie Sich also ein für

allemal

allemal davor gewarnt seyn: und sagen Sie künftig nichts mehr vom Hollunderstecken des alten Brutus S. 114. oder vom alten Horatius S. 115. und dergleichen mehr.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 28. Januar. 1762.

Beschluß des zweyhundert und eilften Briefes.

Dagegen soll Ihnen hiemit feyerlich erlaubt seyn: 1) alle Titel männlichen und weiblichen Geschlechts ungehindert in Ihren Biographien zu gebrauchen. 2) Alle Stufen im Soldatenstande rühmlichst anzuführen. 3) Die Listen der Erschlagenen und Verwundeten bey jeder Schlacht zu geben, (nur müssen sie vollständiger als gewöhnlich seyn. Die Liste von Torgau könte ich selbst vermehren.) 4) Alles Gepränge, es mag Namen haben wie es will, bey Kindtaufen, bey Hochzeiten, bey Leichen, bey Schlittenfahrten, u. s. w. so weitläufig als möglich zu beschreiben; zu nicht geringen Vergnügen Ihrer gnädigen Leser und Leserinnen auf dem Lande, die über dergleichen nie gesehene Pracht erstaunen

mögen. 5) Die Geschlechtsnachrichten vollständig einzurücken, sich gelegentlich den vornehmen Häusern, (nur nicht wieder alle ihre Leser zugleich,) zu empfehlen. Nur von den Lebensbeschreibungen alter berühmter Brandenburger, lassen Sie ums Himmels willen ab, denn diese werden nicht mehr im Zeitungs-Styl beschrieben. Dis letztere zwingt mich, die Ehre der Nation Ihnen anzurathen. Nachdem ich dieses gesagt, schieden wir auseinander.

Und so hätten Sie nun eine vollständige Erzählung von dem Abschiede, den Herr P. Pauli aus dem Reiche der schönen Wissenschaften genommen hat. Aber ach! was betrüge ich Sie und mich! Dort drängt er sich wieder zu einem der ansehnlichsten, und unter uns noch fast gar nicht besetzten Platz, zu dem Platze des förmlichen Geschichtschreibers hin: seine Brandenburgische Geschichte in der Hand. Ich werde nächstens seine Ansprüche darauf untersuchen, und Ihnen davon Bericht erstatten.

B.

Nachschrift.

Ich weiß nicht, warum ich mich von den Biographien noch nicht entfernen kan. Ein Zufall führt mich auf ein Stück des Ramblers, (ich wage keinen deutschen Namen,) darin er diese Materie mit dem Ernste in der Schreibart abhandelt, die man von einem Johnson erwarten kan, der im Besitze des ganzen Reichthums seiner Sprache, ihn zur reinlichsten Pracht und zur prächtigsten Einfalt zu gebrauchen weiß.

Da wir für einander lesen, und Sie jezt den Rambler gewis nicht bey der Hand haben: so will ich Ihnen den grösten Theil des erwähnten Stückes (No. 60. im dritten B.) so gut ich kan, übersetzen. Ihr Freund tritt ab; Johnson redet:

Solche gleichlaufende Umstände, solche verwandte Bilder, welche sich unsre Seelen willig zueignen, trift man vor allen andern Schriften in den Erzählungen der Lebensumstände besonderer Personen an, und deswegen scheinet keine Art der Schriften unsers Fleisses würdiger, als

die Biographie: da keine vergnüglicher, keine nützlicher seyn kan; keine unfehlbarer das Herz mit unwiderstehbarem Antheil fesseln, keine weiter ihren Unterricht auf jeden verschiedenen Stand ausgiessen kan.

Die allgemeinen und hinreissenden Erzählungen der Geschichte, die ein tausend Schicksahle in dem Verlauf eines Tages einschliessen, und mit einem grossen Unternehmen unzählbare Zwischenvorfälle verwickeln, biethen dem Privatleben weniger brauchbaren Unterricht an, auf welches seine Erquickungen und Kränkungen durch die rechte oder verkehrte Handhabung solcher Dinge zuströmen, die nichts als ihre häufige Erscheinung beträchtlich macht; Parva, si non fiant quotidie, sagt Plinius; und welches keine Stelle in Erzählungen finden kan, die sich niemals unter die Berathschlagung der Senate, die Bewegungen der Kriegsheere und die Anzettlungen der Verschwohrnen herablassen.

Ich habe oft gedacht, daß selten ein Leben vorübergelaufen sey, wovon eine reifliche und getreue Erzählung nicht nützlich seyn würde. Denn nicht nur

nur jedermann trift in dem grossen Klumpen der Welt eine starke Anzahl in nämlicher Verfassung mit sich an, denen seine Mistritte und Misunternehmungen, Schlupfwinkel und Rettungsmittel von unmittelbaren und augenscheinlichen Nutzen seyn würden: sondern es findet sich eine solche Einförmigkeit in dem Zustande des Menschen, wenn er vor sich ohne die zufälligen untrennbaren Verzierungen und Vermummungen betrachtet wird, daß kaum ein mögliches Gut oder Uebel in der Welt ist, welches nicht für das menschliche Geschlecht gemein wäre. Ein grosser Theil des Lebens derer, die Glück oder Gemüthsart am weitesten von einander abgestellet hat, muß unvermeidlich auf einerley Art verfliessen: und obgleich, wenn die Ansprüche der Natur befriediget sind, Eigensinn und Eitelkeit und Zufall anfangen, Unterschiede und Besonderheiten hervorzubringen; so ist doch das Auge nicht sehr wachsam und flink, dem es entwischt, daß nämliche Ursachen ihren Einfluß immer in nämlichen Würkungen endigen, wenn schon zuweilen beschleuniget, zuweilen verzögert oder verwirret, durch vervielfältigte Zusammensetzungen.

Wir werden alle angespornet durch die nämlichen Bewegungsgründe, alle betrogen durch die nämlichen Trugschlüsse, alle beseelet durch Hoffnung, zurückgehalten durch Gefahr, verstricket durch Begierde und verführt durch Wollust.

Man wendet häufig gegen die Erzälungen besondrer Leben ein, daß sie sich durch keine rührende oder wundervolle Abwechselungen auszeichnen. Der Gelehrte, welcher sein Leben unter seinen Büchern zubringt; der Kaufmann, der nur seine Angelegenheiten besorgt hat; der Priester, dessen Handlungskreis sich nicht über den Umkreis seines Amtes hinaus erstrecket hat, werden für keine schicklichen Gegenstände der öffentlichen Achtsamkeit angesehen, so sehr sie sich auch auf ihren verschiedenen Posten möchten hervorgethan haben; so groß auch ihre Gelehrsamkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit möchte gewesen seyn. Aber dieser Einwurf entspringet aus dem falschen Maasstabe der Vortreflichkeit und Würde, und muß ausgewurzelt werden, durch die Betrachtung, daß nach der Schätzung der unverderb-

derbten Vernunft, was den grösten Nutzen giebt, auch den meisten Werth habe.

Es ist zwar nicht verwerflich, einen erlaubten Nutzen vom Vorurtheile zu ziehen, und sich Aufmerksamkeit durch einen berühmten Namen zu erwerben. Aber das Amt des Biographen ist, nur leichte über solche Verrichtungen und Vorfälle wegzuglitschen, die eine gewöhnliche Grösse hervorbringen; die Gedanken in die häuslichen Vertraulichkeiten hineinzuführen, und die kleinen Umstände des täglichen Lebens auszufalten, wo die äussern Anhängsel bey Seite gelegt werden, und die Menschen übereinander nur durch Klugheit und durch Tugend hervorragen. Der Biographe des Thuanus sagt sehr schicklich, daß er diese Nachricht von ihm geschrieben habe, um der Nachwelt den häuslichen und gesellschaftlichen Charakter des Mannes vorzulegen, cujus ingenium & candorem ex ipsius scriptis sunt olim semper miraturi, dessen Freymüthigkeit und Genie aus seinen Schriften bis ans Ende der Zeit wird bewundert bleiben.

Es giebt manche unscheinbare Umstände, welche, wir mögen zur Erforschung natürlicher oder sittlicher Kenntnisse lesen, wir mögen vorhaben unsre Wissenschaft zu erweitern, oder unsre Tugend zu vermehren, uns wichtiger sind, als öffentliche Vorfälle. So hat Sallust, der grosse Meister nicht vergessen, vom Catilina zu bemerken, daß sein Gang bald geschwinde, und denn wieder langsam gewesen, als Anzeige einer Seele, die bey sich etwas mit heftiger Bewegung überleget. So giebt uns die Geschichte des Melanchton eine rührende Lehre von dem Werthe der Zeit, durch den Bericht, daß, wenn er einen Besuch festgesetzet, er nicht nur die Stunde, sondern auch die Minute bestimmet haben wollte, damit nicht der Tag im Müßiggange der Erwartung verstriche; und alle Anschläge und Unternehmungen des de Wit sind jetzt für die Welt weniger wichtig, als derjenige Theil seines persönlichen Characters, welcher ihn uns vorstellet, als besorgt für seine Gesundheit, sorglos für sein Leben.

Aber

Aber die Biographie ist oft Schriftstellern überlassen worden, welche scheinen sehr wenig mit der Beschaffenheit ihrer Arbeit bekannt, oder sehr nachläßig in ihrer Ausführung gewesen zu seyn. Selten bringen sie eine andere Nachricht vor, als die man eben so gut aus Zeitungen sammeln könte; und glauben, ein Leben zu beschreiben, wenn sie eine chronologische Reihe von Thaten, oder Beförderungen vorlegen, und achten so wenig auf die Sitten und das Betragen ihrer Helden, daß man eines Mannes wahren Charakter aus einer kurzen Unterredung mit einem seiner Bedienten besser kennen lernet, als aus einer förmlichen und mühsamen Erzälung, angefangen mit seiner Geschlechtstafel, und geendiget mit seinem Leichenbegängnis.

Wenn sie manchmalen sich herunterlassen, der Welt kleine Vorfälle zu berichten, sind sie nicht immer so glücklich, daß sie diejenigen auslesen, welche die erheblichsten sind. Ich begreife nicht alzuwol, welchen Vortheil die Nachwelt aus dem einzigen Umstande ziehen wird, woran Ti-

kell von dem übrigen Theil der Menschen Addisonen unterschieden hat: Der Unregelmäßsigkeit seines Pulses. Eben so kan ich mich nicht, für die Zeit, die ich Malherbens Leben durchzulesen angewendet, bezahlt halten, daß ich nun durch den gelehrten Biographen daraus zu erzählen in Stand gesetzet worden: Malherbe habe zwo herrschende Meinungen geheget; die eine, daß die Ausschweifungen eines unverheyratheten Frauenzimmers allen ihren Stolz auf ein altes Herkommen vernichten können; die andre, daß die Bettler in Frankreich sehr unschicklich, und gegen die Sprache sich des Ausdruckes: Wohlgebohrner Edelmann bedienten; weil jedes von diesen Worten die Bedeutung beyder in sich schlösse.

Es giebt zwar einige natürliche Gründe, warum diese Berichte ofte von solchen geschrieben werden, von denen man wol schwehrlich Unterricht oder Vergnügen erwarten darf, und warum die meisten Lebensbeschreibungen unfruchtbar und unnütze sind. Wenn eine Lebensbeschreibung so lange aufgeschoben wird, bis Partheygeist und

Neid

Neid sich gesetzet hat, und aller Antrieb zur Verläumdung oder Schmeicheley unterdrücket ist: so dürfen wir zwar auf die Unpartheilichkeit hoffen, aber wir müssen wenig Licht erwarten; denn die Vorfälle, die der Biographie Vortreflichkeit geben, sind von der flüchtigen und auslöschbaren Art; es sind solche, die bald dem Gedächtnisse entwischen, und selten durch die Ueberlieferung herunter gebracht werden. Wir wissen es, wie wenige einen noch lebenden Bekanten zu schildern im Stande sind; ausser nach seinen hervorstechenden und bemerklichen Eigenschaften, und den stärkern Zügen seiner Seele: und man kan sich leicht vorstellen, wie viel auch von dieser geringen Kentniß durch die Mittheilung zu Grunde gehen, und wie bald eine Folge von Kopien alle Aehnlichkeit mit dem Urbilde verlieren müsse.

Wenn der Biographe aus selbst erlangter Kentniß schreibet, und eilfertig ist, die öffentliche Neugier zu befriedigen: so steht zu befürchten, daß sein Vortheil, seine Furcht, seine Dankbarkeit oder seine Zärtlichkeit die Uebermacht über seine Treue erhalten, und ihn reitzen möchte, wenigstens zu verbergen,

bergen, wo nicht, zu erfinden. Es giebt viele, welche es für eine fromme Pflicht halten, die Fehler oder Versehen ihrer Freunde zu verstecken, auch alsdann, wenn ihnen die Kundmachung dererselben nicht mehr schaden kan: daher sehen wir ganze Reihen von Charakteren mit einförmigem Lobe ausgezieret, und unerkentlich einer von dem andern; wäre es nicht durch äussere und zufällige Umstände. „Möchte ich doch immer daran „denken, sagt Hale, wenn ich mich geneigt finde, „mit einem Verbrecher Mitleiden zu haben, daß „wir auch dem Vaterlande Mitleiden schuldig „sind.„ Kan das Andenken der Todten, Achtung von uns fordern; so müssen wir noch mehr Achtung hegen für Erkentniß, Tugend und Wahrheit.

B.

Zwey-

Zweyhundert und zwölfter Brief.

Bey dem grossen Schwarm halb wahnsinniger einsamer Dichter, ist es würklich ein glücklicher Zufall, auf einen andern einmal zu stossen, der den gesunden Verstand aus seinen Gedichten noch nicht verbannet hat, und uns erlaubt mit ihm in der menschlichen Gesellschaft zu bleiben. Gesetzt, daß er noch dazu in einer Sprache gedichtet hätte, darin es ihm leichter geworden, die besten Muster nachzuahmen, und ihren Saft unverfälscht in seine poetische Ader einzuträufeln: so wäre der Zufall gewiß noch erwünschter.

Leute, die mit den Lateinischen Schriftstellern recht bekannt sind, gelten leider für Erscheinungen unter uns, und wenn uns ein solcher ein Empfehlungsschreiben von einem ehrwürdigen Alten überreicht, so macht er uns beynahe für sich partheyisch, ohne daß wir uns selbst oder andere uns tadeln können. Wir fühlen uns gleichsam genöthiget, die wenigen noch glimmenden Funken mit einigem Lobe aufzublasen, obgleich nicht allzustark,

zu stark, damit sie nicht geschwind: sehr helle werden, und dann — verschwinden. —

Und was wird nun, fragen Sie, auf dieses Vorspiel folgen? Weiter nichts, als ein paar kleine Bändchen lateinischer Gedichte. * Nicht von einem und eben demselben Verfasser; folglich auch nicht einerley Lobes und Tadels fähig. Aber ich will sie nur beyde zusammen nehmen.

Man darf die Drohungen der Dichter nicht immer buchstäblich nehmen; sonst dürfte ich es wol nicht wagen, ein Urtheil über diese Herren zu fällen, nachdem der eine für dem andern über jeden Tadler ein Venus - anathema gerufen hat.

O illum rosea Cypro,
Aeternumque Paphi deliciis manu
Irata Venus arceat,
Qui te cunque petat dentibus improbis
Te Musarum amor & meus!

Die

* Klotzii opuscula poetica, Altenburg bey Richter, 1761. und C. C. S. * * Carminum Libri duo, Leipzig bey Heinsius Erben, 1761. beyde in 8.

Die Furcht für die Venus unterdessen beyseite, will ich Ihnen aufrichtig sagen, wie sie mir gefallen haben. Ich finde sehr viel Leichtigkeit im Kunstmäßigen, viel Gewalt über die Sprache, zu viel Nachahmung, zu wenig Erfindung, selten oder gar niemals einen kühnen Flug in den Oden. Wo sie sich erheben, geschieht es nur mit dem einem grossen Dichter ausgefallenen und sorgsam aufgelesenen Federn. Nichtsdestoweniger sind die Oden, die der erstere Verfasser verfertiget hat, meistens schön, als Lehroden betrachtet; da sein Talent überhaupt in der dogmatischen leicht satyrischen oder spottenden Poesie zu liegen scheint. Die erste und fünfte Ode, davon jene an Deutschland gerichtet ist, diese Deutschlands Klagen enthält, sind, dünkt mich, Nachahmungen der Oden nämlichen Inhalts bey Uzen, und es würde nicht ganz unangenehm seyn, die dagegen zu halten, wenn ich nur Uzens Gedichte bey der Hand hätte. Aber seitdem Herr Wieland so viele Sünden darin entdeckt hat, traue ich mir nicht, sie immer bey mir zu führen. Die dritte Ode *ad Lehmannum*: **Est ipsa virtus dos sibi maxima**

findet

findet doch, so oft auch ihr Innhalt fast von allen Dichtern bearbeitet worden, den schönen Ausgang:

Et crede, surget serius, ocyus
Sed crede, surget lux rutilo polo,
Virtutis assertor, gravisque
Opprobrii metuendus ultor.
Tunc fulgurantem luce videbimus
Intaminata, quam miserabilem
Cunctisque spretam, quamque fletu
Saepius hic madidam videmus.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 4 Februar. 1762.

Fortsetzung des Zweyhundert und zwölften Briefes.

In der neunten Ode kommt ein artiger Einfall vor, daß nemlich Homer, wenn er sehend gewesen wäre, ganz gewiß die Mädchen und nicht den Zorn des Achilles würde besungen haben. In der zehnten Ode de se ipso entsagt der Dichter auf einmal den zärlichen Empfindungen; dagegen

> Laetus per ignes, laetus aherea
> Per machinarum murmura, per globos,
> Per fulminatrices catervas,
> Ense ruam calido cruore.

Deucht es Ihnen nicht etwas anstößig von einem und eben demselben Manne in einer halben Stunde ganz widersinnige Entschliessungen zu lesen? Vorher nichts als Liebe und Weichlichkeit!

jetzt Blut, donnerndes Geschütz und Tod fürs Vaterland! Ich weiß wol, daß jede Ode ein Ganzes für sich ausmacht: aber ich weiß auch, daß der Dichter von seinem einmal angenommenen persönlichen Charakter nicht so schlechterdings abweichen darf; — Horaz, so oft er von sich redet, erscheint immer als ein Mann, der seine Ruhe und nicht die Waffen liebt. Er kan die entgegengesetzte Gesinnungen abgesondert betrachten, aber nicht beyde in Anwendung auf sich; sonst glauben wir, daß er nur leere Worte vortrage, und seine Empfindungen nur im Kopfe und nicht im Herzen anzutreffen wären.

Die funfzehnte Ode *ad Horatium* ist eine Nachahmung der berühmten Ode quo me rapis Bacche tui plenum: allein der V. solte bedacht haben, daß es natürlicher sey, sich an den GOtt der wütenden Begeisterung zu wenden, und von ihm den Einfluß zu erwarten, als an einen Dichter, der selbst sich selten bis zur Pindarischen Höhe geschwungen hat. Die sechszehnte Ode auf Kleisten, der in der Schlacht bey Kunersdorf und nicht bey Zorndorf, (wie

der

der V. irrig überschreibt,) sein Leben nicht theuer geachtet, sondern dahin gegeben hat, scheint mehr Zwang als Natur an sich zu haben; wenn der Dichter mehr Empfindung hätte hinein bringen können, würde die Ode vielleicht schöner geworden seyn.

Die zwanzigste Ode *ad Neumannum:*

Quid juvat rerum docili artiumque
Ambitum infinitum animo tenere,
Si tibi ignotus, Neomanne, vivas
Et moriaris?

Diese Ode ist schön, und trägt eine Materie vor, die sonst nur die Satyrenschreiber sich zugeeignet haben. Der Odendichter, der einen solchen Satz ernsthaft und unschuldig vorträgt, macht meinem Bedünken nach, einen stärkern Eindruck als der Strafdichter, der uns durch seine bittere Vorwürfe gleichsam gegen sich empört. Was werden Sie zur zwey und zwanzigsten Ode *Vindemia* sagen? Mir hat sie vorzüglich gefallen; unterdessen kan es wohl seyn, daß der V. unserm seeligen Vater Hagedorn den Schwung dabey zu verdanken hat.

Auf die Oden folgen *Sermones*: drey an der Zahl. Ich habe es, dünkt mich, schon gesagt, daß des V. Stärke hierin liege. Sie sind mit einer Leichtigkeit geschrieben, die den grossen Endzweck eines Schriftstellers, die angewendete Kunst und Mühe zu verstecken, vollkommen erreicht. Ich überlasse Sie Ihnen zu lesen. In der dritten werden Ihnen unter den kleinern Schönheiten einige mit Fleiß ausgearbeitete Verse gefallen. Der V. giebt nemlich Rechenschaft, warum er gewisse Charaktere, auf welche die von ihm Gegeisselten stolz thun, nicht loben könne.

— Vano studio verba ipsa repugnant!
Aut me Grammaticus virga saevoque flagello
Territat, aut certe versus subito *elanguescit.*

Den gelehrten Birrus kan er nicht loben.

Ecce, aegre versus verbum capit eruditi.

Und den Juristen Servius.

Jam periit Jurisconsulti nomine versus.

Den Philosophen Quintus würde er sein gebührendes Lob nicht versagen.

Attamen & nostrae Quinti praeconia haberent
Chartae, ni versum vox Philosophia retardet.

Ganz anders ist es wenn er züchtigen will.

Ultro tunc coeunt in carmen mollia verba.
Nil sapit & stupidus Bitrus se jactat inepte,
Servius haud quidquam præter mala jurgia novit,
Quintus futilibus consumit tempora nugis.
Probrosis Titius rodit bona nomina verbis.
Nonne tuus verbis & metro Klotzius ergo
Ducitur, ut nervis alienis mobile lignum.

Das war der erste Dichter; — nun richten Sie auch einen Blick auf den zweyten, der Ihnen Elegien und Sinnschriften anbietet. Es ist eine eigene Sache mit den Elegien. Man kan nicht immer ohne Unverschämtheit fordern, daß das Publikum sich soll Klagen vorwinseln lassen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten sind! — Mir hat es immer geschienen, daß die Aufmerksamkeit, die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unsre Neugier als durch derselben innere Kraft hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den Anekdoten eines solchen Mannes begierig und will von seinen besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine Elegien als einen kleinen Roman,

darin die Geliebte erst spröde, dann erweicht, dann eifersüchtig oder ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß in dem letztern die Ursachen dieser Erfolge weitläufig, in der verliebten Elegie aber nur die Würkungen, die sie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählt werden. Die Kunst des Dichters bestehet nun darin, daß er diese Würkungen rührend und angenehm beschreibe. Und hieraus läßt sich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle. Es ist nemlich schmeichelhaft für ihn, Würkungen beschrieben zu sehen, davon er ganz alleine die Ursache ist. Andre Leser, deren Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüßig, weil der Verstand bey der Erforschung der Ursach und ihrer Verbindung mit den Würkungen gar nichts zu schaffen hat.

Die meisten Dichter scheinen den Begrif der Elegien alzusehr eingeschränkt zu haben. Man könte sie überhaupt erklären, als die sinnlich

voll

vollkommene Beschreibung unserer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich vollkommene: der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen angegeben; und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust, gehören, so wie ihr Gegentheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem gesellschaftlichen Leben, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; Wenn die Elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten: so würden sie einen der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nemlich unnatürlich werden, entgangen seyn. Allerdings ist es widersinnisch, bey einem grossen Schmerzen sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre

Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also gleich den Fluthen des Meeres überschwemmet, so sind alle ihre schöne Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdecket. Man erblicket nichts als eine traurige Fläche, und höret nichts als das wilde Rauschen der Wehmuth. Es giebt Seelen, welche besser verwahrt, und gleichsam mit stoischen Dämmen umgeben sind. An diese prallen die Wellen an, und zerschellen. Diese Seelen brechen bey einem grossen Schmerz nicht in Klagen, sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kan aber auch in der Ode vorgestellet werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem Elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die Gegenseitigen schon gemildert sind: Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturm der heftigen Leidenschaft; sondern,

dern, wenn sie dieselben erhält: so ists bey ihr öfters nur

— ein Frühlingstag
Der durch ein Wölkchen lacht.

Es versteht sich, daß es dabey auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Lassen Sie mich diese Materie noch ein wenig fortführen, da die meisten Kunstrichter, so viel ich weiß, sie sehr unvollständig vorgetragen haben. Unter die beyden Artikel der Gedanken und des Ausdruckes der Elegie lassen sich wol die meisten Regeln bringen.

Die vermischten Empfindungen können entweder aus der Betrachtung des menschlichen Zustandes überhaupt, oder dieser und jener Gesellschaft eines besondern Standes, einer einzelnen Person entstehen, und bey der letztern werden die verschiedenen Zustände in Erwägung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müssen. Der Satyrenschreiber betrachtet auch den Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittere Klage aus: aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungedult

 wenn

wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht, daß fast alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der Elegische Dichter hingegen überläst sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend das er vor sich sieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er erst untersucht, wo die Ursachen dazu liegen, und da die Gegenstände nicht nahe genug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: so genießt er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung desselben darreicht.

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen; so müssen wir eine besondere Neigung für dieselbe haben: sie betreffen alsdann entweder unser Vaterland, oder unsre Geburtsstadt, oder das Land unsrer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt; Länder, wo die Musen sonst gewohnt haben, durch Barbarey entheiligt sind; so können dergleichen Empfindungen entstehen: nur muß die Zeit

den

den Bildern ihre alzugrosse Lebhaftigkeit geraubt haben: die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verlohren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor sich, als den erblasten Leichnam, nichts, als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen sind, Feinde, die sich freuen, und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen: — sobald sie sich erst wieder erinnert, wie viel Wiz ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget: so löst sich der Schmerz in Thränen auf; die Empfindung wird vermischt, und zur Elegie weich genug. Zu dieser Gattung gehört der 137ste Psalm in dem Kirchenliede: „An Wasserflüssen Babylons.„ Den auch der Aufseher nach Sidneys Uebersetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet worden.

Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; be-

sonders

sonders diejenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenseitigen widerfährt. Die Elegie, auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekandt gemacht hat, ist hierin ein Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen leichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich her würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt unerwehnt liege. Weil ich jetzt dieses Muster in Gedanken habe; so will ich sogleich ein paar Anmerkungen, die ich dabey machen kan, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umstände sind dem Elegischen Dichter nicht ganz einerley. Die Stunden, darin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läst, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande seyn, ob ich gleich gestehe, daß zu der von dem Engelländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicheret Ort hätte erwählet werden können. Aber Einsamkeit

samkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Creutzgänge wo Eloise ihre Briefe geschrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht, (wo der Israelitische Dichter seine Elegie verfertiget,) Wälder, Felsen, wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr, und das Bewustseyn der Sicherheit wechselsweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer kan aber auch dazu dienen; besonders wenn noch äussere Umstände dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde, zitternde Fenster, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik. — Ja, wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen: so kann die Seele auch in der grösten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten alle diese äussre Dinge so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken als süsse Melancholey in der

Seele entstehen würde. So würde es widersinnisch seyn, wenn jemand an einem Orte, wo er sich würklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wolte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen, wenn die vermischten Empfindungen aus der Betrachtung unsers eigenen Zustandes entstehen. Natürliches oder von der Einbildung geschaffenes Unglück kan alsdann in der Elegie angetroffen werden. Mitleiden mit uns selbst oder mit einem andern kan darin herrschen. Es würde überflüßig seyn, alle verschiedene Fälle auseinander zusetzen. Die verliebten Klagen gehören zu dieser Gattung, und fast scheint es, daß ausser diesen und den Todesfällen, die meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen. Ich will nur noch dieses anmerken. Auch ohne die Zuthun äusserer Zufälle kan jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung etwa bey einem einsamen Spatziergange gesetzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das

Gute

Gute und Böse darin überdenkt, und sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittre Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fliessen, so mögen sie milde fliessen und wenn Seufzer gehört werden, so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun selbst, müssen der Würde der Empfindungen angemessen seyn. Es wird dabey ein Geist vorausgesetzt, der sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahin reissen läßt, noch auch jedem Verluste stoisch wiedersteht. Folglich werden die erhabenen Gedanken aus der Elegie wegbleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erschlaffung ist; so ist ein geschärfter Wiz, das epigrammatische, das allzuweit hergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geschichte, Fabeln, darin ihren Plaz. Denn die Einbildungskraft ist bey einem solchen Zustande der Seele fast allein

allein beschäfftiget. Sie sucht also alle vergesellschaftete Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um entweder sich dadurch zu trösten, oder noch mehr zu betrüben. Sie bleibt öfters bey einem einzigen Gedanken stehen und wiederhohlt ihn; ja, macht unmittelbar die Anwendung auf sich. Daher kommet die Wiederholung einerley Worte am Ende des vorhergehenden und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen.

Der Beschluß künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 11. Februar. 1762.

Beschluß des zweyhundert und zwölften Briefes.

Alle Gedanken, die ins groteske fallen, allzu häufige O, und Ach und Weh! Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzens tödten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer allzuheftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung, die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüssig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedancken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen.

Vor allen Dingen muß der Elegische Dichter die kleinsten Umstände, die mit seinem Gegenstande verwandt gewesen, sammeln und anführen.

Dieses zeigt, daß seine Einbildungskraft ganz damit angefüllt sey, und nicht das Geringste habe verlohren gehen lassen.

Der Ausdruck wird so wenig möglich als prächtig seyn dürfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore aber auch auro absque & gemmis. Je natürlicher die Empfindung ist: desto weniger sind die Worte gesucht. Ich will ihnen eine kleine Englische Elegie hersetzen, die ich irgendwo in Musik gesetzt gesehen habe, ihren Verf. aber nicht kenne. Es ist die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, o, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night from You I part,
Why the sigh, that rends my heart?
Gentle Youth, o, tell me true,
Is it then the same with you?

Die Naivetät, welche hier herrschet, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! Wenn nur das äusserste auf beyden Seiten vermieden wäre: so wird die Verschiedenheit

der

der Materie den Ausdruck an die Hand geben. Die vielen Gebete und Reden in den letzten Gesängen der Meßiade sind Elegien der Seligen.

Noch ein Wort von den verliebten Elegien, sie sind für die wenigsten Leser. Wenn es ein dritter schon überdrüßig wird, dem Gespräche zweyer Verliebten zuzuhören: was für eine Dreistigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publicum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten lesen kan. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten.

Dem sey nun wie ihm wolle: Herr Schilling, (dis ist der Name unsers zweyten Verfassers,) giebt uns Elegien, darin von nichts als von seiner Magdala die Rede ist. Die Ausarbeitung selbst ist schön, und der Verf. hat die Sprache der Ovidischen Elegie ganz inne. Die fünfte und vierzehnte Elegie, darin andre Gegenstände herrschen, werden ihnen am besten gefallen. Eine

kleine Probe der letztern, welche überschrieben ist: in mortem B**

Solve dolens Elegia comas, & percute pectus
Jam nimis heu! veri causa doloris adest.
Abstrahit infernas mors importuna sub undas,
Quem decuit nunquam vivere desinere.
Cui, modo nascenti, Charites risere puello;
Et Veneris lauri serta columba tulit.
An semper primo vates sub flore juventae
Fata in Plutonis lurida regna vocant?
Nil prodest cecinisse Deos, cecinisse puellas?

Die neunte Elegie scheint dem V. verunglückt zu seyn. Phöbus erscheint ihm darin im Traume; weissagt ihm seine künftige Dichtergrösse, erlaubt ihm als Jüngling noch die Freuden der Liebe zu besingen, schreibt ihm aber für das Alter andere Materien vor; wo es schon wunderbar läßt, daß ihm Phöbus erst lauter Materien aus der Physic vorlegt; noch seltsamer aber was er ihm am Ende sagt.

Fatone, an nostro vita sit arbitrio?
Nam sunt cuique rei sua tempora. Suggerit uvas
Autumnus, flores ver tibi, Bruma nives.

Was

Was den Phöbus veranlasset habe, diese bekannte Sache hier auszuführen, und ob er den Dichter damit zur Abhandlung seiner physikalischen Materien habe in den Stand setzen wollen, ist nicht allzuleicht anzugeben.

Auf die Elegien folgen Epigrammata; davon die meisten von alter Erfindung sind, darunter sich aber doch Elogium Kleistii, in malum Poetam, und Votum auszeichnen. Ich will ihnen die beyden ersten gleich hier abschreiben.

Cur viret haec tellus violis? cur innuba laurus
Spargit inumbrato frigora sacra loco?
Kleistius hic molli compostus pace quiescit,
Qui vixit Musis, & cecidit Patriae.

IN MALUM POETAM.

Quidam pessimus omnium poeta,
Quem ridet, sibi maxime placentem,
Quidquid est hominum politiorum,
Ut mos est suus, usque & usque versu
Me paene enecat heu! ineleganti
Insulso illepidoque frigidoque
Et laudes tacitus suas requirit.

Sed grates refero, malamque pestem
Rursus eneco. Quomodo? tacendo.

Ich blättere zurück, und sehe, daß ich Ihnen einen langen Brief, anstatt ein paar Seiten, wie ich Willens war geschrieben habe. Ich schliesse. Wünschen Sie nicht mit mir, daß Phöbus dem Herrn S. noch einmal im Traume erscheinen, und ihn aufmuntern möchte, auch in Prosa zu schreiben, da er einmal die Sprache in seiner Gewalt hat. Wir brauchen nicht lauter Dichter, unterdessen daß unser historisches Feld noch so leer ist.

— Zwar wann man alles reiflich überlegt, so solte man fast überhaupt wünschen, daß alle deutsche Schriftsteller zwar mit der römischen Sprache zuvor so vertraulich bekannt wären als Herr R. und Herr S. aber wenn sie schreiben wolten, lieber deutsch schrieben.

B.

Zwey-

Zweyhundert und dreyzehnter Brief.

„Wer wolte sich denn so schülerhaft an die „Worte binden? allenthalben gukt das Wör„terbuch hervor; und wo die Zusammensezung „ein wenig schwerer, als gewöhnlich ist, habt „ihr den Verstand nie eingesehen, sondern wie ein „Mann ohne Kopf geschrieben.„ — Was denn nun? gar nichts weiter, als daß ich mit einem Menschen rede, der mir ein Exercitium bringt, und dazu die *Mores Eruditorum* gewählt hat. Nun geht Sie wol dergleichen Zeug nichts an; aber was das schlimmste ist, es ist gedrukt worden *, und der Uebersezer kan nun seine Strafe nicht mehr im Verborgenen ausstehen. Alle Jahre unter einem so unnüzen Haufen, als unsere gewönlichen Uebersezer sind, ein öffentliches Beyspiel der Gerechtigkeit kan nichts schaden. Noch dazu an einem Menschen, der schon oft gesündigt hat! Weil er sich nicht genant, will ich mich um

 seinen

* Die Sitten der Gelehrten. Berlin, bey Arnold Wever 1761.

seinen Namen nicht bekümmern; aber vom Geschlechte der Crispinen ist er.

Was ihn auf den unseligen Einfal gebracht, die Mores Eruditorum, die mit Vorsaze lateinisch geschrieben sind, zu verdeutschen, würde schwer zu rathen seyn, wenn nicht bey gewissen Köpfen alles wiedersinnische leichter zu erklären wäre, als das Vernünftige.

Ich will sie nicht lange aufhalten; etliche Proben von Hauptschnizern sollen Ihnen wol zeigen, in welcher Klasse mein Schüler noch sizt.

S. 32. heißt bey ihm Arrigere Aures, „die „Ohren aufsperren„ Mich nimmt aus gewissen Ursachen sehr Wunder daß der V. den eigentlichen Verstand des Arrigere hat verfehlen können. Uebrigens dient ihm zur Nachricht, daß so viele Leute ich auch noch kennen gelernet, keiner davon seine Ohren weder aufsperren noch zuziehen können; und die Entdekung der dazu gehörigen Muskeln würde für unsern guten V. eine grosse Wohlthat werden, so ofte er von den Unverschämten durch das Vorlesen ihrer schlechten Gedichte auf seiner einsamen Stube gemartert wird.

In

In dem Gespräche zwischen Burmannen und Christen sagt der B.* „Als ich gestern die Schmä-
„hungen, die nicht eine Antwort, sondern Stok-
„schläge verdienten, gelesen hatte, mit denen
„ein wütender Hund den Schatten unsers Christen
„angebellet„ was macht S. 37. der Übers. hier-
aus? Sperren sie die Ohren auf „ denn als ich
„gestern gelesen, daß man die Lästerungen nicht
„durch Worte widerlegen, sondern durch Schläge
„abhalten müsse, womit ein toller Hund den ver-
„storbenen Christinn hatte anbellen wollen.„

„Audi alia, majora, incredibilia; quæ ne-
„que antea somniasset quisquam, neque ven-
„tura ætas credet: — was sich vorher niemand
„hätte träumen lassen und die Nachkommen nicht
„glauben werden, das heißt bey dem B. S. 50.
„wovon vorher niemanden geträumet hatte, noch
„jemand geglaubt hatte, daß solche Zeit kommen
„würde.„ — eine kleine Irrung im Syntax. —

F 5 Bur-

* Utque heri cum convicia, non verbis refutanda, sed verberibus coercenda, legissem, quibus umbram Christii canis furiosus allatrare voluit? —

„Doch wo gerathe ich hin; ich wende mich
„nun an sie? als vermittelst eines aus der Maschi-
„ne herbeygerufenen Gottes, leichte wieder her-
„aus helfen.) Also nun; was will ich denn? Ei-
„nen Brief wolte ich Ihnen vorlegen; hier ist er!

Nun sollen Sie an unserm Uebersetzer ihre Wun-
„der sehen! Aber, was thue ich? (denn, ich
„bediene mich der göttlichen Kunst unserer Redner,
„welche, wenn sie einigen zum Geburtstage, zur
„Hochzeit, oder zu neuen Ehrenstellen glükwün-
„schen, vorher von den breiten Purpurstreifen, von
„den Wahrsagern, von den heimlichen Gemä-
„chern der Römer, oder von der besten Welt re-
„den.) Was thue ich? Nun wendet sich meine
„Rede zu dir, als einem GOtt, den sie aus einer
„Maschine kommen lassen, und mit dem sie sich
„leicht auszuhelfen wissen. Also sage ich, was
thue ich? „ — Ja, Ja, Hr. Uebers. was thue
ich? Freylich wissen Sie und ich nicht, was Sie
thun.

Ein ähnliches Pröbchen kommt S. 20. vor;
das ich ihnen doch noch hersezen will. Wenn man

es

es nicht täglich vor Augen sähe, so könnte man sich nicht überzeugen, daß Leute dreiste genug seyn können, Perioden, darinn gar kein Menschen-Verstand ist, druken zu lassen. Der V. hatte als einen sichern Weg sich berühmt zu machen, angerathen, daß man an viele berühmte Männer, auch Ausländer schreiben solle, um Briefe von ihnen zu erzwingen, mit denen man nachher prahlen könte. *
„Wenn der berühmte Mann nicht gleich antwor-
„tet, so schreibe noch einmal und noch einmal;
„die Mühe wird sich wol lohnen: dis ist der, wer-
„den sich die Leute einander ins Ohr sagen, aus
„dem die Holländer so viel machen. Sie solten
„es kaum glauben, wie ofte er Briefe aus Italien
„kriegt, wie viele sich seine Freundschaft ausbitten:

„und

* Iterum, tanquam illæ priores forte non perlatæ essent, scribe tertium. Non frustra hunc laborem consumes. Hic est ille, insusurrabunt sibi invicem homines, quem Batavi suspiciunt: vix credas, quam crebras ex Italia litteras accipiat, quam multi ejus familiaritatem expetant: tune de illius eruditione dubitas? ah! nescis, qua fama apud exteros floreat.

dergleichen Leute haben noch alzuviel zu lernen. Wäre es denn nicht dahin zu bringen, daß jeder Rektor für seine Schüler gut stünde, daß sie von ihren Exercitien nichts solten druken lassen, und ihnen zu dem Ende niemals 3 bis vier Bogen Manuscript in den Händen liesse?

B.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 18. Februar. 1762.

Zweyhundert und vierzehnter Brief.

Noch ein Uebersezer, auch aus dem Lateinischen; so gar des Cicero, * ist er aber so schlecht als der vorige? Nein. D. l. melius! Hier ist wenigstens ein Mann, der seinen Schriftsteller studiert, und, so viel ich noch wahrgenommen, verstanden hat: wie weit ihm der deutsche Ausdruk gelungen, das sollen sie, wenn sie Lust haben, mit mir untersuchen. An dem vielfachen Nutzen einer Uebersetzung der besten Schrift des Cicero wird wohl schwerlich jemand zweifeln. Sie darf nicht blos nach den gewöhnlichen Absichten

* Marci Tullii Ciceronis drey Gespräche von dem Redner übersezt von Heinze. Helmstädt bey Weygand. 1762.

sichten der Uebersetzer beurtheilet werden, deren ganzer Zwek darin bestehet, denenjenigen die eine fremde Sprache nicht verstehen, gewisse darin geschriebene Bücher verständlich zu machen. Dis ist zwar löblich; aber bey Uebersetzung eines Buches von der Beschaffenheit, als wir itzt vor uns haben, giebt es eine höhere Absicht für den Uebersezer; und diese Absicht erhebt ihn zum Range eines Autors; macht daß er nicht blos das Fußgestelle seines Originals bleibt und schnitzt den kleinen Krämer zum Kaufmann um, der würklich den Staat bereichert.

Diese Absicht nun, ist keine andere, als seine Muttersprache vortrefliche Gedanken nach dem Muster einer vollkomnern Sprache anzupassen. So machte Apoll, daß Achilles Rüstung Hectorn so gerecht war, als ob sie auf seinen Leib verfertiget worden. Ohne Versuche, die mit dieser Absicht verknüpft sind, kan keine rohe Sprache vollkommen, kan kein Prosaiste in derselben vollkommen werden. Eine ausgearbeitete Sprache drukt schon die Nuancen der Begriffe aus, erhält Nachdruck und Neuigkeit, durch die mannichfaltige Unordnung

der

der Vorstellungen; Deutlichkeit und Genauigkeit, durch die Verschiedenheit ihrer Beugungen, Kürze und Ernst durch gut bezeichnete Verbindungen. Geben sie nun einem rohen Genie eine ganz rohe Sprache: es wird nichts vortresliches hervorbringen können als — das Drama; und zwar dieses nur in seinen besten Theilen. Zum Ausdruck der Leidenschaften, zu lebhaften Bildern, sind alle Sprachen in den Händen eines Genies reich. Aber der kältere zierliche Vortrag? der ernsthafte historische Styl; die gute Versifikation in der Dichtkunst, diese erfordern eine ganz bearbeitete Sprache. Daher erscheinen auch die besten Schriftsteller von den leztern Arten nicht vor dieser Periode, und wenn sie in ihrer Landessprache erscheinen: so haben sie dieselbe erst nach dem Muster einer andern gefeilet. Die Römer und Shakespeare und selbst die griechische Litteratur, wenn wir vor Homers Zeiten etwas gewissers als Muthmassungen von ihr wüsten; können sich in diesem Punkte für mich verbürgen. Lassen sie mich unterdessen noch folgende Betrachtung hinzu setzen.

Das Genie einer Sprache ist in ihrer Jugend nicht weiter bestimmt, als durch die Bildung der Worte, ihre Abänderungen und ihre Reyhen in einer gewissen Abhängigkeit. Zu dem ersten Stücke läßt sich vermittelst der Analogie vieles hinzusetzen; das andre Stück bleibt wol meist unwandelbar; aber der verschiedene Gebrauch kan noch bestimmt werden: und das dritte Stück behält zwar seine wesentlichen Züge; aber die feinern Züge können noch hinzugethan und verändert werden, ohne daß das Gesicht zu einem andern Gesichte wird, als es ursprünglich war. Nun ist es nicht leicht möglich, dieses zu bewerkstelligen, als entweder durch eine Menge eigener Versuche, darunter die gröste Anzal vergeblich ist, und dazu haben nur die öffentlichen Redner Aufmunterung genug: oder durch Versuche nach dem Muster einer schon bessern Sprache. Diese stelt uns viele Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte suchen müssen; und stelt diese Begriffe so neben einander vor, daß uns neue Verbindungen nöthig werden. Von dem Wohlklange jezt nichts zu reden, der besser gemessen werden kan, wenn immer das Ohr unmittel-

bar

bar vorher von einem Perioden sehr richtig angefüllet gewesen.

Unsre Deutsche Sprache, zweifeln sie nicht daran, hat sich zu dem, was wir von ihr unter guten Federn sehen, durch die Uebersezungen gebildet. Gute Schriftsteller haben für sich diese Uebungen übernommen, wenn sie dieselben auch gleich nicht immer bekant gemacht. Ja gesezt, daß sie auch die Uebersezungen nicht immer auf das Papier geworfen hätten: so hat ihnen doch das fleißige Lesen alter und neuer Ausländer beynahe eben diesen Nuzen verschaffet. So wie der Lehrling dem erfahrnen Meister achtsam zusieht, nicht blos um die Vollendung einer saubern Arbeit zu lernen, sondern auch die Vortheile mit den Werkzeugen umzugehen, zu fassen: so gehn auch gute Köpfe in die Werkstätte der Meister unter den Schriftstellern, nicht blos die Gedanken, sondern auch den Gebrauch der Sprache sich abzumerken.

Wenn nun unsre Sprache schon durch diese Privatversuche gewonnen hat: was für ansehnliche Vortheile müssten ihr nicht zuwachsen, wenn sie sich an die griechische und lateinische Sprache, so viel als möglich anschmiegen lernte; und ihre Ge-

schmeidigkeit den Augen des Publikum zeigte! Diese Uebersezungen könten unsre klaßischen Schriftsteller werden. An den Gedanken wäre nichts auszusezen, weil auf diese längst das Siegel der Vortreflichkeit gedrukt worden: und die Sorgfalt in Erhaltung der Harmonie ihres Ausdruks, würde auch so viel Wohlklang in unsre Sprache übertragen, als ihr Genie erlaubte. Gesellen sie zu diesen alten noch einige neuern Ausländer; deren Genie bewährt und deren Sprache mit der unsern verwandt ist: was würden wir nicht unsern Uebersezern zu verdanken haben? und sie würden auch mit unserer Dankbarkeit zufrieden seyn, worüber Ebert ihnen die Gewähr leisten kan, den wir als einen vortreflichen Uebersezer mit Recht unter unsre besten Schriftsteller rechnen.

Wenn sie hierinn mit mir einig sind: müssen sie nicht mit mir ebenfals bedauren, daß ein schon vor zehn und mehr Jahren geschehener Vorschlag: an einige unsrer Genies die Alten zum Uebersezen auszutheilen, nicht zur Ausführung gekommen ist? Fehlt es uns denn an der Tugend

Quæ serit arbores ut alteri seculo prosint?

Zwey-

Zweyhundert und funfzehnter Brief.

Herr Heinze hat zwar, wie er uns in seiner Vorrede berichtet, die in meinem vorigen Briefe angepriesene Absicht nicht vor Augen, sondern vielmehr diese „vornehmlich den jungen deutschen „Rednern, und durch sie, unserer Beredsamkeit „einen Dienst zu thun, denn diese fährt er fort, „stehet noch nicht auf der Stufe der Vollkommen„heit, als unsere Dichtkunst, wie schon daher ab„zunehmen ist, daß wir einem auf Befragen fast „in jeder Art der Poesie gute Muster von klassi„schem Ansehen nennen können, welches uns schwer „wird, wenn wir es in den verschiedenen Arten „der ungebundenen Beredsamkeit thun sollen. „So weit bin ich mit Hr. H. noch ziemlich eins. Nicht so in dem folgenden, das mir ein Paar Anmerkungen abnötigen wird. Es verlont endlich wol die Mühe, sich bey einer Betrachtung über die teutsche Beredsamkeit zu verweilen.

Erst müssen wir wol Beredsamkeit und Wohlredenheit unterscheiden, und mit dem Cicero

bey der erstern diejenige, welche in der Feld-schlacht gegen die blossen Schwerter anrückt, quæ in acie versatur & ferro, von der absondern, die nur auf der Uebungs-Bahn sich zeiget. Nun klagt Hr. H. daß uns die erstere mangle; und dis ist wahr; aber er glaubt auch daß die Schuld dieses Mangels nur an uns liege; und dis ist mit Hr. H. Erlaubnis falsch. Hören sie ihn erst selbst: „die höhere Beredsamkeit ist gewis ihrem „Ziele so nahe noch nicht. Hat sich Deutschland „vereiniget, seine Redner nach diesem oder jenem „verstorbenen oder lebendem Redner zu messen? — „Moßheim selbst solte der wol ein recht gutes „Muster seyn, welches man schlechterdings und „ohne Einschränkung wie den Cicero und Demos-„thenes empfehlen könte? Wir bleiben auch nur „bey der einzigen Art der Kanzelberedsamkeit ste-„hen: von der panegyrischen haben wir sehr wenig „und fast noch weniger von der politischen und „akademischen. Ich müßte mich sehr irren, „wenn die Ursache davon nicht vornehmlich „in dem Mangel des Geschmacks und folg-„lich in der Verabsäumung der rechten Regeln der

„Be-

„Beredsamkeit zu suchen wäre denn an guten Köp-
„fen fehlt es unserm Vaterlande gewis nicht eben
„so wenig als es zu diesen heldenreichen Zeiten an
„Gelegenheit oder an Aufmunterung fehlen kan.„
Dieser Geschmack könte nun am besten, meint er,
aus den Schriften der Alten erlangt werden. „Man
„wendet zwar ein, daß sich ihre Lehren für unsre
„Zeiten nicht schikten, weil Cicero und Demost-
„henes keine Bischöfe gewesen, Aristoteles und
„Quintilian auch für keine geistlichen Candida-
„ten geschrieben hätten. Aber das ist wunderlich.
„Ein Periode, eine Metaphore, eine Apostrophe,
„ein Enthymema ist im Mosheim nichts anders
„als im Demosthenes; die Gnade der Erlösung
„wird eben so erhoben, als die Gnade des Cä-
„sar gegen den Marcellus, und die Thaten
„GOttes vergrössert man, wie die Thaten des
„Pompejus oder eines andern Helden. Ein
„heiliger Affekt wird nicht anders vorbereitet,
„als ein anderer, und der geistliche Redner mus
„sich eben sowol zu erst darein zu sezen suchen, als
„ein politischer, wenn sein Vornehmen gelingen soll.
„So gewis als Cicero der gröste Prediger wäre,

„wenn er unter uns lebte und unsre Religion be„kennete: so gewis können seine Regeln und Bey„spiele die besten Prediger bilden.„ So weit Hr. H. Nun hören sie auch ihren Freund. Wir haben, ich wiederhole es nochmahls, keine politische Beredsamkeit; nicht einen Schatten davon; und können sie auch nicht haben, weil unsre Staatsverfassungen gar nicht dazu eingerichtet sind. Das ist dünkt mich sonnenklar. Was will denn Hr. H. mit seinem: von der politischen haben wir noch weniger. Nichts, gar nichts haben wir davon, weil wir sie auch gar nicht bedürfen. Wo ist das Volk! wo sind die versammelten Provinzen? wo sind die angeklagten Feldherrn und Fürsten? wo ist öffentliche Berathschlagung über Krieg und Frieden? In unsern Verfassungen bezahlt das Volk seine Abgaben und wird über den Gebrauch derselben nicht gefragt; die Vornehmen werden nicht angeklagt und vertheidigt, sondern fallen in Ungnade: und im Kabinette geschicht der Ausspruch: Es soll Krieg seyn, weil wir es wollen, und Friede, weil wir nicht mehr können — und der Unterthan hört es. Nun kommt zu Haufen

ihr

ihr Demosthene und Ciceronen. Nicht wahr, alles ist euch fremde; — verlaßt den kleinen Markt und lernt — trokene Processe. *

Ich thue noch einen Schritt: Die grosse Beredsamkeit kan nirgends, als in der gerichtlichen Art zu Reden angebracht werden. Das Forum ist das einzige Treibhaus für sie, und jeder andre Boden zu kalt. Lassen Sie uns sehen, was die gerichtliche Art für Vortheile habe; ob diese Vortheile die grosse Beredsamkeit zuwege bringen; und ob die andern Arten eben diese Vortheile verschaffen. Die Wahrheit meiner Behauptung wird alsdann bald hervorleuchten.

Die

* Wollen sie noch eine Autorität zu diesen Gründen? Lesen sie folgende Stelle im Brutus: „Nec enim in constituentibus rempublicam, nec in bella gerentibus, nec in impeditis ac *regum dominatione* devinctis nasci cupiditas dicendi solet. Pacis est comes, otiique socia & jam bene constitutæ civitatis quasi alumna quædam eloquentia. Wie kan sie nun bey uns gros gezogen werden, da wir die Säfte nicht für sie haben? —

Die Materien bey der gerichtlichen Art sind immer neu; immer höchstwichtig, selbst nach der Meinung der Zuhörer. Die Zeit zwischen der Ueberlegung und dem Erfolg ist kurz. Merken Sie dieses besonders. Dadurch drängen sich die Gegenstände näher hinzu und werden folglich grösser, sinnlicher und lebhafter. Die Gründe, deren sie sich bedient, sind ganz aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein unendlicher Vortheil! Denn betrachten Sie nur: Aller Scharfsinn des Redners kan sich dabey üben; alle seine Erfindung: Ferner; weil das Wahrscheinliche seine Hülfe von allen kleinen Umständen zusammen sucht: so bereiten eben diese Umstände, folglich schon die Beweisgründe, die Leidenschaften zu. Denn diese Umstände liegen in den Seelen der Zuhörer so zu sagen neben andern verwandten, die dem Zunder zu vergleichen sind. Der Redner darf sie gleichsam nur rühren, damit Luft hinein komme und alles fängt an zu glühen. Bläßt er vollends an: so ist alles eine Flamme.

Wenn Cicero einen Clodius verdächtig macht, so geht er sein ganzes voriges Leben durch. Wie viele

viele Handlungen müssen darinn nicht gewesen seyn, wodurch diesem oder jenem von den Zuhörern Unrecht geschehen! Diese Erinnerung giebt in der Seele dieses Mannes dem Beweise des Redners schon ein grösseres Gewicht. Einen Aristides selbst würde es leicht gewesen seyn, anzuklagen, weil die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den Herzen der meisten schon vom Neide vergiftet lagen. Daher kam es auch, daß die meisten grossen Männer sich vor den Anklagen so sehr fürchten mußten. Gründe hingegen welche auf die Gewisheit gehen, haben diese Vortheile nicht.

Endlich die Leidenschaften. Alle kan der gerichtliche Redner im höchsten Grade erregen. Er erweicht nicht blos zum Mitleid, er rührt bis zum Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur zum Kochen, er läßt ihn zur Wuth ausbrechen. Der Zuhörer wird vom Schröken nicht nur blaß; er läuft in der Angst wie ein Unsinniger herum; kurz er macht nicht, daß der Zuhörer anfängt zu überlegen, sondern daß er sich auf der Stelle entschließt. In diesem Zeitpunkte steht er vor der beweglichen Menge fast wie ein Gott da, der die

Herzen

Herzen derselben gleich den Wasserbächen in Händen hat.

Nun lassen sie uns die übrigen Redearten dagegen halten. Wie die Menschen heut zu Tage von Homers Helden an Stärke verschieden sind: so stehen auch die bey uns üblichen Redearten von der alten gerichtlichen Art ab. Bey den panegyrischen und akademischen Reden erhellet es deucht mir von selbst. Was sind die leztern? Abhandlungen abstrakter Säze. Sie können schön vorgetragen werden: aber was ist dieser Schmuck gegen die Rüstung auf das Schlachtfeld? Der Panegyrikus — O! laß die Zeiten noch so heldenreich seyn: er ist selten anzurathen. Hundert Biographen; aber höchstens einen Panegyristen. Bossuet unter den neuern ist wol das größte Muster hierin (denn Fleschier ist meistens nur wohlredend), aber einmal hat er nicht viel Lobreden geschrieben: und dann wird sie auch niemand mit den grösten Reden der Alten vergleichen. Merken Sie, daß, wenn diese gelebt haben: das Lob niemals ihre Hauptabsicht, sondern nur ein Mittel zu derselben gewesen ist: den Plinius ausgenommen.

kommen. Einiges Mitleiden und Bewunderung sind die einzigen Rührungen, die wir dabey fühlen können; und ehe uns der Redner dazu bringt: muß er bey einer einzigen Rede fast alle seine Schäze verschwenden.

Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig. Ohne mich durch die Frage zu schüzen: Ob es nicht viel besser wäre auf der Kanzel Homilien als Reden zu machen? Sey es einmal angenommen, daß wir alle Beredsamkeit dabey anwenden sollen, die in unserm Vermögen ist. Ich läugne es, daß wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben können. — Materie, Beweise und Affekten verweigern dem Redner ihre Hülfe bis dahin zu steigen. Die Materien des Kanzelredners rühren wol selten durch ihre Neuigkeit, wenigstens diejenigen gewis nicht, die eine christliche Erziehung genossen. Zu den Zeiten der Apostel und bey Völkern die erst bekehrt werden sollen, ist dis freylich ganz anders; daher läßt sich auch menschlicher Weise die Menge der Bekehrten in einem Tage begreiffen. Allein wie kan unter uns der Kanzelredner seine Materien neu machen? Es bleibt ihm also nur

das

das Interesse dererselben übrig. Und dis werde ich doch nicht läugnen? Nein. Ohne daß man mir es zudeklamirt, begreife ich wol daß die Entscheidung über unser Wohl oder Elend auf eine Ewigkeit wichtiger sey als die Entscheidung über Krieg und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es aber auch nach der Meynung aller Zuhörer und zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit, welcher allein den Willen bewegen kann? der Redner kan es vieleicht dahin bringen: aber er mus es erst thun, wenn es für den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist — desto schlimmer für solche Weltkinder — zugestanden, und diese Weltkinder sind der gröste Theil der Zuhörer. Die meisten Seelen entschliessen sich nicht eher bis aller Zwischenraum der Zeit von dem Entschlusse bis zur Würkung gleichsam vernichtet ist. Diese Trägheit hat so gar dem beredten Apostel einen Triumpf entrissen.

Die Fortsetzung künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 25. Februar. 1762.

Beschluß des zweyhundert und sechszehnten Briefes.

Felix und Drusilla entdekten, daß sie noch wahrscheinlicher Weise Zeit hätten, neue Vorsäze zu fassen, und schickten den Redner von sich. Die liegt in der Natur der Sache selbst und keine blos menschliche Kraft kan es bey dem undenkenden Haufen überwiegen.

Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kanzel aus den Beweisen. Die Aussprüche der H. Schrift, sobald es klar ist worauf sie gehen, schneiden alle Erfindungskraft ab. GOtt hat es befohlen. Hier ist der ganze Beweis. Nur selten zeigt sich eine Schwierigkeit in der Anwendung auf einen besondern Fall. Das freyeste Feld für den Kanzelredner verschaft der Kontrast der Handlungen mit der Ueberzeugung von den Gesezen; und

zu diesem Feld öfnet ihm das Geschehene die Schranken. Daher sind unsre besten geistlichen Reden über dergleichen Materien geschrieben. **Bourdaloue, Maßillon, Mosheim** — wählen sie die besten ihrer Reden, und ich hoffe daß sie mir Recht geben sollen.

Wie steht es nun mit den heiligen Affekten? Hr. H. glaubt, daß sie eben so erregt werden wie die übrigen — es sey aber auch eben so leicht, eben so stark? — Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Bewundrung kan von dem Kanzelredner erregt werden: aber nur in einem gewissen Grade. Ja die ersten werden vielmehr **vermischte Empfindungen**, und die letztere verliert sich in stille **Anbetung**. Steigt er über jenen Grad: so entgehen ihm diese Seelen ganz aus den Händen; überlassen sich ihren ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil seiner Rede ist verlohren. Setzen Sie hinzu, daß je öfter einerley Bild vorgebracht wird, desto schwerer es falle, die ihm zu sagende Leidenschaft zu erwecken; und urtheilen sie, wie

weit

weit es der geistliche Redner bringen könne. O wahrhaftig! Cicero könte wol vielleicht der beste Kanzelredner unter uns seyn; aber ein Cicero würde er nicht seyn. Ja — Ich besinne mich. Nicht einmal mein vielleicht gebe ich zu. Wenn Cicero unter uns wäre erzogen worden: Hundert gegen eins, nach seiner herrschenden Neigung der Eitelkeit würde er Gedichte herausgegeben haben, und gewiß schlechte Gedichte.

Nun ist Hr. H. noch in seiner letzten Verschanzung. „Die Theile in den Reden der Alten, sagt „er, sind einerley mit den unsrigen gewesen, und „auf einerley Art gemacht worden.„ Was kan die ihm helfen? Es kommt auf den Gebrauch, wenn ich so sagen darf, dieser Theile an. Ein Haufen macht seine Kriegsübungen so wie ein ganzes Heer. Er rückt fort, er lenkt sich, er hält zusammen, jeder Soldat handelt. Wird deswegen ein Stadthauptmann in einer Reichsstadt, der seine Bürgercompagnien mustern kan, Feldherr seyn? — Vielleicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß der Feldherr ein ganzes Heer in Be-

wegung setzt, und gegen einen Feind in Bewegung setzt. — Unsern Rednern fehlt die Materie ein solches Ganzes zu machen, und der Feind, den sie überwinden müssen. Dis ist der Unterschied zwischen der *acies* und der *palæstra* des Cicero.

Zwey-

Zweyhundert und siebenzehnter Brief.

Seyn sie unbesorgt. Die Schriften eines Tullius, eines Quintilians sollen doch in Absicht auf die Wohlredenheit ihren guten Nuzen für uns haben, wenn uns gleich der erstere nicht bis zu sich aufheben kan und beyden die volle Dankbarkeit unserer Candidaten entgehen wird. Seine Anmerkungen, seine Lehren lassen sich überhaupt auf alle Schreibart anwenden, wo hier und da rednerische Kraft muß angebracht werden, und wenn wir nicht mit ihm siegen, so können wir doch mit ihm angreifen. Hr. Heinze hat eben deßwegen auch mit Recht darüber geeifert, daß unsre jungen Leute, welche zu öffentlichen Vorträgen bestimmt sind, die Bemühungen zur Wohlredenheit bis zu dem Grade vernachläßigen daß es bey nahe ein Wunder ist, wenn wir gute Sprecher haben, und keines, wenn sie uns mangeln. Sie müssen dieses Stück der Vorrede selbst lesen, da es sehr gut und in einem besondern Tone ausgeführt ist.

Von diesem Tone im Vorbeygehen ein Wort: es ist wenn ich so sagen kann, der naive Ton des Alters. Manchmal sind wir am Außbruche des Lachens und dann hält uns die Achtung für den Greis zurück. Nicht nur die Sazfügung in dieser Vorrede, oder eigentlicher, die Zuschrift an den seligen Gesner ist besonders, daß ich fast wetten wolte, sie wäre erst lateinisch aufgesezt wenigstens lateinisch gedacht worden: sondern auch die Worte sind sonderbar gewählet. Herr H. hat sich auch darüber erklärt, wie sie gleich hören sollen, wenn ich Ihnen erst noch die Nachschrift, die der Zuschrift angehängt ist, wegen ihres ungezwungenen Affekts werde gerühmt haben. —

„Was meine Sprache betrift, sagt Hr. H.; so „wird man daran nichts neumodisches und glänzen„des finden. Ich liebe das alte reine Deutsch, „welches sich, wie neulich ein berühmter Mann „anmerkete, mehr und mehr verliehret; und es „solte mir lieb seyn, wenn ichs könte erhalten hel„fen. Denn ich kan nicht sagen, daß die vielen „Morgenländischen, Griechischen, Englischen „und Französischen Arten zu reden, womit die

„sinn-

„reichsten Scribenten jetzt ihre Schreibart zu er„heben suchen, unsere Sprache in meinen Augen „erschönerten.„ Solte etwa glänzend und neumodisch bey Hr. H. einerley seyn? Vor dreyßig Jahren als unsre Sprache einen so bunten Anzug hatte, waren die meisten Schriftsteller gewiß neumodisch aber nichts weniger als glänzend. Freylich entstellen fremde Redensarten eine Sprache, aber nur solche, die ihr Genie nicht leiden kan. Alles andre, was sich damit verträgt, setzt ihr etwas hinzu, ohne Zerrüttung in ihr anzurichten: so wie ein Staat durch die Aufnahme fremder Bürger, die sich nach seinen Gesetzen bequemen, blühender wird. Uebrigens hat es mir freylich lange gedeucht, daß unter uns eine Bemerkung Addisons fast ganz unbekannt sey, diese nemlich, daß vieles dem Epischen Dichter, um seine Sprache gleichsam zur Göttersprache zu machen, erlaubt sey, was bey andern ein Frevel seyn würde. Folglich Klopstocks Sprache allenthalben einzuführen ist gegen die Regeln einer gesunden Kritik.

Noch ein Wort von dem periodischen Styl unsers Uebersetzers. Er hat es sich zum Gesetz ge-

macht, ihn seinen Tullius auch im deutschen zu lassen. Hier aber hat Herr H. ganz sicher die Genies der beyden Sprachen nicht genug unterschieden. Im deutschen ist ein Styl schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet und die Absätze so gekettet an einander gehänget sind. Die Römer musten dieses wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Styl verfallen wolten. Ohne Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Participien, fügte sich ihre Sprache so aneinander, das immer ein Satz in wenigen Worten da stand: Weil die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte: so konten auch die folgenden Begriffe eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtigkeir der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geiste viele Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen. Im deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie manchmal trennen, und wenn wir nicht ganz zurück bleiben wollen, müssen wir unserer Sprache Hülfe geben.

Hier ist gleich ein Beyspiel. „Der erste Satz „in diesem Werke, sagt Hr. H. welcher im La„teinischen wol hundertmal als ein Beyspiel einer „schönen Periode angeführt wird, ist dort ein ein„facher Satz; aber im Deutschen müste es noth„wendig ein zusammengesetzter werden.„ Nothwendig? das dächte ich eben nicht Hr. H. hat ihn zwar dazu gemacht, lesen Sie: * „Wenn ich „mit meinen Gedanken in die alten Zeiten zurück„gehe, geliebtester Bruder: so schätze ich allemal „dienigen besonders glücklich, welche in der besten „Republik, bey dem Genusse der höchsten Ehren „und des wohlverdienten Ruhmes ihrer Thaten, „den Lauf ihres Lebens also haben richten können, „daß sie in ihren öffentlichen Aemtern ohne Ge„fahr, und ausser denselben in ruhigem Besitze

* Cogitanti mihi sæpe numero & memoria vetera repetenti, perbeati fuisse, Qvinte frater, illi videri solent, qui in optima republica, cum & honoribus & rerum gestarum gloria florerent, eum vitæ cursum tenere potuerunt, ut vel in negotio sine periculo, vel in otio cum dignitate esse possent.

„ihrer Gerechtsame geblieben sind.„ Nun dächte ich, könten wir ohne neumodisch zu werden, diese Periode doch einfach machen: „Wiederholte Be„trachtungen und Erinnerungen voriger Zeitläuf„te Mein Bruder! lassen mich die höchstglück„selig preisen, welche in den besten Tagen der Re„publik, beym Genusse der Ehrenämter und des „Ruhms wackerer Thaten, ihren Lebenslauf so „zu lenken vermochten, daß sie ihn entweder ohne „Gefahr in Geschäften oder mit würdigen Anse„hen in Musse hinbringen konten.

Zweyhundert und achtzehnter Brief.

Unvermerkt bin ich endlich auf die Uebersetzung selbst gekommen, von der ich Anfangs Willens war, gantz alleine zu schreiben. Sie haben die erste Periode schon gesehen und diese ist nicht gerathen. Die unmittelbar folgende ist eben so wichtig und ich weis nicht, ob der U. glücklicher gewesen ist. Cicero fährt fort und Herr H. sagt auf deutsch: „Ich habe mir daher ehemals selbst „die angenehme Hofnung gemacht, daß einst eine „Zeit für mich kommen würde, da ich mich ohne „jemands Tadel zu befürchten, mit Fug und „Recht, in den Schoos der schönen Wissenschaf„ten, die wir beyde so sehr lieben, zurückziehen „könte: so bald ich nähmlich meine überhäufte „Arbeit vor Gericht, samt der Unruhe, worein „mich die Erlangung der Ehrenämter sezte, mit „dem Ablaufe derselben und mit den Jahren von „sich selbst hemmen würde.„ Herr H. hat hier offenbahr die vortrefliche Allegorie von dem Wettrennen der Wagen gänzlich vernachläßiget. Ich sage: vernachläßiget, denn gekant hat er sie: dis erhellet

die Periode allerdings sehr schwer zu übersetzen: aber eben deswegen muß sie desto mehr bearbeitet werden; n. 20. würde ich efflorescere & redundare durch Aufblühen und sich ausschütten übersetzen; n. 27. ist der schöne Gegensatz dies curiae convivium Tusculani, schlecht gegeben worden. Cicero will sagen: die Unterredung am Tage war ernsthaft, wie eine Behandlung im Rathe, und die Abendmahlzeit frölich wie eine Mahlzeit auf dem Tusculan; n. 32. scheinet mir Cicero durch sein retinere homines in civitate auf die berühmte Entweichung des Römischen Volks zu zielen, das durch die eben so berühmte Fabel zurück gebracht worden. Wenn diese Muthmassung richtig ist: so ist die Uebersetzung schielend; n. 34. übersetzt Herr H. wieder dignitas durch Gerechtsame. Er mag sich ja nicht einbilden, daß diese Begriffe einander erschöpfen. Jeder Mensch hat gewisse Gerechtsame, nicht jeder hat dignitatem. Die wahre dignitas eines Menschen bestehet in dem von ihm allgemein gefälleten Urtheil, daß er die seiner Stelle oder sonst bekanten Charakter zusagende Vollkommenheiten wirklich

lich besitze. Die Handlungen der andern, welche nach einem solchen Urtheil eingerichtet sind, setzen ihn in den Genuß seiner Würde, und er behält diese Würde auch nach Niederlegung seines Amtes; wenn andere überzeugt sind, daß er jeden Augenblick dieses Amt wieder annehmen und gut bekleiden könte. Wenn es ihm aber geht wie den hölzernen Bildern der Römischkatholischen, die ausser der Procession, wo sie mit köstlichem Stoffe umhänget, und von einem darunter versteckten Manne getragen werden, in einer schlechten Kammer unter dem übrigen Plunder liegen: so verliert er seine Würde mit dem Amte; non amplius tuetur. Nemlich die meisten Menschen gewöhnen sich, das Amt für den Beweis der Würde anzunehmen; und erst, wenn der reiche Anzug weg ist, erblicken sie das elende hölzerne Ding; n. 35. „Von allen Sachen in der Welt sprechen, „in allen schönen Wissenschaften vollkommen seyn „müsse,„ ist unrichtig, und muß heissen; „daß „der Redner in allen Arten des Vortrages und „der schönen Kentnissen vollkommen sey„ Crassus behauptet, daß er es würklich sey, und nicht

blos

blos seyn müsse, und dagegen geht auch die Widerlegung des Scävolä; n. 37. sind die nachdrücklichen *quid* des Originals, die durch unser was denn gut wären ausgedruckt worden, vernachläßiget. Scävola dringt durch sie auf den Crassus hinein, und ohne dieselben sind seine Einwürfe lange nicht so heftig. Eben an diesem Orte hat der U. eine Feinheit des Originals verdorben, die mit der grösten Vorsicht ist angebracht worden. Scävola kommt auf den Zeitpunkt der Vertreibung der Könige. Plözlich fällt ihm ein, daß bey dieser Gelegenheit allerdings Reden gehalten worden: und diesem Einwurf begegnet er, ohne ihn selbst vorzutragen, durch zwo Antworten; so daß er dem ohnerachtet die Mittelzeit für einige Reden übrig läßt.

Die Fortsetzung künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 4. Mart. 1762.

Beschluß des zweyhundert und achtzehnten Briefes.

Die Worte des Cicero zeigen dieses ganz deutlich an. Quid? exactis regibus (tametsi ipsam exactionem mente, non lingua, perfectam L. Bruti esse cernimus sed deinceps omnia, nonne plena consiliorum, inania verborum videmus? „Und nach der Ver„treibung der Könige? — (obschon die Vertrei„bung selbst durch den Geist, nicht die Sprache „des Brutus bewerkstelliget worden,) aber auch „nach der Zeit finden wir allenthalben Rathschlä„ge die Menge, Reden gar keine;„ n. 44. ist in judiciis ausgelassen; welches nothwendig hingehört; n. 46. una poene voce, wie mit einem Munde, ist zu wörtlich. —

Genug zu einer Probe. Dergleichen Unrichtigkeiten merkt man bey einem schlechten Ueberse-

ßer nicht an: aber ein besserer verdient sie zu sehen. Im Ganzen betrachtet deucht mir Hr. H. gut, aber nicht schön übersetzt zu haben, und Cicero redet bey ihm vernünftig aber nicht ganz angenehm. Es ist wahr; ihm war es nicht erlaubt den alten Römer zum witzigen Franzosen zu machen, und seine Lehren in Antithesen zu verwandeln: allein seine Lebhaftigkeit muste er ihm erhalten. Wir sind nicht so albern, daß wir einem Tullius, wenn er unter uns aufstehen könte, nicht anders als frisiert zu erscheinen erlaubten: aber seinen muntern Blick und sein os rotundum wollten wir auch nicht gerne entbehren.

Sein U. hat wie ich schon angemerkt, das Periodische im Deutschen vom Periodischen im Lateinischen nicht genug unterschieden — ein neuer Grund, warum die Bekantschaft mit den Griechen und auch die Uebersetzungen aus ihnen fast noch mehr anzurathen sind, als die Uebungen mit den Lateinern. Kan ich wohl dieses laut genug rufen, damit man mich in Deutschland allenthalben höre?

B.

Zwey

Zweyhundert und neunzehnter Brief.

Ich habe Ihnen zu seiner Zeit, von des Herrn Schöpflin Schrift, die Erfindung der Buchdruckerey betreffend, * Nachricht gegeben. Ich glaubte durch diese Schrift sey der Streit über die Erfindung der Buchdruckerey gänzlich entschieden; Die Deutlichkeit und Ordnung mit welcher Herr S. alle streitige Punkte erörterte, schienen mir nebst den beygelegten Urkunden, Bürge für die Richtigkeit seiner Meinung zu seyn, und alle Einwürfe abzuschneiden. Vielleicht habe ich mich geirret; wenigstens lieset man seit einiger Zeit in öffentlichen Blättern die Nachricht, daß Herr Gerard Meerman zu Rotterdam, ein in der gelehrten Welt eben so rühmlich bekannter Mann, die Schrift des Herrn Schöpflin in einer Schrift Origines Typographicæ betitelt gänzlich widerlegen, und durch neue unumstößliche Beweise, die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst den Holländern zueignen werde.

 Ich

* S. den 132 und folgende Briefe.

Ich muß gestehen, daß ich auf diese Schrift ungemein neugierig bin; es ist mir zwar sehr gleichgültig, ob ein Holländer oder ein Deutscher sich zu erst beweglicher Buchstaben zum Drucken bedienet habe, denn, daß dis das wesentlichste Stück der Buchdruckerey sey, wird Herr M. doch hoffentlich dem Herrn S. nicht abstreiten — aber ich bin nur sehr begierig zu erfahren, ob es möglich sey, daß Herr S. bey aller möglichen Aufrichtigkeit Vorsicht Deutlichkeit und Ordnung dennoch einen falschen Satz habe behaupten können — ist es, so haben wir einen neuen Beweiß mit wie vielen Mißtrauen, man bey historischen Wahrheiten verfahren müsse.

Herr Meerman erstreckt seine Sorgfalt noch weiter. Er ist bey dieser Gelegenheit auf eine Sache gekommen, von der man sich in der That wundern muß, daß man bisher noch so wenig davon weiß; nähmlich auf die Untersuchung von dem Ursprunge des jetzt gebräuchlichen Papiers. Schon die Göttingische Gesellschaft der Wissenschaften, hat auf die Entscheidung dieser Frage einen Preiß gesetzt. Herr M. setzt ebenfalls

einen Preiß darauf. Er ermuntert nähmlich die Gelehrten aller Länder, die Bibliotheken ihres Landes zu untersuchen, und ihm von dem daselbst befindlichen ältesten Buche oder Dokumente, das wirklich auf leinenes Papier geschrieben ist, aufs späteste gegen den 1 Februar. 1763 Nachricht zu geben, und verspricht zugleich demjenigen, der das alleraltește Denkmahl von dieser Art entdecken wird, eine Belohnung von Fünf und Zwanzig Dukaten auszahlen zu lassen.

Ich will das meinige beitragen um die löbliche Absicht des Herrn M. bekannter zu machen. Die Anmerkungen die er in seiner Admonitione de Chartæ nostratis seu lineæ origine, bekannt gemacht, verdienen ohnedem, daß ich sie damit unterhalte, da sie der ganzen Sache ein ungemeines Licht geben, und angenehme Nachrichten enthalten.

Herr M. unterscheidet sorgfältig drey verschiedene Arten von Papieren, welche verschiedene Schriftsteller verwechselt haben, nähmlich 1) das Aegyptische, welches aus dem Kraut Pappyrus,

 oder

oder aus Baumrinde verfertiget ward, 2) das Baumwollene, 3) das jetzt gebräuchliche, welches bekanntermassen, aus leinenen Lumpen, gemacht wird. Von den Papierarten welche bey den Chinesern und Japanern gebräuchlich waren, ist jetzt nicht die Rede.

Das Egyptische Papier ist bey den Griechen und Römern sehr gebräuchlich gewesen, aber wegen seiner Kostbarkeit nach des Eustachius Zeugniß im zwölften, oder nach Mabillons Meinung bereits im eilften Jahrhunderte aus dem Gebrauche gekommen. Das Baumwollene Papier kam an die Stelle, welches bey den Arabern, die man für die Erfinder desselben hält, schon im Jahr 1049 gebräuchlich war, von ihnen zu den Griechen und von da zu den übrigen Europäischen Völkern kam. Endlich kam unser itziges leinenes Papier auf, welches eine Zeitlang mit dem Baumwollenen Papiere zugleich gebräuchlich war, endlich aber die Oberhand behielt.

Bis um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts findet man noch das Baumwollene Papier,

und

und keine Spur von dem leinenen. Herr M. beweiset dieses mit einer Stelle aus den constitutionibus Siculis Kaiser Friederichs II. in welcher Chartæ Papyri und bombycinæ als gleichgültige Wörter gebraucht werden. Er führet auch noch eine Stelle aus den Gesetzen Alphonsus des Weisen Königs von Castilien an, die aber vielleicht noch einigem Zweifel unterworfen seyn könte. Der gelehrte P. Montfaucon gestehet selbst, daß alle Dokumente, so er auf dieses Papier geschrieben gesehen, jünger als das Jahr 1270 sind. Ob gleich Peter Abt von Clugny in seinem ohngefehr im Jahr 1120 geschriebenen Tractat contra Judæos von Büchern seiner Zeit redet, qui ex rasuris veterum pannorum compacti essent, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß dieses vom Baumwollenen Papier zu verstehen sey.

Es wird also immer sehr schwer zu bestimmen seyn, wo und wann unser leinenes Papier zu erst aufgekommen sey, und der Herr M. glaubet, daß bey dem allgemeinem Stillschweigen der Geschichtschreiber, diser Streit schwehrlich anders werde können geendiget werden, als wenn man

 das

das älteste Denkmahl dieser Art in jeden Lande aufsuche. Herr M. will indessen, um diese Untersuchung zu erleichtern, die bisherige Bemerkungen von jedem Lande, wieder ins Gedächtniß führen.

In Italien sind nach Maffeys Geständnisse, alle auf leinen Papier geschriebene Bücher jünger als das Jahr 1300, ja er glaubt, daß das älteste Dokument von 1367 sey.

Von Spanien hat man keine genaue Nachricht, inzwischen kann man aus Muthmassungen, die Epoche des Gebrauchs des leinenen Papiers, um eben die Zeit oder etwas später setzen.

In England hat man in der Cottonianischen Bibliothek ein auf leinenes Papier geschriebenes Dokument vom Jahr 1342 gefunden.

Deutschland anbetreffend, schreibet Bohuslaus Balbinus in seinen Miscell. Histor. Regn. Bohemiæ, daß er verschiedene auf gewöhnliches Papier von dem Jahr 1340 geschriebene Codices gesehen habe. Dieses wird durch einen auf gewöhn-

wöhnliches Papier geschriebenen Lehnbrief vom Jahre 1339, den man im Quedlinburgischen Archive gefunden hat, noch mehr bestätiget. Ja Herr M. bezeuget daß er zu Amsterdamm ein Buch auf gedachtes Papier so Anno 1322 geschrieben, gesehen habe.

In Frankreich hat Mabillon kein älteres Stück als vom Jahre 1314 gekannt, neulich hat Herr Büllet in seinen recherches historiques sur les cartes á jouer ein Dokument auf solches Papier vom Jahre 1302 angegeben.

Herr M. merket an, daß alle diese Bemerkungen noch unvollkommen sind, und muntert daher die Gelehrten zu der oben gedachten Untersuchung auf, warnet sie aber das Baumwollene Papier nicht mit dem leinenen zu vermengen, welches sehr leicht geschehen kann.

Ich wünsche daß diese Aufmunterung den vorgesetzten Endzweck erhalten möge. Wenn ich aber meine Gedanken von dieser Materie entdeken soll, so glaube ich schwerlich, daß man eine Epo-

che des ersten Gebrauchs des leinenen Papiers festsetzen wird, indem vielleicht von den alten Papiermachern sehr offt Baumwollene Lumpen, mit Leinwand vermischt zum Papier gebraucht worden. Vielleicht hat man in die erstern Zeiten Papier aus unverarbeiteter Baumwolle gemacht, aber selbst die von Herrn M. beygebrachte Zeugnisse beweisen genugsam, daß man sehr frühe angefangen die ersten Produkten des Landes besser zu schätzen, und nur Lumpen (rasuras veterum pannorum) zum Papier gebraucht habe. Nun ist leicht zu begreifen, daß wo man sowohl Leinenzeug als Baumwollenzeug getragen, man auch sowohl leinene als Baumwollene Lumpen gefunden, und da beyde gleich brauchbar sind, vielleicht kein Bedenken gefunden beym Papier beyde zu vermischen. Wenn man in übrigen die Zeit bedenket, da man anstatt des Baumwollenen Papiers angefangen hat, sich des leinenen zu bedienen, so fällt man natürlicher Weise auf eine Muthmassung, die die Ursach zu dieser Veränderung sehr wahrscheinlich angiebt: Venedig war bekanntermassen vor Zeiten der einzige Sitz des Orientalischen Handels, und

es ist leicht zu erachten, daß es den andern Europäischen Ländern unter andern Griechischen und dergleichen Waaren, auch viele Baumwollene Zeuge werde zugeführet haben, die mit der Zeit zu Lumpen, und hernach zu Papier geworden, indem man diese Lumpen wohlfeiler und bequemer fand, als Egyptische Baumrinden und Pflantzenblätter. Nachdem andere Länder an der Handlung Theil genommen, hat man auch vermuthlich besser auf die Producte eines jeden Landes Acht gehabt, und es ist natürlich, daß je mehr Hanf und Flachs in Europa gebauet worden, desto weniger Baumwollene Zeuge aus Griechenland und Asien eingeführet worden, und also ein grösserer Vorrath von Leinenen als von Baumwollenen Lumpen gewesen. Selbst nach Herrn M. Zeugniß findet sich das älteste bisher bekannte Denkmahl des leinenen Papiers in Holland, woselbst und in den benachbarten Ländern bekanntermassen seit langen Zeiten viel Flachs gebauet wird. In Italien und Spanien hingegen findet man, daß das Baumwollene Papier am längsten gebraucht worden, welches sich gleichfalls sehr leicht begrei-

fen

sen läßt Und wenn man bedenkt wie früh das mächtige Hanseatische Bündniß dem Venetianischen Handel die Wage gehalten; so solte man fast glauben, daß man in den Hamburgischen, Lübeckischen, Bremischen, Münsterschen, und andern Niedersächsischen Bibliotheken vielleicht noch ältere Denkmahle des leinenen Papiers finden werde, als dasjenige das Herr M. in Holland gefunden hat.

Re-

Zwey-

Zweyhundert und zwanzigster Brief.

Mögen sie doch meiner immerhin spotten: ich muß eine kritische Verbesserung einer Stelle des Tacitus, auf die ich letzthin gefallen bin, vom Herzen weg haben. An die Wände glaube ich würde ich sie schreiben, wenn ich sie Ihnen nicht schreiben dürfte. Im Ernste, ich möchte Ihr Urtheil darüber wissen. Die Stelle ist im Anfange des 14. Buches der Annalium. Tacitus beschreibt die geheimen Künste, welche Poppäa beym Nero angewendet, um sich durch die Beyseiteschaffung der Agrippina und Octavia seines Ehebettes zu versichern. Der feinste Kunstgrif, den sie anbrachte, war dieser daß sie den Nero auf seiner schwachen Seite faßte und ihn sich selbst lächerlich machte. „crebris criminationibus, „aliquando per facetias incusare principem, „& *pupillum* vocare, *qui jussis alienis obnoxius* „*non modo imperii sed libertatis etiam indigeret.* „*Cur enim differri nuptias suas? formam scilicet* „*displicere & triumphales avos? An fecunditatem* „*& verum animum? timeri, ne uxor saltim inju-* „*rias*

„*rias patrum, iram populi adversus superbiam* „*avaritiamque matris aperiat.*„ &c. So ist nun die Stelle im Texte abgedruckt; die Gelehrten sind darinn alle einstimmig, daß das *verum animum* keinen gesunden Verstand gebe. Und sie haben Recht. Sie haben also angefangen zu schneiden, einzusetzen, und die Wunde mit Pflastern zu bedecken, ohne sie zu heilen. Eine Verbesserung, die ein grosses Glück gemacht hat, rühret schon vom Falernus her, welcher *uterum annuum* gelesen. Sinnreich genug, nur leider nicht richtig. Denn 1) wäre dieses meist einerley mit dem vorhergehenden fecunditas. Aber Tacitus ist kein solcher Schwätzer. 2). ist es auch nicht wahr daß die Poppäa uterum annuum gehabt hatte, denn vom Crispinus hatte sie nur ein Kind und vom Otho keines. Kurz das uterum annuum kann hier nicht Statt finden. Andre haben geschrieben „ambiguam fecunditatem, verum matrimo„nium.„ Eben so ungereimt, das verum matrimonium war es eben, zu dessen Hinderniß sie die Gründe in der Furcht vor diesem oder jenem an ihr befindlichen Umstande aufsuchen wollte.

Unter

Unter diesen Gründen zeigt sie erst, diejenigen ironisch an, welche es nicht sind und findet endlich den einzigen wahren. Dieses leitet mich auf meine Verbesserung, die mit der kleinesten oder fast ohne alle Gewalt angebracht wird. Ich lese nemlich folgender massen:

„Cur enim differri nuptias suas? formam scilicet displicere & triumphales avos? an fecunditatem? Verùm, animum timeri, ne uxor saltim injurias patrum. &c. Vergönnen sie mir nun die ganze Stelle zusammen zu übersetzen: „Sie machte dem Prinzen oft hitzige, manchmal beissende „Vorwürfe; nannte ihn einen Mündling, der „noch unter dem Gebote andrer stehend nicht blos „der Regierung sondern sogar der Freyheit entbehrte. Denn warum werde wohl ihre Vermählung immer aufgeschoben? Es mißfalle nämlich ihre Schönheit, ihre mit Triumphen geschmückte Vorfahren, oder etwa ihre Fruchtbarkeit? Aber vor ihrer Herzhaftigkeit fürchte man „sich: die Gemahlin wenigstens möchte die Drückungen des Rathes, die Erbitterungen des Volkes

„kes gegen den Uebermuth und den Geitz seiner „Mutter an den Tag bringen.„

Sie sehen nun wohl von selbst, was ich ändere. *Verum* ist bey mir kein adjectivum sondern das Wort des Gegensatzes; das hier in den Zusammenhang nothwendig gehört. Poppäa woite ihre Ironie nicht weiter treiben, sondern nun im Ernste die wahre Ursache der Verzögerung, unter der sie litte, entdecken. Und durch die Heraussage dieser wahren Ursache brachte sie zugleich der Agrippina einen Stoß bey, der desto gefährlicher seyn mußte; je unerwarteter dieses dem Nero war und je schm[illegible]helhafter es für ihm wurde, die geheimen Kabalen seiner Mutter auf einmal vor sich offen zu sehen. Aber wo kömt denn das *et* hin? Weg komt es, weil es doch nur eingeschoben worden. Die Abschreiber nemlich, die das *Verum* für ein adjectivum vom *animus* gehalten, glaubten daß sie zwischen fecunditatem und verum nothwendig das Verbindungswort setzen müßten.

Die Fortsetzung künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 11. Mart. 1762.

Beschluß des zweyhundert und zwanzigsten Briefes.

Da ich sie nun in den Stand gesetzt habe, Ihr Urtheil zu fällen, so erwarte ich es, und setze weiter nichts hinzu. Einen guten Rath aber muß ich Ihnen doch noch ertheilen. Bedenken Sie bey der Beurtheilung daß sie jetzt mit einem Wortkritiker zu thun haben. In allen andern Stücken kan ich den Wiederspruch ertragen: aber würklich wenn sie hier nicht einerley Meinung mit mir sind: so muß es Ihnen (mit ihrer Erlaubniß sey es gesagt) am Verstande fehlen. Scherz bey Seite. Eine Anmerkung will ich zum Schlusse machen. Sie wissen, daß wir ofte den geheimen Gedanken geliebkoset haben, den Tacitus in unsre Sprache zu übersetzen, weil diesem durch eine solche Uebersetzung eine der grössesten Wohlthaten könte erwie-

sen werden. Der Tacitus ist der wahre Mann für sie. Aber je länger ich den Tacitus lese: desto schwerer scheinet mir die Außführung: und mein Embryo fängt würklich an zu schwinden. Denn ausser den Schwierigkeiten des Styls, die gewiß beträchtlich sind: schrecken mich die vielen ganz verdorbenen Stellen ab. In einem lateinischen Texte kan ich sie so, wie sie sind, stehen lassen. Aber in einer Uebersetzung will jedermann Verstand; und nun die Wahl — nicht blos der Lesearten, sondern der Muthmassungen! So finde ich z. E. in der durchausverdorbenen Stelle Annal. L. XIV. n. 16. wo von der Gedichtschmiererey des Nero die Rede ist, keine Verbesserung, die nur recht leidlich wäre. Was würde also für den Uebersetzer zu thun übrig seyn? Er müste nach der schärfsten Untersuchung und nach einer dem bekannten Karackter seines Originals gemässen Hermenevtik den Verstand so gut als möglich bestimmen und sich dabey an keinen Text halten: am Ende aber in einer besondern Abhandlung anzeigen, welchen Muthmassungen oder Lesearten er durchaus gefolget sey und aus welchen

Grün-

Gründen. Vornemlich müste er sich vor den Kommentatoren in Acht nehmen, die meistens allen Verstand ganz weg erklären. Uebrigens, wer will, wage sich an dieses Werk, ich wünsche Ihnen wohl zu leben.

B.

Zweyhundert ein und zwanzigster Brief.

Abermals eine lustige Erscheinung! Aus dem Zirkel der gezüchtigten Uebersetzer tritt ein grimmiger streitbarer Mann hervor, der es für alle seine Handwerksbrüder mit uns aufnehmen will; und nicht nur mit uns, sondern mit allen möglichen Kunstrichtern, die jemals das Herz gehabt haben, oder haben werden, einen elenden Uebersetzer zu tadeln. Was? die Kunstrichter? — Das sind ihm Dumköpfe, alberne, unwissende, grobe Leute, die von den armen Uebersetzern gute Arbeit verlangen, und entweder die Einsicht, oder die Billigkeit nicht haben, zu bedenken, daß die Umstände, in welchen er und seines gleichen sich befinden, ihre Forderung unmöglich machen. Er versichert uns, er sey der Uebersetzer der neuen Heloise, der Briefe einer Peruanerin, und noch anderer Schriften, und habe die Unverschämtheit der Kunstrichter lange genug mit Geduld angesehen. Er wäre von je her ihr abgesagter Feind gewesen, wäre aber von Natur ein gut-

herzi-

herziges Geschöpf, das nicht gerne beleidiget. Nunmehr aber sey er gereitzt und aufgebracht worden, nun solten alle Kunstrichter seine wichtige Faust empfinden. — Seine erste Bravade führt den Titul: Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter, nebst einigen andern Wahrheiten, die ohne Benennung des Orts, auf Kosten des Verf. herausgekommen. Sie solten Ihre Lust sehen, wie seltsam sich der Mann gebärdet. Er gestehet selbst, daß seine Uebersetzung schlecht sey, und gleichwohl tobt er ganz ausgelassen, daß wir sie so genennt haben. Seine Wuth macht neben dem kleinmüthigen Geständnisse von dem schlechten Werthe seiner Arbeiten den allerseltsamsten Contrast. Was sich die Kunstrichter darum bekümmern, fragt er, ob er gut, oder schlecht übersetzte? Er versichert, er übersetze weder für die Kunstrichter, noch für die Nachkommenschaft; sondern einzig und allein für ein Häufchen Leser, die ihm für seine Bemühung Dank wissen, und also wäre es ein boshaftes, ungezogenes und pöbelhaftes Beginnen von den Kunstrichtern, die sich unterstünden ihn zu tadeln.

In diesem seltsamen Tone ist das ganze Büchlein geschrieben, nur hier und da erlaubt sich der Verf. eine kleine Ausschweiffung in interessantere Materien (wie er sagt, um seinen Lesern auch etwas zu denken zu geben), und kömmt von seiner schlechten Uebersetzung, ich weis nicht wie, auf die listige Staatsstreiche des Teufels (S. 83. und f.) auf die Regierungsform der Hölle (88) und auf die Zahl 4, 24, 7, in welche sich alle Werke der Natur sollen auflösen lassen (97). Er schwärmet in dieser mystischen Gegend eine Zeitlang herum, und verlieret indessen die oberirrdischen Teufel, die Kunstrichter, ganz aus dem Gesichte. Plötzlich fährt er mit gedoppeltem Grimme auf sie los, poltert, lärmt, schreiet und stößt zu Boden, was ihm in den Weg kömmt. Rammler, Ebert, Voltäre, Dusch, die Verf. der Bibl der schönen Wissenschaften, unser Verleger, alles siehet er im Zorn für Kunstrichter an, weiset diesem die Zähne, schilt Voltären einen Atheisten, die Verf. der Bibl Gaukler und Possenreisser, und denjenigen Verf. der Briefe, der seine Uebersetzung getadelt hat, einen ungeschliffenen, groben, frechen,

bos-

boshaften u. s. w. Zuletzt kömmt er auf die getadelte Stelle selbst, und gestehet, daß man sie mit Recht getadelt habe.

Niemand ist seinen ungesitteten Anfällen mehr ausgesetzt, als unser Verleger, in welchem er sich einbildet, den Verf., und sogar den einzigen Verf. der Briefe zu finden. Was für genaue Nachrichten er von unsern geheimsten Umständen haben muß! „Die untergesetzten Buchstaben lasse man „sich nicht irre machen, spricht er. Der ganze „zehnte Band ist aus der Feder des guten N. „Man erkennt ihn an dem herausgehängten Zei„chen seiner Frechheit. — Sein College arbei„tet überaus selten, und ergreift philologische, „auch wohl etwa philosophische Materien.„ Uns arme Mitarbeiter B. R. D. Z. und wie wir alle heissen, streicht er also ganz unbarmherzig aus dem Buche der Lebendigen aus, vermuthlich weil er in der Leiter der Dinge, die er (S. 43.) gleichfalls durch die Zahl 4, 24 und 7 bestimmt, keine Stelle für uns übrig hat. Wie aber, wenn ihm der böse Geist einen Staatsstreich gespielt hätte, und unter andern physicalischen Uebeln,

 Krieg,

Krieg, Pest, Einsturz der Städte (S. 78.) und hypochondrischen Krankheiten (S. 78.), die er nach des Verf. System hervorgebracht, auch ohne sein Vorwissen, ein Paar böse Kunstrichter untergeschoben hätte? Es kan nicht anders seyn, der Ankläger muß seine Hand im Spiele haben, und unserm Gegner ein Blendwerk vormachen. Denn Sie wissen, daß Herr N. an dem zehnten Bande unsrer Briefe einen sehr geringen Antheil hat, und der College, auf welchen der V. zielet, unterliegt öfters der Verführung (eines bösen oder guten Geistes? das mag ich nicht ausmachen) aus der ihm angewiesenen Sphäre zu treten, um mit einem Uebersetzer Händel anzufangen.

Damit Sie unsern Gegner näher kennen lernen, so muß ich Ihnen einige Stellen aus seiner Apologie für die Uebersetzungen anführen. Man sollte sie fast für ein Satire auf dieselben halten. — „Das „Schicksal der deutschen Uebersetzungen, spricht „er, ist bekant. Es erscheint ein berühmtes Ori„ginal in fremder Sprache; alsbald wird der „Schluß gefaßt, es zu übersetzen. Diese Arbeit „nun muß so sehr, als möglich beschleuniget wer-

„den.

„den. Auf der einen Seite wünscht sie das neugie-
„rige Publicum bald vollendet, und zwar mit aller
„ersinnlichen Schönheit vollendet zu sehen; auf der
„andern dringt der Verleger zum Vortheil seiner
„Angelegenheiten darauf, und das darf ihm nie-
„mand verdenken, denn nichts als Vortheil, war
„seine Absicht. Gesetzt auch, er ist vernünftig
„genug, einzusehen, daß die Eil schlechterdings
„der Vollkommenheit des Wercks schadet, so darf
„er doch nach seiner Einsicht nicht verfahren; denn
„um ihn her lauren andere gewinsüchtige Leute,
„gegen die man weder durch das Recht der ersten
„Ankündigung, noch durch Privilegien sich ver-
„wahren kan.„ Dieses ist, wie er an einer andern
Stelle versichert, die wahrhafte Geschichte seiner
Uebersetzung, und seiner Meynung nach, die
gültigste Entschuldigung für alle Fehler, die
sich in einer so übereilten Arbeit nothwendig ein-
schleichen müssen. „Unsere Kunstrichter, spricht
„er, müssen entweder ausserordentliche Dum-
„köpfe seyn, die nicht wissen, wie es im gelehrten
„Staate zugehet, und daß der Gelehrte, so bald
„er Schriftsteller wird, von dem Verleger ab-

 „hängt,

„hängt, oder nicht begreiffen, was eine richtige „untadelhafte Uebersetzung sagen will. Wenn sie „aber das wissen und verstehen; so sind sie die „allerboshaftesten Leute von der Welt, die, „bey der bekanten Unmöglichkeit, Dinge verlan„gen, die ausser der Sphäre meiner Kräfte sind, „und zur Strafe dafür, daß es mir unmöglich „war, mir übel begegnen. Hier haben sie ein „Dilemma, an dessen Auflösung sie sich müde „sinnen mögen!„ Es ist unnöthig mein Herr! die Auflösung ist schon da. Auch wir sind Gelehrte, die von einem Verleger abhängen. Auch unser Verleger hat Angelegenheiten, deren Vortheil aber keine übereilte Uebersetzungen, nur Briefe über die Litteratur erfordert. Fahren Sie fort, zum besten Ihres Verlegers schlechte Uebersetzungen zu liefern, damit wir zum besten des Unsrigen viel zu tadeln bekommen. Leben und leben lassen, sagt das gemeine Sprichwort. Die Fliege nähret sich von der Verwesung eines Löwen, damit die Spinne sie aussaugen könne. Ist Ihr Verleger ein grösserer Sünder als Sie, so überliefern Sie ihm seinen gebührenden Antheil an der Strafe.

Wir

Wir tadeln niemals den Uebersetzer; nur allezeit die Uebersetzung. Wer Schuld ist, daß sie schlecht gerathen, der mag sich auf die Brust schlagen.

„Wenn ich mich aber nicht zum Uebersetzen „verstanden hätte; so hätte vielleicht ein weit „schlechterer Uebersetzer die Arbeit übernommen.„ Das kan seyn! Wie wollen Sie aber, mein guter Herr! die noch schlechtere Hände von dem Wercke abhalten? Durch Ihre Eilfertigkeit? — Gemeiniglich sind die elendesten Uebersetzer auch die rüstigsten. Wenn sich die Verleger nicht für die Critik fürchteten; so würden sie gewiß die noch schlechtern Uebersetzer aus mehr als einer Ursache, Ihnen vorziehen; denn nichts als Vortheil, ist ihre Absicht. Die wenige Zeit, die man Ihnen noch gelassen, den Vorzug, den man Ihnen vor elendern Schmierern gegeben, haben Sie einzig und allein den boshaften, ungeschliffenen Kunstrichtern zu verdanken, die von den Verlegern noch einigermassen gefürchtet werden. Wir sind gegen Ihre Uebersetzung strenge gewesen,

sen, damit Ihnen der Verleger künftig mehr Zeit lassen möge, und damit schlechtere Uebersetzer ganz und gar abgeschreckt werden, sich an ein schweres Werk zu wagen. — Sehen Sie! das war unsere Absicht, und wenn Sie nicht selbst zu den schlechtesten Uebersetzern gehören; so hätten Sie unsre Bemühung mit Dank erkennen, so hätten Sie allenfals mit Ihrem Verleger, aber nicht mit dem Unsrigen zanken sollen. Der letztere ist ganz gewiß nicht Schuld, daß sie übereilt worden sind, und wir, in der That! wir können keiner dafür. Unsertwegen hätten Sie sich, wer weis wie lang, besinnen mögen, ob man etourderie nicht besser als Einfalt, und faire peur nicht richtiger, als furchtbar seyn übersetzen könne. Vielleicht hätten Sie unterdessen wahrgenommen, daß das gelehrter aus der Lehrstunde kommen, gleichfalls nicht viel taugt, indem das Wort gelehrter allhier unstreitig ein Beywort, und nicht, wie Sie sich retten wollen, ein Supinum seyn kan. Wer weis, wie viel andere unverzeihliche Fehler bey mehrer Musse weggeblieben wären! Wir

un-

ungezogene Kunstrichter hätten alsdann entweder loben, oder wenn wir dazu zu boshaft sind, wenigstens von Ihrer Uebersetzung schweigen müssen, und Sie hätten nicht nöthig gehabt, Ihre Galle in solche Unkosten zu setzen.

Sie sagen ferner „Ein witziges Ephemeron, „eine Piece du tems, darf gar nicht mit dem „Grade von Genauigkeit ausgearbeitet und beur„theilt werden, als etwa ein grosses Gedicht. — „Schriften, die zu kurzer Belustigung bestimmt „sind, die jeder einzelne Leser höchstens zweymal „flüchtig durchläuft, und die bald von andern „neuen Werken verdrungen werden, können nim„mermehr den höchsten Grad von Richtigkeit nö„thig haben. So gar Fehler, die bey genauer „Prüfung den Verstand unterbrechen, sind „darinne sehr verzeihlich.„ Das hat Ihnen abermals der Verleger in den Kopf gesetzt. Trauen Sie ihm aber nicht zu viel, wenn er Ihnen weiter vorsagt, daß die Kunstrichter den Verstand nicht haben, diesen Unterschied zu bemerken.

Wir

Wir haben ja auch einen Verleger, dessen Vortheil mit sich bringt, seine Schriftsteller dreister zu machen. Allein wir bedenken von einer andern Seite, daß die Pieces du tems eigentlich auf den Geschmack des grossen Haufens den größten Einfluß haben; daß eine Staatsgeschichte der guten und bösen Geister so viel Leser nicht findet, als ein witziges Ephemeron; daß man sich also in einem flüchtigen Blatte zwar in Ansehung der Ausarbeitung einige Nachläßigkeit, und vielleicht in Ansehung des Styls einige Ungleichheit verzeihen könne, daß aber Fehler, die den Verstand unterbrechen, nirgend und um so viel weniger in kleinen Modeschriften verzeihlich seyn können, daß im Gegentheil ein geradbrechter Gedanke, ein zerstümmelter Einfall, oder ein sinnloses Gewäsche nirgend so schädlich sey, als in Belustigungsschriften, nirgend so ansteckend sey, als in Uebersetzungen von dergleichen Schriften, weil der deutsche Leser dadurch verdorben, und zu glauben veranlasset wird, es fänden sich dergleichen anstößige Fehler auch in der von den Ausländern bewunderten

derten Urschrift. Endlich, daß ein grosser Unterschied. — Doch, wem schwatze ich alles dieses vor? Sie, mein Freund! sind unstreitig davon überzeugt, und unser erboster Gegner hat für seine Kunstrichter keine Ohren.

Ich habe überlaut lachen müssen, als ich folgende Stellen gelesen. „Mit alle dem war es „besser, wenn unsere schlechte Schriftsteller Uebersetzer wurden, als wenn sie, wie in Frankreich, „elende Romans selbst schrieben, oder wie in „England, die Regierung oder Religion anfielen „und die Kirche samt dem Staate zerrütteten. „Mancher wäre vielleicht ein öffentlicher Giftmischer, ein Voltäre geworden, wenn nicht „Uebersetzungen ihn glüklicher beschäftiget hätten.„ Ein Giftmischer ist freylich arg; aber wie, mein Herr Uebersetzer? Ein Voltäre hätten Sie werden können? O hätten Sie doch in Ihrem Leben keine Zeile übersetzt! — Und noch weis ich kein besseres Mittel fur Sie, die Kunstrichter zum Schweigen zu bringen, als wenn Sie aus Rache

die Uebersetzungen andern überlassen, und auf gut Glük es immer wagen, ein Voltäre zu seyn.

B.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 18. Mart. 1762

Zweyhundert zwey und zwanzigster Brief.

Die Stellen die ich Ihnen angeführt, sind in dieser Schmähschrift noch die allersittsamsten. In der Folge wird der Verf. nach seiner Art witzig, er sprudelt Satyre, erdichtet Briefe und treibt sein kindisches Spiel bis zum Ekel. Sein Witz erregt Mitleiden, seine Satyre macht niemanden mehr als ihn selbst zum Gelächter, und die Schmähungen und Schimpfworte, die er wider uns ausstößt, sind so beschaffen, daß kein Vernünftiger darüber empfindlich werden kan. Ein jeder siehet, daß ihn der Zorn ausser aller Fassung gebracht haben muß, und ein Schriftsteller, der so wenig kaltes Blut zeigt, vergiebt nur allzuviel von seinem Rechte, macht seinem

Gegner den Triumph gar zu leicht. Man lese nur seine Erdichtung von Orbil, seinen Brief an Herrn P. D., einen andern an unsern Verleger, und einen Dritten im Namen des Herrn Rousseau Au Roi M-d-s. Er meinet, die Gabe zu spotten sey ihm nicht natürlich, und er habe sie nur affectirt, um in dem Ton unsrer Briefe zu schreiben. In der That, wenn unser Spott dem Seinigen ähnlich siehet; so müssen wir mehr Mitleiden, als Gelächter erregen. — Doch genug von dem polemischen Theile dieser Schrift! Bitterkeit ohne Gründe verdienet nicht beantwortet zu werden. —

Aber von der eingeschalteten Zauberphilosophie, die ich in meinem vorigen Schreiben berührt, werden Sie vermuthlich einen umständlichern Bericht erwarten. — Sie sollen befriedigt seyn! Merken Sie auf! Sie werden über die wundervolle Weisheit unsres Philosophen erstaunen. Er wird Ihnen Dinge offenbaren, die kein menschliches Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, keine

irrdische

irdische Vernunft ergründen kan. Mitten in den kritischen Zänkereyen wird seine Feder, wie er sagt, kitzeln, sich über andere Materien auszubreiten. Er senkt sich plötzlich in die Tiefen einer mystischen Weisheit, und erzehlt Begebenheiten und Anecdoten aus der obern Welt, so umständlich, als wenn ihm das ganze himmlische Archiv zu Dienste gestanden hätte. Ich werde Ihnen einige von den wichtigsten Anecdoten ausziehen. —

„GOtt hat zwoen obersten Gattungen von Geistern aus jedem Reiche die Verwaltung der Welt, das Amt der Vorsehung übergeben. — Was der Seraph in der obern Welt thut, solte der Teufel in der unsrigen thun, allein er hielt seine Prüfung nicht aus, wodurch die ganze Welt zerrüttet worden. GOtt mußte also die Teufel ihres Amts entsetzen, und selbst das Steuer in die Hand nehmen; allein die Teufel wollten sich nicht ganz verdrängen lassen, und moralische Gründe hinderten ihre völlige Entfernung. Nunmehr wird unsere Welt beständig durch eine Wirkung und Gegen-

 wirkung

wirkung GOttes und des Teufels regiert. Die Ausführung eines Entschlusses gelingt, oder mislingt, nachdem ihn Gott oder der Teufel eingegeben. Der Satan thürmet List auf List, er versucht Bosheit auf Bosheit; durch alles dieses weis GOtt seine Absichten durchzusetzen.„ —

Die obere Welt hat, nach dem System dieses Philosophen auch täglich ihre Lustspiele, in welchen Satan wider seinen Willen den Scapin, vermuthlich mit thränenden Augen, machen muß. „Es kömmt häufig ein spottendes Verhängnis vor, sagt unser Verf. Wenn nähmlich der Teufel, oft mit grosser Mühe, alles zur Ausführung eines beliebten Entwurfs veranstaltet hat, vernichtet GOtt durch unversehene Hindernisse alles mit einem Male. Darauf nimt er die zubereiteten Werkzeuge, so wie er sie findet, flicht sie in seinen Plan ein, und befördert damit seine Entzweke. Solchergestalt wird der Teufel täglich zum Gelächter der Ober-Welt. Um sich dafür zu rächen, äfft er im Ganzen oder stükweise die Gött-

lichen

lichen Anstalten nach," wovon Sie in der Folge mehr hören werden.

Nunmehr lassen sich alle Naturgeheimnisse mit einer bewunderswürdigen Leichtigkeit erklären. Der Teufel hat die gröste Macht auf Erden, weil ihm ihre meisten Bewohner folgen; was Wunder, daß alles so bunt über Eck gehet? — Wer verursacht Unwissenheit, Aberglauben, Krieg, Pest und Einsturz der Städte? Der Teufel. „Im „letzten Falle arbeitet er daran viele Jahre, un„tergräbt allmählich die Gründe einer Stadt, „leitet dahin einen gehörigen Vorrath von Luft „und Feuer und läßt zu gemessener Zeit die Mine „springen. Gott widersteht ihm allezeit, und ver„hütet tausend ähnliche Fälle; aber immer ist es „nach den Gesetzen der Welt nicht möglich." — Was ist die Ursache von schweren und tödtlichen Krankheiten? Der Teufel. — Vom Hypochonder? — Eben derselbe. „Sobald ein kleiner „Grad von Unordnung im Körper da ist, wird „es dem Teufel leicht, einige Lufttheile an em-

 „pfind-

„pfindliche Orte zu schieben, wo sie einen Druck,
„eine schmerzhafte Spannung erregen u. s. w. —

Von den Nachäffungen des Satans einige Beyspiele anzuführen. Er stellte einen Plato auf um den Moses, einen Homer und Pindar, um den David, einen Socrates, um den Hiob nachzuahmen. Darum konte Augustin die heydnischen Tugenden mit Recht schimmernde Laster nennen. Denn sie sind ein Werk des Satans. — Unter dem Namen Momus, Merkur, lies er sich zu den Göttern zehlen. — Die mahometanische Religion ist gleichfalls eine Nachäffung des Satans, der alle Originalwerke Gottes so elend übersetzt. „Er ahmte bey dieser Religion die „Vielweiberey der Erzväter, die hebräische Be„schneidung, und die Enthaltsamkeit der Naziräer „nach„. — Den Chinesern gab er einen Confucius, gleichfals den Moses vorzustellen, unterrichtete sie in den Wissenschaften, u. s. w. — Gott setzte unter den Juden nur Richter; allein der Teufel machte sie nach der Monarchie lüstern,

die

die er schon um sie her aufgerichtet hatte. Die Geschlechtsart der Teufel selbst ist, nach dem Berichte unsers Allwissenden, monarchisch eingerichtet! — Endlich sind sogar die Fehler der Abschreiber und falschen Lesarten in den heiligen Büchern gleichfals von ihm. —

Unser Verf. weis noch weit wichtigere Geheimnisse. Wie lang dauert ein Planetenalter? So viel Jahrtausende als Tage auf die Schöpfung verwandt wurden. Im siebenten Jahrtausende haben alle Geschöpfe einen Feyertag, und selbst der Teufel wird als denn einen Ruhetag bekommen (S. 89). — Wie viel Stufen sind von den Thiere bis zum Menschen? — Nicht mehr denn drey und dreyßig. (S. 96). — Wie viel Steinarten giebt es wohl? — Es müssen ihrer vier und zwanzig seyn, denn wir wissen vier Elemente, und sieben Metalle, und alle Werke der Natur lassen sich durch 4, 24, 7. auflösen (S. 97)

Ich schliesse weiter, sagt unser Verf. Noch weiter? So wünsche ich ihm denn viel Glük. Ich kan ihm unmöglich nachklettern.

K.

Zwey=

Zweyhundert drey und zwanzigster Brief.

Eine Nachricht aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, die Sie nicht wenig vergnügen wird! Nicht wahr? Wir haben sehr viele gelehrte Gesellschaften, wir haben ihrer fast zu viel, und gleichwohl hat es bisher noch an einer der nützlichsten gefehlt. An einer Gesellschaft, derer Augenmerk unmittelbar auf die philosophische Sittenlehre, und besonders auf den wahren Patrioten so wichtigen Theil derselben, die Wissenschaft der Gesetze, gerichtet gewesen wäre. Wenn alle übrige Wissenschaften nur entweder die Bequehmlichkeit, oder das vernünftige Ergötzen der Menschen, zur unmittelbaren Absicht haben; so ist es diese allein, die ohne Umwege auf die wahre Glückseligkeit der Menschen, eines jeden ins besondere, so wohl als ganzer Staaten und Völker abzielet. Man kan zweifeln, ob es einem Staate nützlich sey, die Mittel zur Bequemlichkeit, und vielleicht auch zu dem allervernünftigsten Ergötzen allzusehr zu vervielfältigen. In dieser Absicht ist vielleicht das gelehrte-

ste Volk nicht immer das weiseste, und also nicht immer das glüklichste. Daß aber jene wahre Weisheit, die philosophische Sittenlehre, jene Krone der Wissenschaften, die Wissenschaft der Geseze, wenn sie bey einem Volke blühen, nicht nothwendig die wahre Glükseeligkeit desselben befördern müsse, bis dahin hat sich die Zweifelsucht paradoxer Köpfe wohl noch niemals verstiegen.

Diese Wissenschaft ist der einzige, der herrlichste Weg, den die stillen Betrachtungen des Weltweisen zu nehmen haben, um aus dem Schatten seiner Einsamkeit in die grosse Welt überzugehen, dem Bürger, dem Regenten und seinen Rathgebern zur Richtschnur ihres Wandels zu dienen, und aus blossen Speculationen würksame Triebfedern der menschlichen Glükseeligkeit zu werden. Nur in dieser Betrachtung kan der Weltweise im eigentlichen Verstande ein Lehrer der Könige, ein Aufseher des menschlichen Geschlechts genennet werden. Ob er gleich im Verborgenen arbeitet, und von dem Staatsruder allzusehr entfernt ist, als daß er selbst Hand anlegen könte; so hat doch die Geschichte Beyspiele genug aufzuweisen, daß

seine

seine Einsichten bis in das Herz eines grossen Regenten, bis in das Cabinet eines tugendhaften Staatsraths gedrungen, die Beredsamkeit eines patriotischen Redners beseelt, eine feurige Jugend zu ihrer Ausbreitung erweckt, und die Vorurtheile eines ganzen Volks besiegt haben. Welche Belohnung für den Patrioten, wenn er so glücklich ist, durch seine Bemühungen eine einzige Idee zum Besten der menschlichen Gesellschaft in den Schwang zu bringen, einen einzigen Gebrauch, der dem Wohl eines einzigen Volks nachtheilig ist, zu tilgen!

So herrliche Früchte sich die menschliche Gesellschaft von dem Wachsthume dieser Wissenschaften zu versprechen hat; so wenig öffentliche Anstalten hat man bisher zu ihrer Aufnahme vorkehren sehen, und ich freue mich Ihnen melden zu können, daß sich in der Schweitz endlich eine Gesellschaft gelehrter Patrioten zusammen gefunden, die ihre Bemühungen zum Besten derselben vereinigen wollen. Sie haben indessen vor der Hand weder von der Einrichtung dieser Gesellschaft, noch von ihren fernern Absichten etwas mehr bekant zu machen für gut gefunden, als daß sie jähr-

lich

lich auf die Beantwortung einer in diese Materie einschlagenden Aufgabe einen Preis setzen wollen. Am Beschlusse dieses Schreibens werde ich Ihnen eine Abschrift von ihrem Avertissement, nebst der Ankündigung der Preisfragen für das Jahr 1763, so wie mir solche von einem Freunde sind zugeschickt worden, anfügen.

Daß aber die gemeinschaftlichen Bemühungen, Rathschläge und Einsichten einer gelehrten Gesellschaft zur Beförderung dieser Wissenschaft eben so nöthig sind, als zur Beförderung der Naturgeschichte und Experimentalphysik, wird niemand in Zweifel ziehen, dem die Grenzen der philosophi- Sittenlehre in ihrem weitestem Umfange, und besonders in ihrer pragmatischen Anwendung auf die Wissenschaft der Gesetze nicht unbekant sind. Ein vollständiges System von den Gesetzen ist eben so wenig das Werck eines Privatmans, als eine vollständige Naturgeschichte. Es übersteigt beynahe so gar die Kräfte einer ganzen Gesellschaft, wenn sie es nicht durch öffentliche Anstalten dahin bringt, daß sich die Tugendhaften und Weisen aller Völker mit ihr zu einem so grossen Entzwecke ver-

verbinden. Dieses Feld ist überhaupt noch gar zu wenig angebauet, als daß man sich so leicht eine reiche Erndte zu versprechen hätte. Es fehlet noch so gar an einer ausführlichen Geschichte der Gesetzgeber, die meines Erachtens nothwendig voran gehen muß, ehe man mit Hofnung eines guten Erfolgs jenes grosse Werck unternehmen kan.

Ein gelehrter Freund hat mir einen kleinen Aufsatz mitgetheilt, in welchem über den Plan einer allgemeinen Sittenlehre folgende Gedanken enthalten sind.

„Die Sittenlehre überhaupt hat zwey beson-
„dere Theile, einen natürlichen oder philoso-
„phischen, und einen positiven oder historischen.
„Dieser ist, und jener sollte eingeführt seyn.

„Die natürliche Sittenlehre ist eine Wissen-
„schaft der Menschen, wie sie nach dem rechten
„Gebrauche der Vernunft seyn solten und könten,
„und der Gesetze, die am geschicktesten sind, sie
„der grösten Glückseeligkeit, deren sie fähig sind,
„theilhaftig zu machen.

„Diese

„Diese Wissenschaft schränkt sich keinesweges
„blos auf die allerallgemeinsten Begriffe, auf je-
„ne einförmigen Regeln ein, die sich auf die ab-
„stracte Kentnis des Menschen gründen, und da-
„her allen Ländern und allen Zeiten ohne Unter-
„schied zukommen. Die Sittenlehre heftet zwar
„allezeit ihr Augenmerk auf den ursprünglichen
„Menschen, allein sie suchet vornemlich den
„Menschen, so wie sie itzt sind, nützlich zu wer-
„den; sie umfasset zwar das Interesse aller Völ-
„ker überhaupt, allein sie unterläßt deswegen nicht,
„die Entwürfe zu ihrem Besten nach der unendlichen
„Mannigfaltigkeit ihrer Umstände einzurichten,
„und wenn sich ein Zusammenfluß von unüber-
„windlichen Hindernissen dem höchsten Güte
„widersetzen, das sie allezeit den Menschen zu ver-
„schaffen wünschet; so suchet sie ihnen wenigstens
„den Weg zu zeigen, auf welchem sie zu dem aller-
„kleinsten Uebel, oder zu einer solchen Glückse-
„ligkeit gelangen können, die ihnen ihre gegenwär-
„tige Umstände zu hoffen erlauben.

„Die Gesetze und Vorschriften der natürlichen
„Sittenlehre haben drey Hauptgegenstände.

„Einige

„Einige derselben gehen auf die verschiedene Art
„unserer Privathandlungen; woraus das natür-
„liche Privatrecht entspringt. Einige beziehen
„sich auf die Regierung, und machen das na-
„türliche Staatsrecht aus. Endlich zielet die
„dritte Classe der Gesetze auf das Thun und Las-
„sen der Völker gegen einander; und hierin be-
„stehet das natürliche Völkerrecht.

„Man unterstand sich in den vorigen Zeiten
„mit gleicher Verwegenheit Welten und Republi-
„ken auf zu bauen, man schrieb der Natur und
„dem Menschen Gesetze vor, und gleichwohl kan-
„te man weder die Natur noch den Menschen.
„Ohne Kentnis der Begebenheiten können keine
„Grundsätze festgesetzt werden. Ein beständig in
„sich selbst eingesponnener Geist, kan nichts an-
„ders als Irrthümer ausbrüten.

„Will man die natürliche Sittenlehre zur Voll-
„kommenheit bringen, will man zu einer Wissen-
„schaft der Gesetzgebung gelangen, so wie sie den
„Menschen in allen möglichen Umständen, in
„welche sie Zufall oder Weisheit versetzt hat, am
„erspriesslichsten ist, so muß man den Menschen

„ken-

„kennen, wie er gewesen, und wie er ist; man
„muß ihn in allen Zeiten, in allen Weltgegenden
„und in allen Umständen sehen; man muß sein
„Thun und Lassen genau beobachten, die Gesetze,
„die er über alle Arten von menschlichen Hand-
„lungen eingeführt, ihren Einfluß auf seinen Zu-
„stand, ihre Abänderungen und ihre Ursachen
„gründlich studieren.

Die Fortsetzung künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 25. Mart. 1762.

Beschluß des zweyhundert drey und zwanzigsten Briefes.

„Dieses ist der Endzwek der positiven oder „historischen Sittenlehre. Die Geschich„te eines jeden Volkes, es mag glücklich oder un„glüklich, wild oder gesittet, alt oder neu seyn, „enthält einen Vorrath von Beobachtungen, die „zu dieser Wissenschaft gehören. Was die Men„schen angehet, ist für den Menschen eine Quelle „des Unterrichts. Ihre Tugend und ihre Laster, „ihre Einsichten und ihre Irrthümer, ihre Weis„heit und ihre Thorheit, alles ist in gleichem Gra„de lehrreich.

„Die Beobachtung ist also die Quelle der posi„tiven oder historischen Sittenlehre, und da jene

„niemals völlig erschöpft werden kan; so siehet
„man wohl daß auch diese allezeit wird unvollkom-
„men bleiben müssen. Indessen ist nicht zu läug-
„nen, daß uns die Geschichte eine unendliche
„Menge von Begebenheiten und einzelnen Vorfäl-
„len aufbehallen, die dem Sittenlehrer ein gros-
„ses Licht geben können. Die Bemühungen aller
„Geschichtschreiber sollte einzig und allein dahin
„abzielen, diese unschätzbare Trümmer zu sam-
„meln, und zum Gebrauch der philosophischen
„Sittenlehre zu erläutern, und ins Licht zu setzen.
„Man kan die historischen Beobachtungen, die
„dahin gehören, gleichfals in drey Classen einthei-
„len. Sie lehren uns entweder Privatsitten
„und Privatgesetze kennen, und machen das posi-
„tive Privatrecht aus; oder sie beziehen sich auf
„die Regierung, und gehören zu dem positiven
„Staatsrecht: oder endlich handeln sie von den
„öffentlichen Angelegenheiten, woraus das positi-
„ve Völkerrecht entspringet. u. s. w.„

Diese Eintheilung der Sittenlehre in einer philosophischen und historischen ist ungemein nützlich. Mich dünkt, daß man bisher in Frankreich die philosophische und in Deutschland die historische Sittenlehre zu gering geachtet. Daher fehlet es dem tiefsinnigen System eines Wolfs an pragmatischer Anwendung auf die Geschichte, und den feinen Beobachtungen eines Montesquiou an allgemeinen systematischen Grundsätzen. Ein Werk, das den gründlichen Tiefsinn eines Wolfs mit dem scharfsinnigen Beobachtungsgeist eines Montesquiou verbände, wäre meines Erachtens das vollkommenste Meisterstük der menschlichen Vernunft; vielleicht ein Ideal, das die menschliche Kräfte übersteigt, dem sich aber die größten Genies unsrer Zeit, so viel als möglich, zu nähern suchen sollten.

M.

Aus der Schweitz.

Eine patriotische Gesellschaft allhier, die sich die Erörterung und Ausbreitung der wichtigsten Wahrheiten zu Beförderung der Glückseligkeit der Menschen und der Vervollkommung der bürgerlichen Gesellschaften zu ihrem Augenmerk gesetzt hat, wird jährlich vier Fragen oder Aufgaben in dieser Absicht dem Publico vorlegen, und einen Preis von zwanzig Ducaten demjenigen zu theilen, der über eine dieser vier Fragen nach seiner freyen Wahl, die beste Abhandlung (jederzeit vor dem ersten des Brachmonates des auf die Ankündigung der Preisfragen folgenden Jahres) wird eingeliefert haben. Die Preisschriften müssen post frey an die typographische Gesellschaft in Bern übermacht werden, welche in Commißion hat, dieselbe anzunehmen, und an ihre Behör zu übergeben. Die Nahmen der Verfasser müssen wie gewöhnlich in eignen Zetlen verschlossen, und mit einem Wahlspruche, der auch auf der Preisschrift stehen wird begleitet seyn. Sie können

übrigens

wenigens in Deutscher, Französischer, Englischer, Italiänischer, oder Lateinischer Sprache abgefaßt seyn.

Preisfragen.

Ueber welche man vor dem ersten Brachmonats 1763 die Beantwortungen unter obigen Bedingungen erwartet.

1. Durch welche Mittel können die verdorbenen Sitten eines Volkes wieder hergestellet werden? Was hat ein Gesezgeber hierzu für einen Weg einzuschlagen?

2. Finden sich dergleichen Vorurtheile, die Ehrerbietung verdienen, und die ein guter Bürger öffentlich anzugreifen sich ein Bedenken machen soll?

3. Welches Volk ist jemals das glüklichste gewesen?

9. Wie könnte zwischen den Bürgern und Landleuten der verschiedenen Freystaaten des Eidgenößischen Bundes eine vertraulichere Bekantschaft und eine engere Freundschaft gepflanzt werden?

Ende des dreyzehnten Theils.

Druckfehler.

S. 15. Z. 10. daß sie Genie; lies, daß sie gewiß u. s. w.

S. 37. Z. 17. zeitliches G. lies, zeitliches Glück.

S. 58. Z. 9. eines unverheyratheten Frauenzimmers allen ihren Stolz; lies, eines einzigen Frauenzimmers allen Stolz u. s. w.

Briefe,
die
Neueste Litteratur
betreffend.



XIVter Theil.

Berlin, 1762.
bey Friedrich Nicolai.



Inhalt der Briefe
des vierzehnten Theils.

Zwey-

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Vierzehnter Theil.

N

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 8. April 1762.

Hundert und vier und zwanzigster Brief.

Daß doch unsere deutschen Candidaten so selten in der Sphäre bleiben wollen, die Ihnen die Art ihrer Erziehung und die Universität, von der sie eben sind entwöhnet worden, natürlicher weise darbietet. Diese Herren scheinen seit einiger Zeit vergessen zu haben, daß die stiefmütterliche Natur sie bloß zu Verfertigung der Dissertationen, worin Königen die Regierungskunst gelehret wird, der Schulprogrammen, worin Newtons und Wolfs Fehler ins Licht gesetzt worden, der Glückwünschungen auf Geburtstage und Magisterpromotionen, wodurch die Wissenschafften mit neuen Erfindungen sollen bereichert werden, kurz zu Bearbeitung desjenigen Theiles der Gelehrsamkeit bestimmet hat, von

welchen man in Hamburg, zum Troste aller Pfarrer in Norderdithmarschen und im Lande Hadeln, so angenehme Nachrichten schreibt.

Es läßt sich freilich leicht begreifen, daß diese Herren sehr zeitig finden müssen, daß viele Dinge, womit sie sich auf der Universität ein nicht geringes Ansehen gegeben haben, in der Welt ganz und gar nicht geachtet werden. Vielleicht ist dis die Ursache, daß sie auf das andere Extremum verfallen, und den Entschluß fassen, galant zu werden. Sie machen uns dadurch ein seltsames Schauspiel; der eine sagt mit der Feierlichkeit eines Respondenten einer erdichteten Phyllis eine Liebeserklärung vor; der andere, voll von der mathematischen Methode, will sinnreich und witzig schreiben und der dritte mit der bleichen Hypochondrischen Mine, die so offenbar verräth, daß man in noch nicht drey Jahren den ganzen Zirkel der Wissenschaften vollendet hat, bemühet sich zu scherzen und zu tändeln.

Es ist seltsam, daß die meisten durchaus scherzen wollen, obgleich das Schicksal unter allen Gaben die Gabe zu scherzen den deutschen mittel-

mäßi-

mäßigen Köpfen am allermeisten scheinet versaget zu haben. Alles was dazu gehöret, um gut scherzen zu können, fehlet ihnen: feine Empfindungen, eine gewisse Leichtigkeit im bemerken und im Ausdrucke, Kenntniß der Welt, und folglich Kenntniß desjenigen, was gefallen und mißfallen kann, deßjenigen was Eindruck macht, und deßjenigen was gleichgültig seyn muß.

Die Franzosen pflegen von einem solchen, der scherzhaft thun will, ob ihm gleich die Natur die Gabe dazu versaget hat, zu sagen: Er kützele sich um lachen zu können. So machen es unsere Deutsche Witzlinge, und ich habe itzt eben einen vor mir, der sich gewiß recht sehr muß gekützelt haben, ehe er zwey Bände zu Ende gebracht hat, die ausdrücklich den Titel Scherze * führen. Der Verf. hat vielleicht nicht bedacht, wie viel man waget, wenn man im voraus sagt, itzt will ich scherzen. Ein guter Scherz pflegte von ohngefehr zu kommen, und thut nur die halbe Wirkung, wenn er vorbereitet wird. Ausserdem

* Scherze, zwey Theile. Helmstädt. bey Weygand, 1762. 36 Bogen in 8.

ist der Scherz nur gleichsam das Gewürz des Gespräches, es gehöret sehr viel feine Empfindung dazu, um zu merken, wo er wohl angebracht sey. Noch weit seltener aber gehet es an, ex professo spaßhaft zu seyn. Wann es nun schon ohnstreitig sehr schwer fält, im Gespräche zwey Stunden hintereinander zu scherzen, ohne den Charakter eines Lustigmachers oder Gernwitzigen zu verrathen, so ist es wohl noch weit mehr gewagt, wann man vor den Augen der ganzen Welt in zween Bänden hintereinander, beständig scherzhaft schreiben will. Es würde gewiß dazu der ausserordentlichste Kopf gehören, der bey ungemein vielem Witze, unerschöpflich an neuen Zügen und Situationen wäre, die den Leser beständig überraschen könnten, ein Kopf der ohne mittelmäßsig zu werden, das Mittel so wohl zu halten wüste, daß man ihm weder alzu viel sinnreiches und weithergeholtes, noch weniger aber unedle kriechende Possenhaftigkeit vorwerfen könte.

Zwar kan es vielleicht seyn, daß der Verfasser unter seinen Commilitonen für einen sehr witzigen Kopf ist gehalten worden, denn er hat eine

so

so ausserordentliche Art sich spashaft zu bezeigen, daß Sie sich, ohne ein Beyspiel schwerlich einen Begriff davon werden machen können. Will er z. E. sagen, daß es Mittag gewesen, so hebt er auf eine ungemein schnakische Art an:

Der eiserne Protocolliste,
Der Zeit, schlug wie ein Renommiste.
Jtzt zwölfmal auf sein tönend Erz.
Der Hahn stand stolz auf hohem Miste
Und trieb voll Hitze geiler Lüste.
Mit seinem eignen Schatten Scherz.

Will er zu verstehen geben, es sey die Sonne schon seit sechs Stunden aufgegangen gewesen, so sagt er äusserst witzig:

Sechs Stunden zogen schon, des Phöbus muntre Rosse
Um die erwachte Welt, die goldne Staatscarosse.

Und um die Zeit noch näher zu bestimmen, setzt er auf eine unnachahmlich schöne Weise hinzu:

Der Bürger Oberhaupt befuhr dem Gott zum Hohn
Des Städtchens kleinen Wall, im alten Phaeton

Am schwarzen Küchenheerd sank Kohl in weite
Töpfe
Es lenkten Messer sich um rauche Kälberköpfe,
Polierten sie so rein, durch Weiberkraft geführt,
Als einen Reuterbart mit schwarzem Wachs ge-
schmiert.

Wie nun? ich glaube Sie haben satt und genug von des Verf. spashaften Wiz; Nun hören Sie ihn auch an wann er im Ernste witzig wird — Ja im Ernst! denn Sie müssen wissen, daß ohngeachtet das Buch Scherze betittelt ist, der Verf. dennoch zuweilen so ernsthaft wird daß man — welches bey seinem Scherzen selten geschiehet — lachen möchte. Er will also im Ernste einen Künstler in der Malerey loben, hören Sie an:

Du dem die reiche Natur in jedem Zuge gehorchet,
Der sie in Bildern zum zweitenmahl schaft,
Geliebter Künstler, mein Freund, mich reizt dein
schrecklicher Wehr-Wolf
Troz seiner schrecklichen Bildung dennoch

Voll Wehrwolfsschönheit durch dich zum besten
Wehrwolf geschaffen.
Verlacht er, höhnend den Wolf der Natur.

Doch

Doch Künstler mals nicht mehr dergleichen Bilder des Schrekens
Als wie den Wehrwolf und zottigten Bär.

Was würden Sie wohl sagen, wann Sie in diesem Buche läsen:

Ihr eilt wie Sturm in starken Wettern
O Kinder abgemeßner Zeit,
Und stürzt, mit euch uns zu zerschmettern
In ungemeßne Ewigkeit.

Schwerlich hätten Sie dieses Galimathias verstanden! Lesen Sie aber nur weiter:

Ihr rauscht dahin, durchlebte Stunden,
Mein Auge sieht euch schwindelnd nach.

O ja! Nun ist alles deutlich, und Sie wissen daß —— der Verfasser etwas sinnreiches hat sagen wollen.

Bey dem Kützel den er hat seinem Witz allerhand Gestalten, und Titel zu geben, hat ihn der Titel: ein Heldengedicht in .. Gesängen so wohl gefallen, daß er uns nicht mehr als vier Heldengedichte vorlegt. Sie heissen der Küster ein Heldengedicht; das Ständchen ein Gedicht in

 drey

drey Büchern; Hans der Schäferknecht ein Heldengedicht in sechs Gesängen; Purlepanzioschöffiade ein Heldengedicht. Diese sogenante Gedichte sind ganz unbeschreiblich; der Himmel weiß, was der Verfasser mit allem Zeuge, das er hier vorbringt, sagen will. Sind es Familien, Scherze die nur drey Leute verstehen, so hätte er sie nicht dem Publico vorlegen sollen, denn itzt muß er sich nicht befremden lassen, daß diejenigen, die die geheimen Anspielungen dieser sinnreichen Stücke nicht einsehen können, nichts als den abgeschmaktesten Gernwitz darin finden. Ich mag Ihnen keine Exempel aus diesen Gedichten anführen, denn sie sind meistens sogar elend, daß ihr schlechtes sie auch nicht einmahl würde belustigen können; aus den obengeführten Exempeln, die daraus hergenommen sind, können Sie sich schon einigen Begrif davon machen.

Doch auch in Prosa hat sich unser Verf. nicht weniger gezeiget, insbesondere in Briefen und in Charaktern. Seine Briefe sind so ungekünstelt und natürlich, das nichts darüber ist. Stellen sie sich z. E. Briefe gnädiger (und armer) Damen

men vor; was werden die sich schreiben? Ohnfehlbar werden sie auf den reichen Bürgerstand schimpfen. Nun! und Briefe reicher Bürgerfrauen; O! die spotten über den armen Adel: das ist ja natürlich! und eben so natürlich hat der Verf. diese Ideen auch ausgeführet, er hat keinen besondern und unerwarteten Zug hinzugethan, daran man etwa einen sinnreichen Kopf hätte erkennen können, o Nein! die einfältigsten unter dem Adel und dem Bürgerlichen Stande, hätten diese Briefe sehr füglich schreiben können, so gut ist die Natur nachgeahmet.

Aber die Natur selbst ist in dem Briefwechsel des Cantors und Schulmeisters zu Querlequitsch zu finden. Man solte fast darauf schwören, daß sie einmahl wirklich von einem Dorfcantor und Dorfschulmeister wären geschrieben worden. Der Cantor will von dem Schulmeister nicht College genennet werden. Dieser aber, meint er sey Magister eben wie der Pfarrer, die Magisters wären aber so gut als die Edelleute. Hierauf antwortet der Cantor:

„Er ist gewiß toll worden: laße er sich die

Ader

„Ader schlagen; sonst gehet es mit ihm irre. Alle
„umliegende Dörfer wissen, daß er ein gebohrner
„Köther ist, und nun will er sich gar für einen
„Edelmann ausgeben, und über einen Cantor
„erheben, der mehr mit den Füßen spielen kan,
„als er mit seinem Kopfe. Wo hat er denn mit
„seinem Libartium Magister den Adelbrief? To-
„backsbriefe mag er wohl haben; denn seine Stube
„siehet immer aus wie ein Corps de Garde.„ rc.
O wirklich die pure Natur! Und dieser Brief-
wechsel wird noch einem vernünftigen Menschen
so viel Vergnügen machen, als wenn er zusähe wie
sich der Herr Cantor mit dem Herrn Schulmei-
ster bey den Haaren herumzögen.

Derjenige unter den Briefen, der sich von den
andern in etwas auszeichnet, ist das Schreiben
an ein neugebohrnes Kind; die Idee dazu ist
recht artig. Ich komme in Versuchung, Ihnen
einige Züge daraus vorzulegen einen Beitrag zu
dem Besten aus schlechten Büchern.

„Erlauben Sie, redet der Verf. das kleine
„Töchterlein an, daß ich als ein guter Freund Ih-
„nen zum voraus einige kleine Abentheuer erzäh-
„len

„len darf, welchen sie zum Theil schwerlich entge„hen werden, sondern die sie geduldig ertragen „müssen.

„Zuerst wird man Sie, unschuldiges Kind, „auf einen Tisch legen, Ihnen Hände und Füsse „binden, gleich einem Missethäter, der das Leben „verwürket hat. Sie werden schreien, Sie werden „weinen; aber, arme Demoiselle, niemand wird „sich ihrer erbarmen, niemand wird zum Mit„leiden gerühret werden, hingegen wird man vor„geben, die Sorge vor Ihre künftige Gesundheit „mache diese Fesselung nothwendig. Und damit „Sie aus dem Stande gesetzet werden ihren Wi„derwillen zu schreyen und den Verlust Ihrer „natürlichen Freyheit zu beweinen; wird man „drey Kreutze über ihre Windeln machen, Sie „in eine Art von Trillhäusern legen, die man „Wiege nennet, und unter den disharmonischen „Gesange einer übelgebildeten Wärterin so lange „trillen und schaukeln, bis sie in einen Schwin„del gerathen, der sie des Gebrauchs Ihrer Sin„nen beraubet. So bald dieser nachläßt, und sie „sich wieder regen; wird man wieder schauckeln

„und

„und damit so lange fortfahren, bis die durch
„Mode und Thorheit bestimmte Zeit ihrer Fesse-
„lung und Schaukelung vorüber ist. — —

„— Aber hier steiget ein fürchterliches Aben-
„theuer herauf — ein zahlreiches Her nahet sich
„Ihrer Wiege; Geschöpfe ohne Körper die der
„Aberglaube in dem verdorbenen Gehirn der
„Ammen und Wärterinnen zeugete, deren Exi-
„stentz nur Kinder glauben, und welche die Ver-
„nunft mit Mühe wieder in Nichts verwandelt.
„Der mächtige Held, den die hochdeutschen Am-
„men Knecht Ruprecht, die niedersächsischen
„Claus nennen, geht voran; ihm folgen Gespen-
„ster, Hexen, Zauberer, verwünschte Prinzeßin-
„nen, feurige Drachen, Teufel mit Ochsenhör-
„nern, Pferdefüssen und Kühschwäntzen, Teufel
„in rothen Kleidern, Allongeperücken und Hah-
„nenfüssen, diese heissen die Gott sey mit uns!
„Kobolde, Wächselbälge, dreybeinigte Hasen,
„das hochdeutsche wilde Her, und der platdeut-
„sche Hackelnberg, schwarze Hunde, Nachtraben,
„Leichhüner, Vorlasse und Gott weiß wie die
„Phantomen mehr heissen. Wagen sie nicht zu
„schreyen

„schreyen, liebes Kind, sonst läßt ihre Wärterinn
„den Claus kommen, oder den Knecht Ruprecht
„an das Fenster klopfen. Beyde tragen die
„Kinder weg: wie würden sich ihre werthen
„Aeltern betrüben, wenn sie ihre erstgebohrne
„Tochter, des Morgens in der Wiege fehlete? —
„Sie meine kleine Demoiselle, werden von dem
„Gespenster- und Hexenabentheuer nichts zu be-
„fürchten haben: denn ich bin überzeuget, Ihre
„Aeltern würden der Wärterinn einen Hexen-
„proceß machen, die sich unterstünde, ihrem zu
„bessern Ideen bestimmten Gehirne dieses Affen-
„spiel einzubringen. Hingegen wartet ihrer ein
„fürchterlicher Pantzer von den Kinnbacken des
„Leviathans gemacht, von Kinnbacken, die in
„einer Woche mehr Menschen tödten, als jemals
„der Eselskinnbacken des Helden Simson erschla-
„gen hat; es wartet ihrer dieser Panzer, die den
„Schönen so schädliche Schnürbrust. Es hilft
„kein Bitten. Sie müssen ihn anlegen, sie müs-
„sen sich bis auf das Ersticken zusammen schnüren
„lassen; und warum? auf daß ihr Leib schlank
„werde; das ist, damit Sie eine schöne Taille be-

„kommen

„kommen mögen. Es kömmt hiebey in keine „Betrachtung, daß durch enge Schnürbrüste we„nigstens ein paar hundert Kranckheiten entstehen „können: sie müßen geschnüret werden: denn es „ist besser bey einer erzwungenen Taille ungesund „sein, als bey einer natürlichen sich der besten „Gesundheit erfreuen. Und was würden die „Leute von einer Demoiselle ohne Schnürbrust „sagen. —

Ich muß aufhören abzuschreiben, denn selbst im Abschreiben merke ich, daß unser Verfasser wie meist unsere Deutsche schlechte Schriftsteller alle, einen Gedanken der ihm einmahl gefällt, ohnmöglich verlassen kan, bis gar nichts mehr darüber zu sagen ist; der Leser mag auch iähnen und sich ärgern wie er will. Swift sagt von solchen Leuten. „Ein „schlechter Schriftsteller dem ein guter Gedanke „aufstößt, treibt ihn gemeiniglich wie der Hund „den Hasen, so lange herum, bis er todt nie„derfällt.„

T.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 15. April 1762.

Zwey hundert und fünf und zwanzigster Brief.

Mich dünkt ich habe Ihnen neulich gesagt, daß unser vorhabender Schriftsteller auch Charaktere schildere. Dis ist angehenden deutschen Schriftstellern, die sich in Prosa versuchen wollen, ziemlich gewöhnlich, und hier ist es auch, wo sie am aller-ersten verunglücken. Solte dis vielleicht daher kommen, daß die Caraktere in Deutschland gar zu einförmig sind, und nicht die abwechselnde Laune anderer Völkerschaften haben. Man hat dis wenigstens irgend wo behaupten wollen. Ich will es nicht entscheiden, aber zuverläßiger wolte ich behaupten, daß die Schuld noch weit mehr an den Schriftstellern liege. Diese Leute bringen gemeiniglich zu ihrem Vorhaben, weder Kenntniß der Welt,

noch des menschlichen Herzens, mit. Die Originale die sie schildern wollen, haben sie nicht in der Welt beobachtet, sondern in Büchern gelesen, so wie sie sich aus Büchern und moralischen Systemen überhaupt eine Vorstellung der Welt machen. Wenigstens ist der kleine Theil der Welt den sie so zu sagen, aus den Fenstern ihrer Studierstube mit dem Gesichte erreichen können, nicht hinlänglich ihre Kenntniß zu vervielfältigen, und ihnen alle verschiedene Abänderungen bemerken zu lassen, wodurch Charaktere von einerley Gattung unterschieden werden. Daher zeichnen sie bloß ganz gemeine täglich vorkommende Charaktere mit ganz gemeinen und oft gebrauchten Zügen, ohne Nüancen, ohne eigene Züge, die eine algemeine Eigenschaft gleichsam in ein Individuum verwandeln, ohne Feuer, ohne Wahrheit; welch ein Wunder, wenn ihre Schilderungen einförmig froken, ohne Anmuth uninteressant und nichts weniger als lehrreich sein.

Zum Glück für dergleichen schale Schriftsteller haben verschiedene gute Charakterschreiber ihre Charaktere mit bedeutenden Namen bezeichnet, und nun, wer

zu ein paar ganz bekanten Charakteren ein Paar neue Namen erfinden kan, und allenfalls einen Ort dazu erdenken, wo alle die Geburten seines Gehirns zusammen kommen können, ist mit seiner Arbeit schon mehr als über die Helfte fertig.

So macht es auch unser Verfasser; er wolte Charaktere schildern; er erdachte sich also ein Blocksbergsfest, wo alle seine Charakteren dem Beelzebub ihre Aufwartung machen. Nun! was schildern wir für Charaktere, natürlicher Weise fallen einem Studenten, wohl zuerst die vier Fakultäten ein; und etwa ein Magister und ein Poet! Aber auch ausser der Universität. — Ey nun eine alte Frau, eine böse Frau, eine alte Jungfer, ein Officier. — Das sind ohngefehr die Charaktere die unser Verf. kannte, und die ihm also auch zuerst in den Sinn kamen. — Hurtig nun! Namen gemacht! einen immer sinnreicher als den andern! Coridon Leichtsinn, der Gottesgelarheit beflissener; Lejulegus Blasebalg ein Candidat der Rechte; Paridami Urkund, ein Richter; Priscianus Wolke ein Meister in sieben freien Künsten; Tityrus Haberröhr ein Gelegenheits-

 dich-

Dichter; Anna Catharina Borhornin acht und sechzig Jahr alt; Sybilla Spitznasin, lebt mit ihrem Mann in beständigem Kriege. Brigitta Susanna Franzgeld eine siebenzigjährige Jungfer; Alexander von Ungewitter ein Officier.

Bewundern Sie nicht die Erfindungskraft des Verfassers, die so trefliche Namen ersonnen hat? Sie hat sich aber dabey auch ganz erschöpfet, so daß die Ausführung äusserst platt gerathen ist. So gemein, und altäglich die Charaktere selbst sind, mit so gemeinen und oft gebrauchten Zügen sind sie geschildert. Haben Sie den Namen gelesen, so wissen Sie den ganzen Charakter, und dürfen nicht weiter lesen, dann die gemeinste und bekannteste Eigenschaften, die einem gleich bey Lesung des Namens einfallen können, und sonst gar nichts werden sie finden; so daß es einem Leser, der etwas bessers erwartet, schon bey dem zweiten Charakter zum Ekel wird.

Daß der Verfasser ein schlechter Nachahmer Rabeners ist, kan man daraus bemerken, daß er beständig Satiren auf die sogenannte [illegible]

oder

oder Gelegenheitsdichter einmengt. Dazumahl als Rabener seine erste Satyren schrieb, waren diese niederträchtige Originale noch gemein genug, so daß sie verdienten, durch Satyren niedergeschlagen zu werden. Herr Boisbeaux wundert sich auch in der Vorrede zu der Französischen Uebersezung dieser Satyren, daß solche Geschöpfe noch in Deutschland existiren solten, von denen man in Frankreich gar keinen Begriff hat. Dieser Argwohn macht Deutschland wenig Ehre. Aber wir wissen ja, daß, dem Himmel sey Dank, der gute Geschmack diese Leute und ihre Niederträchtigkeiten verdrungen hat, und wann ja etwa auf einer Universität, in einem Winkel noch einer existiren solte, so ist derselbe so sehr unter der Satyre, als irgend ein anderer Bettler. Warum wärmt denn der Verf. diese Thorheiten auf, und zwar mit den niedrigsten Zügen die nichts anders als Ekel erwecken können. Er glaubt, er habe recht was Witziges gesagt, wann er seinem Mäcenas vorstellt: „Er lege ihm hiemit ein Gedicht zu Füssen, und gebe dadurch verblümt zu verstehen, daß „er Hunger und Durst leide. — Ein Holzhauer

 bekommt

„bekommt seine vier Groschen, wenn er ein Fuder
„Holz zerspalten hat: glücklicher Stand! Wie
„unglücklich sind hingegen wir Dichter, wenn wir
„uns krumm und schief gedichtet haben, so bekom-
„men wir manchesmal für zween Bogen kaum
„halb so viel, als ein Holzhauer für ein Fuder-
„holz;" — Durch eine ordentliche Rechnung
„wird bezeugt, daß er für das Gedicht 13 gl.
„baar ausgeleget, und hoffet, der Mäcenas wer-
„de ihm wenigstens so viel Thaler wiedergeben;
„die Absicht warum er das Gedicht übergebe, sey
„ein Trinkgeld, und dergleichen mehr.

Da der Herr Verf. viele Gelegenheitsgedichte einrükt, so ist fast bey allen dieser witzige Spaß wiederholt, doch ich glaube, Sie werden, davon schon genug haben. Ich will ihnen also auch einen dahin sich beziehenden sehr saubern Briefwechsel schenken, den der V. von zwei Jenaischen Studenten — und Poeten versteht sich — von Salerner, Franz-wein, und Jenaischen Krätzer, führen läßt: denn bey demselben und bey manchen andern Schriften, die so sehr nach dem deutschen Studenten schmecken, möchte Ihnen einfallen wie nöthig

es

es wäre, daß man auf Universitäten, die Deposition, so wie sonst bey der Aufnahme, itzt vielmehr beym Abzuge, wieder einführte, damit unsere junge Witzlinge, in der Welt, mit ihren langen Hörnern, Zähnen und Nägeln nicht eine so seltsame Figur machten.

Doch was Welt und was vernünftige Leute! Hat es nicht der Uebersetzer der neuen Heloise deutsch herausgesagt, daß er nur für ein Häuschen Leser schreibe, die es ihm Dank wißen, — so mag es mit unserm Verfasser auch wohl beschaffen seyn; vermuthlich hat er nicht für die Welt schreiben wollen, sondern für ein Häuschen wohlbeleibter Bürger eines niedersächsischen Städtgens, die sich an einem Stücke Pöckelfleisch satt eßen, eine Kanne Dukstein darauf setzen, und nach der Mahlzeit zur nöthigen Leibesbewegung eins kegeln!

Diese werden den Verfasser für einen recht witzigen Kopf halten, wann er von einem großen Ochsen sagen kann:

> Ja Vedder et iß recht, als wenn er sinen Ossen
> Mit Botter un mit Speck ganz bedde övergossen.

Oder:

Acht Centner muß er wägen,
Wann sie das Nierentalg mit auf die Schale legen.

Diese ehrliche Leute werden gern mit dem Verfasser in die Runde singen.

Trinkt auf des grösten Ochsen Wohl
Und schließet mich mit ein
Von Braunbier Wein und Ochsen voll
Will ich heut frölich seyn.

Halsbraten Fleisch in Salz und Rauch
Caldaunen Herz und Hirn,
Bratwürste, Kopffleisch, Magenschlauch
Und Lungenmuß mit Birn.

Euch alle schmek ich zum Voraus
Und werde niemals satt. u. s. w.

Diese werden dem Verfasser die ganze Ochsencantate in plattdeutscher Sprache, nachplärren, und jauchzen werden sie, wenn der Dichter anhebt:

O! Duckstein her! Mich zu begeistern
Ich kan den Trieb nicht mehr bemeistern.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Ihr Duksteins Kenner Ruhnstäts Musen
Ich fühl schon euer Feur im Busen,

Das

Das mir bis in die Feder dringt.
O Müller bitte Frau Susannen
Daß sie mir noch zwo frische Kannen
Von unverfälschtem Duckstein bringt.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Dort komt ein Wagen frische Fische,
Herr Commissar zu doro Tische.
Sey dieser grosse Hecht bestimmt:
Es ist ein unvergleichlich Fressen
Vornähmlich wenn man nach dem Essen
Ein Glaß Krambambuli drauf nimt
Dis sind die besten Eigenschaften
So an der Zollbedienung haften,
Die statt der Kappen Hechte bringt.
Der Krüger zapft dazu ein Gläßgen
Aus seinem besten Brantweinfäßchen,
Es nimts der Commissar und trinkt,

Nun ist die ganze erbare Gesellschafft, wie sie leicht denken können, ziemlich berauscht, welch ein Wunder also, wenn es beym Kegelspiel etwas unordentlich zugeht, da schreit einer mit dem andern, daß einem die Ohren gellen!

Eins zwey drey vier fünf sechs
Der Teufel und die Hex

Das gibt ein gutes Spiel;
Jedoch der siebte Kegel
Das war ein rechter Flegel
Daß er nicht auch noch fiel.
Wer folgt? Ihr Herren geschwind!
Ich weis nicht wo sie sind
Ha: Bruder wo bist du?
Was hilft doch das Gehudel
Ha! Ha! Ha! Ha! ein Pudel
Der Herr setzt einen zu.
Hier, hier ist ein Mattier
Du wirfst itzo nicht vier.
Ja, gut, den halt ich noch.
Da liegen drey mit allen,
Wart, laß sie nur erst fallen.
Verflucht, sie fallen doch.

Was soll wohl ein vernünftiger Mensch zu einem solchen Getümmel sagen? Solte sich der Verf. nicht schämen vor aller Welt solch niederträchtig Zeug auszukramen, das vielleicht eine Gesellschaft bezechter Bauern, lustig finden kan, das aber niemand gefallen wird, der nur ein wenig über den Pöbel erhaben ist. — Oder mißt der Verf. etwa alle Welt nach den Einwohnern seines Städtgens ab.

Zwey

Zwey hundert und sechs und zwanzigster Brief.

Die grössesten Geister des Alterthums und der neuern Zeiten, haben ihrer Freunde in ihren Werken gedacht, und derselben Namen dadurch gleichsam der Nachkommenschaft geheiliget. Von grossen Geistern geliebet zu werden, ist selbst ein Titel zum Nachruhm. Und da der Welt auch die geringsten Umstände eines grossen Mannes wichtig sind, so vernimmt sie gern, wen er einer besondern Freundschaft gewürdiget hat. Zudem pflegen die Freunde grosser Männer schon selbst eigene Verdienste zu haben, die sie der Aufmerksamkeit würdig machen; Kurz, es intereßiret jedermann zu wissen, daß Attikus ein Freund des Cicero, Mäcenas des Horaz, Swift ein Freund Popens, Boileau ein Freund Molierens und Racinens, Gleim ein Freund Kleistens, Stähelt ein Freund Hallers u. s. w. gewesen sey, aber wie lächerlich ist es, wenn Leute, die selbst der Welt unbekannt sind, ihre eben so unbekannte Freund-

Freundschaften vor der Welt ausposaunen, die daran unmöglich den geringsten Antheil nehmen kann.

Gleichwohl ist diese seltsame Gewohnheit unter den deutschen angehenden Schriftstellern ungemein eingerissen. Kaum hat ein junger Dichter einige Bogen drucken lassen, so will er, da er doch nun einmahl selbst unsterblich ist, auch ein halbes Dutzend seiner Universitätsfreunde unsterblich machen, also müßen ihre Namen hier und da in seinem Buche, in Schwabacher Schrift prangen; und nicht wenige haben die Mode alle nacheinander in einem Gedichte zu schildern, weil — ein Mann wie Gleim dieses auch einmal gethan hat.

Unser Scherzmacher ist gleichfals sehr freygebig mit seinen Freunden, als wenn es die Welt sehr interessiren müßte, wenn er ihr sagt: „Daß der „ältere Seidel in ein fliessendes Deutsch bringt, „was in den schönen Künsten der Franzose, Römer, „und

„und Welsche erfand; daß Meyer ein Lied singt,
„nach Regeln, die er geprüft, die Griechen aber
„erfunden haben; daß der kleine denkende
„Freund, der ernste Wesselhöft, der Men-
„schen Handlungen nach scharfer Moral schätzt;
„daß sein treuer Flögen nicht ein rauher Liebling
„des Krieges ist, und daß der jüngere Seidel der
„Blumen Namen und Nutzen weiß.„ Es mö-
gen dis alles brave Leute, und des Hrn. Verf.
gute Freunde seyn; ich habe nichts darwider, al-
lein was geht dis das Publikum an. — Doch
freylich, wenn der Herr Verf. hätte bedenken wol-
len, was das Publikum interessiren könte, so
würden freilich aus seinen zwey Bänden, vielleicht
kaum anderthalb Bogen geworden seyn.

Ich finde hier eben, noch einen solchen Dichter
unter meinen Händen, der die Welt auch nicht
hat wollen unwissend seyn lassen, wer in seinen
Universitätsjahren seine Freunde gewesen. Er be-
richtet also alle seine Leser; „daß ihm die Gesell-
„schaft eines Schachers Krahe und Prenzels

„die angenehmste gewese, und du o Ebert, erster „und schätzbarster seiner Freunde und du geliebter „Schilling!„ Es ist ohne Zweifel der Welt nicht gleichgültig, zu wissen daß diese Herren Freunde des Poeten seyn, der die Stunden der Einsamkeit geschrieben hat, eines Buchs, daß so berühmt ist, daß freylich der Hr. V. sogleich weltbekant seyn muß, sobald er sich auf diesem neüen Werke* als den Verfasser der Stunden der Einsamkeit bezeichnet!

Wann Sie sich aus einer dunkeln Erinnerung nicht vielleicht schon ohngefehr einen Begriff von dem Dichter und den Gedichten machen könten, so solte ich ihnen billig wohl einige Nachricht davon geben. Aber der Verfasser hat mich in Verlegenheit gesetzet, wie ich dieses anfangen solte; Ich würde mich (einiger leidlicher Stellen ungeachtet, die mir nur bei-

wei

* Gedichte von dem Verfasser der Stunden der Einsamkeit. Leipzig bey Heinsin Erben in 8.

weisen, daß der Herr Verfasser noch zehn Jahr hätte lesen sollen, und also viel zu früh geschrieben hat,) in der That sehr hüten: „Durch „ein gelindes Urtheil den stolzen Gedanken „in ihm rege zu machen:

„Vixi Camoenis forsan idoneus.
„Nec lusi iniquo prorsus Apollini.„

Und wenn er sagt: „Mit einer wahren „Gleichmüthigkeit werde ich mich, mit einem „Haufen mittelmäßiger Dichter, gelesen und „vergessen sehen;„ so könte ich ihm gar wohl das letzte zugeben; aber das erste. — Es ist mit dem Lesen eine eigene Sache! — Ein Ketzer hat neulich sogar zweifeln wollen, ob sich des Herrn Zachariä Milton lesen lasse? lesen lasse? da doch dieses Buch, in Jahresfrist zweymahl gedruckt ist! — Also wird sich der Hr. V. bey reiferm Nachdenken, vielleicht selbst bescheiden, daß es mit dem Lesen seines Buchs noch etwas zweifelhaft aussehe. Ich wol-

wolte ihm also wohlmeinend rathen, bey einer zweyten Auflage — man weiß nicht was in Deutschland manchmahl zur zweyten Auflage kommen kann — Das Lesen wegzulassen, und auf gut Glück immer bloß vergessen zu setzen. Meines Erachtens wenigstens, wäre es das Sicherste.

T.

Druckfehler im dreyzehnten Theile.

S. 98 Z. 13 von oben seine ließ seiner.
S. 98 Z. 2 von unten Namen ließ Nüançen.
Eb. Z. 1 vou unten: Unordnung l. Anordnung.
S. 125 Z. 4 von oben: kürzer l. Bürge.
S. 145 Z. 2 von unten: diesem l. dieser.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 22. April 1762.

Zwey hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben, von Balthasar Haugen.* Dis ist ein Buch für Sie, sagte mir unser Freund, und die Miene die er dabey annahm, erklärte mir den Grund dazu, wenn ich ihn auch nicht empfunden hätte. Etwas von meinen Landesleuten! und zwar ein wichtiger Punkt; wie weit sich nehmlich der Geschmak einer ganzen Provinz geläutert habe; mit welchen Vorzügen man darin nicht nur schreibe, sondern auch lese: Dieses

* Ulm und Leipzig bey Bartholomäi, 1762.

ses mußte für mich besonders erheblich werden. Sezen sie dazu, daß ich die Gegenden kenne, die Erziehung kenne, einiges erfahren, manches nachher verglichen habe. Für einen andern wäre dieses hinlänglich ein neues Buch über diese Materie zu schreiben; ich bin bescheidener, und mache zu diesem nur einige Anmerkungen. Bey dem ersten Anblike des Buches erschrak ich; warum soll ich es läugnen? Eine neue Sammlung dachte ich, von unbekannten Namen: Superintendenten, Stadt und Dorfpredigern, Magistern, Studenten und Schülern. Hat etwa einer durch sein widrigis Verhängnis geleitet, ein Gelegenheitsgedicht verfertiget: so wird ohne Zweifel sein Name hier mit grossen Buchstaben prangen; und dann wehe meiner armen Landsmannschaft! Wie wird sie aus Sachsen und aus dem Brandenburgischen schnell zurückgewiesen werden!

Von dieser Furcht ward ich endlich nach Durchblätterung der wenigen Bogen bald befreyet. Mein Landsmann hat sich auf die Namen-

register sehr weislich gar nicht eingelassen, und ich will ihm hiemit auch dafür gedankt haben; Aber am unrechten Orte hat er es doch angegriffen: Er will beweisen, daß die Schwaben auch Genie haben können, und daß einige darunter es in der That gehabt haben. Grosser Gott! Ueber manche Advokaten! Diese Leute können einen Klienten nicht vertheydigen ohne ihn vorher eine Stunde lang erröthen zu lassen. Wenn ich die gute Aufführung einer Frau vertheydigen solte, und der Anfang meiner Rede bestünde in dem Erweise, daß die Treue einiger Frauen gegen ihre Männer möglich wäre? In der That, ich weis eben nicht, daß den Schwaben die Möglichkeit des Genies abgesprochen worden. Nur die Reifung desselben hat man etwas weiter hinausgesezt. Und dis hätte Herr Haug mit Dank annehmen sollen. Man wird würklich mehr durch seinen Beweis für die Möglichkeit, als durch den Abspruch derselben beleidiget. Der leztere mus aus Grobheit oder Unwissenheit herrühren. Der erstere zeigt einen selbst gehegten Zweifel an. Ein

Schwabe mus es, oder solte es in einem solchen Falle wie Scipio bey seiner Anklage machen können; Anstatt zu beweisen daß Genie bey ihm möglich sey, spricht er: Kommt mit mir, ich danke heute Gott für das Genie, das er mir zu denen von euch gekrönten Werken verliehen hat.

Wenn wird man denn aufhören, den unnüzen Beweis zu führen, daß es unter einer jeden Nation gute Köpfe geben könne? Darauf, darauf kömt es an, daß wir zeigen, warum sich die gute Köpfe in einem Lande weniger, als in dem andern, zu einer Zeit mehr als zu der andern, äussern. Und die Ursachen hiezu können zum Theil physisch, zum Theil moralisch seyn; den Inbegrif der erstern nennen wir das Clima, den Inbegrif der andern die Staatsverfassung (hierunter begreife ich Sitten und Religionen mit) Folglich macht nicht das Clima den guten Kopf; sondern es verschaffet ihm den nähern Anlaß sich zu zeigen. Die Annehmlichkeit desselben verkürzt die Sorge für das nothwendige, und verlängert

eben dadurch die Musse für das Vergnügen. Ich glaubte, daß dieses allen Streit über den Einflus des Clima auf die Köpfe endigen könne! doch die Bestimmung dieser Ursachen bleibt immer sehr wichtig. Und wenn von dem Fortgange der Wissenschaften und Künste in einem Lande die Rede ist: so kan uns nichts leichter zur Auflösung des Problems bringen, als die genaue Bezeichnung, wie das physische und moralische in einer jeden Provinz, von dem andern unterschieden sey. Vorzüglich mus dieses in Deutschland, das gleichsam in verschiedene Länder und Nationen eingetheilet ist, erheblich werden: und wenn Herr H. hiezu einen guten Anfang gemacht hätte: so verdiente seine Schrift die Lobeserhebungen, die wir keinem Beförderer einer neuen Erkentnis verweigern. Nur Schade —— doch sie sollen bald sehen.

Sein Werk hätte an statt des Galimathias von Kapiteln, anstatt der läppischen Einkleidung in abgezwikte Punkte, darinn es jezt wie eine

 unglück-

unglückliche Nachahmung der Französischen Methode erscheint, ganz natürlich in zween Theile zerfallen müssen; in den historischen und den philosophischen. Erst ein Paar Worte von der erwähnten französischen Methode. Sie fängt an ihr Glück unter uns zu machen, wie vor zehn Jahren die mathematische. Und bald wird man die Nachahmer bitten müssen, uns durch ihre Schuld nicht alle Methoden ekelhaft zu machen, weil sie das Genie der einen so wenig einsehen als der andern. Diese Methode ist nichts anders als die Zerlegung des obern Begriffes in seine untere; und die Auseinandersezung der leztern, oder auch umgekehrt. Man sucht die Uebergänge zu verstecken, wenn man diese Methode recht inne hat, und man sucht sie wegzustreichen, wenn man diese Methode nicht versteht. Die Gedanken in jedem einzelnem Abschnitte folgen sich auf eben diese Art: und der Verfasser vermuthet bey jedem seiner Leser Schifbrücken. So lange man diese Brücken nicht sichtbar macht, sind die Gedanken abgeschnitten und sehen wie Inseln aus.

Aber

Aber lächerlich im höchsten Grade ist es, wenn Gedanken, die an einander fortlaufen, so zerrissen werden, als ob man was dazwischen denken könte, und ungereimt, wenn man solche Gedanken nebeneinander hinpflanzt, zwischen welchen sich nur eine sehr zufällige Verbindung entdeken läßt. Doch so geht es mit den Nachahmungen. Man erwischt ein Band, eine Frisur, einen Schnitt des Kleides; aber die Wahl der Farbe, die Bildung, der Wuchs, fehlt. Daraus kommen nachgeäfte Schönlinge (erlauben sie mir dieses Wort nach der Analogie des Sonderling und Wizling) und wenn unter allen diesen der Schwabe der abgeschmackteste ist, wie Herr H. bemerkt: so mag er nur denken, daß sich dieses auch auf den Styl und auf die Methode beziehe.

C.

Zwey hundert und Acht und zwanzigster Brief.

In zween Theile, sagte ich, hätte natürlicher Weise das Werk des Herrn Haug zerfallen müssen; erstlich der Historische. Davon erwarten Sie gewis zwey Hauptkapitel. Das eine vom Lesen, das andere vom Schreiben. Je mehr gute Bücher häufig gelesen werden: desto sichrer läßt sich auf den guten Geschmak einer ganzen Provinz schlüßen. Ein Werk, das in dieser Provinz außgearbeitet zum Vorschein komt, zeigt nur den Geschmak eines einzelnen. Dieses Lesen kan in Absicht auf zwo Gattungen von Personen betrachtet werden; auf die Gelehrten vom Handwerke, und auf die Liebhaber beyderley Geschlechts. Man darf eben nicht glauben, daß es so schwer falle eine Kentnis davon einzuziehen. Die Nachrichten, was für Autoren in den Schulen, und mit welcher Art sie erkläret werden; die Nachrichten, von öffentlichen und auch Privat-Bibliotheken, die man im Durchschnitte nimmt, zeigen so ziemlich das Lesen der Gelehrten vom Handwercke.

Die

Die Buchhändler können die Nachrichten vom Lesen der Liebhaber verschaffen, und einige Bekantschaft mit den Nachttischen der Damen wird sie vermehren. Daraus muß sich, wie mich dünkt, ziemlich genau abmessen lassen, auf welchem Grade der gute Geschmak sey. Wenn man will, kan man Höfe, Städte und Dörfer unterscheiden; obgleich die leztern mit den zweyten meist zusammen fallen. Schriften sind die eigenen Verdienste einer Nation und erheben sie aus der Klasse der Lernenden, zum Range der Lehrerin. Diese Verdienste fehlen nicht leicht, wenn sich nur erst der Geschmak ausgebreitet hat.

Sie sehen, wie leicht die Kapittel außeinander fallen, und wie fruchtbar solche Nachrichten werden müßten. Sie würden sogar die Wege an die Hand geben, wie nach und nach schlechte Schriften aus den Händen der Menge zu spielen, und gute dagegen einzuführen wären. Aber weit erheblicher ist der philosophische Theil. Wenn die Geschichte den Zustand, wie er gegenwärtig ist, festgesezt hat; so erforschet die Philosophie nicht nur

überhaupt die Ursachen, sondern auch wo möglich, ihren bestimmten Grad zur Würkung.

Nicht wahr, hier hätten sie den Herrn Hl vorzüglich erwartet? Auch ich; und nach dem ich zween Bogen durchgelesen, die bey dem Werkchen, wie noch viel anders, ganz überflüßig sind, fange ich endlich an mir bey den beyden Ueberschriften No. V. von den Schwaben überhaupt und No. IV. vom Geschmacke der Schwaben mit Hofnung zu schmeicheln. Mir zu Gefallen thun sie nur gleiches: wir werden uns beyde nachher wechselsweise trösten können.

Was finde ich denn unter diesen beiden Artikeln? Daß das Clima ganz gewis nicht zur Bildung unser schwäbischen Köpfe zu rauh sey, da wir noch einen halben Grad weniger nördlicher Breite haben, als die Pariser; daß die Nahrung ersprießlich genug sey — vielleicht allzustark, da mit vielen Mehl speisen zugleich viel Fleisch und an manchen Orten nur wenig Wein genossen wird. — Nun springen wir auf das moralische. Erst ein Paar Züge zu dem Charakter, die gut gerathen sind. Ferner die Regierungsform — Ey! was

was denn hievon? Lesen sie S. 40 „die Regie-
„rungsform in Schwaben thut den schönen Wis-
„senschaften allen Vorschub. Sie ist zwar ver-
„schieden; aber die Absichten in diesem Stücke
„sind einerley, und die hohe und niedre Schulen,
„Gymnasia und Stiftungen, vornehmlich aber
„der Fortgang der Wissenschaften selber, diese
„Stücke sind Zeugen, daß man hierin den Grund
„nicht zu suchen habe, wann wir noch zurücke
sind." Worinn denn aber? Fragen sie nichts
weiter! Nach einer so kahlen Abfertigung von
dem Einflusse der Regierungsform, dürfen sie nicht
viel erwarten. Ein Paar Worte über den Unter-
schied der Religionen finden sie noch. Davon
kan man wol überhaupt sagen, daß die Katolischen
Provinzen in Teutschland, sobald von den schönen
Wissenschaften die Rede ist, fast immer ganz
außzuschliessen sind. Die Glieder dieser Kirche
gestehen es selbst; und die Ursachen davon liegen gar
nicht in der Religion; sondern weil alle Ursachen,
wodurch Schwaben überhaupt zurückgesetzet wird,
durch etwas zufälliges dieser Religion quadriret
werden.

Plöz-

Plözlich sind wir S. 45 im historischen Theil. „Der Geschmak der Schwaben ist so: Sie lesen „und schreiben selber. “ — Je nu; freylich liest kein anderer für sie — „Auf einer Univer=„tät sind natürlicher Weise die besten Männer, „die unterweisen, und die meiste junge Leute, aus „denen sie etwas drechseln können. — Aber man „muntert die jungen Leute nicht genug auf — „Die jungen Leute halten sich gelehrte Zeitungen „von Geselschaften, und kaufen die Schriften, die „man lobt, Lateinische, Französische und Deut=„sche Schriften. (Alzugut werden sie mit den „gelobten Schriften nicht immer fahren) dem „Jüngling, der ein Gedicht macht, eine Rede „versucht, räth man am Ende, sich mit diesen Ne=„bensachen nicht viel einzulassen, sondern dafür das „zu treiben, wozu er gewidmet sey. “ Hier ruft Herr H. mit stolzer Miene aus. „Mich nimmt „Wunder, daß die Schwaben so weit gekommen „sind, als sie würklich sind. Sie sind grösser „als andere Völker. “ Ich Schwabe kann hier dem andern Schwaben nicht ins Gesicht sehen ohne zu lachen, Ich besinne mich nicht eigentlich,

wel=

welcher Schriftsteller diesen Ausspruch von einer ganzen Nation gethan hat, — Denn gelesen habe ich ihn; Aber von Schwaben hätte ich ihn nicht erwartet! Allenfals wußte ich wol, daß der schwäbische Kreis mit nichten der allerkleinste unter den Deutschen Kreisen wäre: aber grösser als andere Völker! So hoch ist meine Liebe für das Geburtsland noch nicht gestiegen. Dis erinnert mich an den Nürnberger der Browns Gemälde von den Brittischen Sitten, auf die Sitten seiner Stadtbürger Zug für Zug anwendete; Eins ist so komisch als das andere. Die andern Bemerkungen sind eben nicht wichtig. Am Ende läßt der V. noch eine außgerupfte Feder glänzen, und sagt mit vorgedrüktem Kinne. „Man kan sich ins künftige „von den Schwaben alles versprechen. Sie kön„nen es seyn, sobald sie wollen.“ Kein Zweifel. Aber was hindert das Wollen? In meinem nächsten Briefe suche ich vielleicht die Ursachen dazu auf.

C.

Zwey-

Zwey hundert und neun und zwanzigster Brief.

Physische Ursachen, daß wir in Schwaben noch nicht so durchgehends als an andern Orten in Teutschland, das Lesen schöner Schriften, und auch ihre Außfertigung verbreitet finden, dürften wol eben nicht zu finden seyn. Die moralischen liegen in der Verfassung und in den Sitten oder Gebräuchen. Ich schweige von der Religion, weil ich blos von Protestanten rede, und von den Römisch-katholischen schon mein Urtheil gefället habe. Schwaben ist bekenntlich in sehr mannichfaltige Herrschaften zerschnitten, und ich seze darin eine grosse Unbequemlichkeit. Denn wenn auch allenthalben Schulen zu finden sind: wo bleibt die Nacheiferung? Jeder mißt sich nur nach dem kleinen Haufen der um ihn ist. Das feurigste Genie, das sich auf eine solche Art in den Zirkel seiner wenigen Mittschüler einschränkt, und um den Vorzug unter denenselben streitet, wird doch immer nur mittelmäßig bleiben, weil dieser Vorzug unter wenigen leicht zu erlangen ist. Je mehr

Mit-

Mitbuhler desto mehr Gefahr. der Schüler wird der erste in seiner Klasse; muntre ihn auf, der beste auf der ganzen Schule zu werden. Er ist es. Nun schicke ihn zu neuen Mitschülern; auf der Universität wird er weit genug unten seyn. Er erhebt sich; laß ihn etwas schreiben. Wie klein deucht er sich, wenn er nicht ein eingebildeter Thor ist, in der neuen Klasse der Deutschen Schriftsteller. Auch hier erwirbt er sich einen ansehnlichen Rang. Er halte sich gegen die Ausländer. Stünde er sogar mit den besten unter diesen in gleicher Reyhe; so sind ihm noch die Alten übrig, und hier findet er immer seine Meister, seine Obern. So erweitern sich die Klassen: so wächst die Ehrbegierde. so sinkt der Hochmut: so steigt der Eifer.

Der Schwabe wird so gut als ein andrer in diese Klässen aufgenommen werden, wenn er sich nur darum bewirbet. Aber er bewirbt sich nicht darum, oder nur selten. Jede Herrschaft hat die Gewohnheit, die Stellen mit lauter Landes oder Stadtkindern zu besezen; und um das System vollständig zu machen, verbinden so gar die meisten

sten Stiftungen ihre Stipendiaten zur unumgänglichen Rükkehr in das Land oder in die Stadt. Die findet zwar bey grossen Staaten Plaz; aber die kleinen Verfassungen können nicht alles auf sich anwenden. Man verschliesst dadurch allen Fremden den Eintritt, die den Verlust ihrer Mitbürger bald wieder ersetzen könten. Und allzuviele würde man ihnen doch nicht abfordern. Was folgt daraus; die besten jungen Leute denken auf nichts als auf eine Beförderung in ihrer Stadt, und bekümmern sich wenig darum, ob Fremde sie übertreffen, wenn sie nur allenfals unter ihren Mitbürgern ihren Rang behaupten: und da die Mittelmäßigen, ja so gar, elende Stümper ihrer Beförderung allenfals auch gewis sind so fällt alle Nacheiferung weg, und ein gewisses Maas der Erkentnis erhält sich von Geschlecht zu Geschlechte.

Der Beschlus künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 29. April. 1762.

Beschluß des zweyhundert und neun und zwanzigsten Briefes.

Dieses geht so weit, daß ein auswärts beförder-
tes Landeskind nicht einmal durch einen gu-
ten Ausländer wieder ersezt, sondern von den mei-
sten für einen weggeräumten Stein des Anstosses
gehalten wird, der ihnen die Mühe erleichtert
oder benimmt darüber wegzusteigen. Sie sehen
wol die übrigen Nachtheile; keine geschickte
Fremde, keine Ehrgeizige Einheimische, folglich
auch keine neue Muster; keine Leute, die dem Fort-
gange des Geschmakes behülflich sind. Ich nehme die
Höfe davon aus, wo entweder gar kein Geschmak
oder der französische Geschmak herrschet. Die
Fremde welche daselbst erscheinen, sind nirgends
als an dem Hofe sichtbar, und theilen folglich den
andern nichts mit.

Der gute Geschmak herschet, wenn er eingefüh-
ret ist, nicht nur in den Schriften, sondern auch
im Umgange, im Aeussern, selbst in den Sitten;
ja von den leztern Stüken kömt er erst in die er-
stern. Der Umgang mit Leuten von Sitten und
Geschmake macht neugierig, oft beschämt, wenn
wir Dinge noch nicht einmal wissen, die andre
schon als etwas altes beynahe vergessen haben.
Man fängt an zu lesen: man verdauet, um das
Gelesene wieder anzubringen: je mehr man Gutes
kennet, desto mehr schämt man sich des mittelmäs-
sigen; und weil sich endlich einer nach den andern
erhebt, so müssen auch die übrigen wenigstens ei-
nigermassen nachklettern, wenn sie nicht ganz un-
bemerkt bleiben wollen.

Glauben sie nur, daß dieses gänzliche Einschlies-
sen untereinander, und diese völlige Vermeidung
aller Fremden noch einen schädlichern Einflus auch
auf das Frauenzimmer und folglich auf einen
grossen Theil der Sitten habe. Es soll sehr
schwer fallen in manchen Schwäbischen Städten
ein auswärts gebornes Frauenzimmer zu finden.
Daher beeifern sich auch nur die Schönen, wer

unter den Eingebornen vorzüglich seyn soll. Für die würklich Schönen bleibt die Bildung, für die Häßlichen Geld oder Familie, und wo beydes fehlt, der Trost, daß Gott, der für die jungen Raben sorget, auch ein armes häßliches Mädchen versorgen könne. Die Sitten gehn von der Großmutter nebst dem Haußgeräthe unverändert herunter; und da eine gewiße Oekonomie auch in den Außgaben für die Erziehung herschet: so werden die Töchter meistens auf einerley Art erzogen, und das ehrbare ist sehr oft mit dem dummen unzertrenlich verknüpfet. Aber es ist ein Vorurtheil sich einzubilden, daß die Dummheit mit der Ehrbarkeit immer verknüpft sey; ein Vorurtheil das man nicht genug bestreiten kan.

Schliessen sie auf den Umgang. Weil von den jungen Leuten, um sich beliebt zu machen, nichts weiter erfordert wird, als daß sie Mannspersonen seyn und in Bedienung stehen: so kann es ihnen auch nicht beyfallen, sich viel um den Geschmack zu bewerben.

Nirgends wird wol der Mangel an Talenten in stärkern Schuz genommen, durch mehr Advo-

katen vertreten, als in den Reichsstädten. Die vielen Stiftungen sollen ihrem Endzweke nach die Armen ohne Genie unterstüzen; und die Armen ohne Genie lassen sich unterstüzen. Daher kommet die Menge von Leuten die sich dem Studieren widmen, nicht weil sie dazu tauglich sind, sondern weil sie so viele Zeit in den Schulen zubringen, daß sie zu allem andern untauglich werden. Da der Herr über alles Gewürme regnen läßt: so erwartet auch jeder Studierender sein Brod: und da er manchmal weil seine Untauglichkeit bekant genug ist, etwas länger warten mus: so fängt das Mitleiden an zu würken: er ist doch immer ein Stadt oder Landeskind! und so ist jeder sicher Mitleiden zu erhalten, wenn er sich den Beyfall oder die Bewunderung nicht erwerben kan.

Ich seze noch eines hinzu. Weil in einigen dieser kleinen Staaten oder Städte Armuth herschet: so entstehet auch ein eigenes Maas für das Vermögen das oft sehr verjünget eingerichtet ist. Daher entstehet natürlicher Weise eine Vermeidung des Aufwandes; auch in Anschaffung der Bibliotheken, die wie das Haußgeräthe sich herunter erben;

und nur selten mit neuen Schriften vermehrt werden. Die jungen Leute schaffen sich also würklich neue Schriften nicht häufig an: ja sie kommen ihnen selten vor die Augen; und weil sie auswärts nur wieder an die Heimat denken, und ziemlich genau wissen, was sie dort nötig haben: so erweken auch auswärtige Bibliotheken kaum ihre Neugier, noch weniger ihren Wunsch, und sie bleiben also um zehen oder zwanzig Jahre zurük.

Je enger der Staat ist, desto weniger Bedienungen von mancherley Art, etwa drey oder vier Arten: wenig Vorzug, wenig Eifer; immer beym Alten: weis denn der junge Mensch nicht genau was für Bücher er zum lernen und zum Leben auf seine Art braucht? Zum Amte und zum Umgange fordert man weiter nichts von ihm; welcher leztere den besondern Sitten gemäs, weniger in ausgesuchte Gesellschaften eingeschlossen ist. In Athen war er es auch nicht. Recht gut! Aber Athen hatte seine Schauspiele, seine Künste, seine öffentlichen Berathschlagungen. Kurz Athen damit zu vergleichen — eher gebe ich zu, daß die

Schwaben grösser sind als die andern Völker, ehe ich diese Vergleichung machen will.

Daß aus den angegebenen Ursachen das Zurükbleiben in den schönen Wissenschaften sich begreifen lasse, hätte wol, dächte ich, keines Erweises nötig. Daß aber diese Ursachen würklich statt finden, fordre ich einen jeden Schwaben dreiste auf, mir abzustreiten. Höfe und einzelne Ausnahmen wiederlegen nichts. Nur die Schweiz könte man mir entgegen stellen: — allein, ich wolte wol von dem Fortgange der leztern die besondern Ursachen entdeken, wenn es mein Vorsaz wäre. Und endlich bleibt immer gewis, daß zwey oder drey mächtige Genies eine ganze Provinz umschmelzen können. Herr Wieland, der meinen Landesleuten würklich Ehre macht, kan sich auch um sie verdient machen, und wenn ein Schwindel vorüber seyn wird, der oft macht, daß man einigen wenigen zu Gefallen etwas schreibt, was man vielleicht nach einigen Jahren selbst verachtet: so wird vielleicht diese ruhmvolle Periode für ihn anfangen.

Was dünkt Ihnen von einer Geschichte der schönen Wissenschaften in Deutschland, die gründ-

lich

lich auf diese Art ausgeführt wäre, von der ich nur einige unvollendete Züge gegeben habe? Das darf ich wol nicht erst erinnern, daß ich keine Satyre brauchen würde, und auch keine hier nötig ist. Wenn ja etwas Salz aufgestreuet würde, so geschähe es um die Augen offen zu halten, nachdem das unmerkliche oder merklichere Beissen vorüber wäre. Wer die Deutschen endlich zu seiner Nation machen will, die Schöpferin ihres eigenen Geschmakes ist, mus dieses Mittel ergreifen.

C.

Zweyhundert und dreyßigster Brief.

Habe ich doch meinen Autor ganz aus dem Gesichte verloren, und allenfals hätte er sich auch empfehlen können, ohne daß es ihm so sehr übel wäre genommen worden. Aber als Landsmann muß ich wol die Unterredung wieder anknüpfen, und sie können der Neuigkeit der Sache wegen immer dabey bleiben So viel wissen sie, daß er im zerschnittenen Styl, oder mit einzelnen Gedanken, die alle recht viel sagen sollen, — wenn sie können, — geschrieben hat. Nun dächte ich, wenn man auch zugäbe, daß viele und die meisten Gedanken ganz bekannt, und fast in allen Büchern dieser Art wären; so könnte man doch wenigstens fordern daß sie richtig seyn solten. Im durchlesen habe ich Striche gemacht; sie wißen wol, was dieses bedeutet. Ich will die Striche durchgehen, und zuweilen abschreiben, weil ich — mus.

Die Einleitung ist so sehr aus einzelnen Sätzen zusammengewebet, die vor jeder andern Materie meist eben so schiklich stehen könten, daß ich davon nichts sagen mag. Nun folgt ein Artikel von

den

den schönen Wissenschaften überhaupt. Gleich im Anfang steht S. 18 „die Dichtkunst „und die Beredsamkeit zeigen uns die Natur nicht „nur in der Schale oder im Ganzen, sondern „sie gehen ihr so zu sagen bis in ihre innerste „Gemächer nach, und treffen daselbst ihre Schä„ze nach allen Theilen an." So recht weis ich nicht was ich aus diesem Absaze mache. Da die schönen Wissenschaften die sinnliche Vollkommenheit bearbeiten: so scheint es, würden sie sich immer mit den Phaenomenen beschäftigen, ja alles zur Erscheinung, zur undeutlichen Erkentnis so viel möglich zu bringen suchen, folglich alles Eindringen in die Deutlichkeit, in die innersten Gemächer der Natur vermeiden.

„S. 20. Als der Parnaß noch ein Berg und „Minerva eine Göttin war, zählte man sieben „freye Künste. Seit aber die Gratien sich so „gemein machen und mit jedem Stümper „buhlen, so macht sich auch jeder ein besonder „System." Was mein Herr? die Gratien hätten sich gemein gemacht, und mit jedem gebuhlet? Nimmermehr! nimmermehr! das thun die Gratien nicht. Aber mancher verlangt ihre Gunst

 bezeu-

bezeugungen, und ist zu arm am Genie um sie zu erkaufen. — Der ganze Absaz ist übrigens ein Galimathias.

„Die beträchtlichsten unter den schönen Wis-„senschaften sind wo die Beredsamkeit und die Dichtkunst.“ Und die weniger beträchtlichen? Nicht doch, die genanten sind die Einzigen. Aber wie sich die Dichtkunst in ihre Arten eintheilt, so sondert sich auch die erstere ab; und jeder Vortrag, der als ein schönes Ganzes zur Ueberredung und zum Beyfall erscheint, gehört zur Beredsamkeit. Die Materialien, die Anordnung, der Grad der Ueberredung machen den Unterschied.

„S. 26 wo keine Wissenschaften sind, ehrt „man auch die Geseze nicht.“ Könnte doch dis der Bürger von Genf hören! Und gewis, wenn es wahr wäre, müßte nach einer logischen Folge auch wahr seyn: „wo man die Geseze ehrt, sind „die Wissenschaften.“ Sitten sind da, aber nicht allemal Wissenschaften.

Der IV. Artikel von den Vorzügen einiger Völker in den schönen Wissenschaften, ist erbärmlich. Ein Paar Pröbchen: „Man hat Mo-

„Molieren beschuldigen wollen als hätte er sich „der Italiäner mit gutem Nuzen bedienet“ daß Moliere seine ersten und schlechtern Stüke nach Spanischen Stüken gemacht habe, ist bekannt, daß aber seine Meisterstüke von Italiänern entlehnt seyn solten, hat wol noch niemand nur geträumet.

S. 35. — Englisch verstehe ich nicht. „Meinetwegen! Nun — Und Engelländer kan man „nicht zum Zeitvertreib lesen. Frauenzimmer „können englische Schriften nicht lesen, ausser „sie seyn alt oder Betschwestern. Die Engelländer solten nur von der Nacht, von den Lastern, „vom Tod und von der Hölle schreiben.“ Im Karakter der Schwaben hat Herr H. gesagt, daß sie von dem nicht urtheilen, was sie nicht verstehen. Und sie solten ein Schwabe seyn Herr Haug?

Am Ende kommen wir auf die Verdienste der Deutschen, und die 1755 gedrukte Briefe über den jezigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland, werden, Gott weis warum allein angeführt und auf eine Art beurtheilt, als wenn Herr H. selber nicht recht gewust, was er aus dieser Schrift hätte machen sollen.

„S. 37

S. 37 Die Frage des P. Bouhours, ob die „Deutsche Wiz haben können, hat Herr Prof. „Gotsched schon beantwortet.“ Herr H. ist Mitglied der Gesellschaft der freyen Künste in Leipzig, wie er sich dessen auf dem Tittel und an einem Orte dieser Schrift rühmlichst erfreuet.

Nun erscheint ein Artikel über die Deutsche Sprache; den sie vermutlich hier nicht gesucht hätten. Um unsern Vorzug über die andern Nationen in diesem Stüke darzuthun, sagt der Verf. S. 52. „Jedes Englische, Französische und Italiänische Wort kommt aus dem Munde, als ob „es verunglükt wäre, und scheuet sich ganz gehöret „zu werden; der Deutsche aber darf alles sagen „was er gedacht und geschrieben hat.“ Nach diesem neuem Vorrechte mus ich denn meinem Herrn Landsmanne sagen, daß er hier ein höchstelendes Wortspiel macht, das sich schämen solte so öffentlich dazustehen; der pretiösen Wendung, mit der sich der falsche Gedanke zeigt, nicht einmal zu erwähnen.

Herr H. wird lustig wenn er von einer Sprachlehre redet. Er will S. 53. daß man sich dabey

an

an Sachen und nicht an Buchstaben halten solle. Wahrhaftig er ist der erste, der von einer Sprachlehre fordert, daß sie sich mit Buchstaben nicht abgeben solle. Eine Sprachlehre die lauter Sachen abhandelt ist gar was artiges.

S. 58 Ich habe ein deutsches Schauspiel von dem Herrn v. Schönaich in gebundener Rede gehört, das — sich ganz besonders ausgenommen hat. So!

Nun komme ich auf eine Stelle, bey der ich nicht weis, ob ich wie ein welscher Hahn mit meinen Flügeln brausen, oder sie einziehen soll. Seyn sie ganz aufmerksam: S. 56 „Von den „Schwaben behaupte ich, und beweise es mit ei„ner Menge von ihren Schriften, daß sie ihrer „Sprache am wenigsten Zwang anthun, im „Reden zwar langsam aber richtig seyn (sind) „weder schwellen noch kriechen, und kurz, so we„nig sie sich bisher damit breit gemacht haben, „mit diesem Vorzuge allen deutschen Völkern die „Spize bieten können.“ Auf meine Ehre, ich weis nicht, was ich zu dieser Stelle sagen soll! Alles was ich weis, ist dieses, daß ich einfältiger

Mensch

Mänsch meinen Vorzug vor allen Deutschen Völkern nicht gekannt, und mir sieben Jahre in Sachsen die lächerliche Mühe gegeben habe, ihn gegen etwas schlechteres zu vertauschen. Uebrigens vermischt Herr H. gutwillig die Aussprache, und die Sprache in den Schriften; Warum die Schwaben mit ihrer Aussprache sich eben bisher nicht breit gemacht haben, läßt sich von allen denen begreifen, die das Glük gehabt haben sie ächt zu hören. So viel ist zwar richtig, daß sie in der Sezung der Fallendungen weit sichrer sind als die Märker; aber die Abänderungen der Zeitwörter, und hundert Sachen mehr, halten diesen das Gleichgewichte. Die Sprache in den Schriften ist die allgemeine Hochdeutsche Sprache, und daß sie diese besser schreiben, als die Gelehrte andrer Provinzen, wäre wol erst zu erweisen. Wenn nur nicht immer noch viele Provincialismi zurückblieben! so sagt Herr H. hälder anstatt eher; Forcht anstat Furcht.

Mit der edlen Kühnheit unter seinen Haupttittel vieles zu bringen, was ein engerer Kopf dahin nicht gebracht hätte, fället es unserm M. leicht

leicht, auch von den jungen Leuten, die zum erstenmale predigen, etwas zu bemerken, und zwar dieses; daß sie selten mehr als 2000 Worte im Vorrathe haben: und dieses vergleicht er S. 62 folgendermassen. „Er ist wie die Lettern eines Buchdruckers, der mit vier und zwanzig Buchstaben „ganze Bücher macht; nur mit dem Unterschiede „daß dieser tausend und mehr, der junge Pre„diger aber nur ein einziges Alphabet hätte.“ Solte man nicht denken, der Buchdrucker habe tausend verschiedene Alphabete von unserm gewönlichen, a, b, c, d. Nicht doch; Herr H. belieben nur nachzufragen, und sie werden finden, daß diese tausend und mehr Alphabete immer einerley Alphabete sind; und wenn mit vier und zwanzig Buchstaben schon so viel Aenderungen können gemacht werden, wie häufig können sie mit 2000 verschiedenen Worten seyn. Auch ihrem Prediger steht es ja frey ein Wort öfter anzubringen, so wie der Sezer ein a, oder ein b. Aber wenn sie ja dieses Gleichnis mit Gewalt haben wollen, sa liegt der Unterschied darinn. Durch dieses einzige Alphabeth lassen sich alle in der Sprache

Sprache mögliche Worte zusammensezen; die 2000 Worte hingegen zeigen nicht alle mögliche und nötige Begriffe an. Es ist nicht allemahl leicht mein Herr H. Gleichnisse zu finden!

Sie wissen, daß Herr Gottsched einen geschwornen Haß gegen das Wort Genie hat. Herr H. will es durch Anlage geben. Wollen wir es so nennen um uns bey dem Herrn Prof. wieder einzuschmeicheln? — Schade nur, daß es zu wenig sagt.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur bet

V. Den 6. Mai. 176

Beschluß des zweyhundert un
sten Briefes.

In dem Artikel von der Dichtkunst
bekannt, unrichtiges vor, daß es
zu widerlegen. Was hat auch der V. hi
kungen über das Erhabene u. Natürlich

Ich kan jetzt die Seite nicht g
aber gelesen habe ich es, daß Herr
weis von der Zunahme der Schwabe
nimmt, daß sie zu Mitgliedern deu
schaften aufgenommen werden. Welch
rade als hätte man uns für Außätzige vo
Er selbst ist — laß sehn — ein Mitgl
Gesellschaften und noch oben drüber
krönter Dichter!

Alles aber zur höchsten Vollko
bringen, schlägt er eine neue Gesell
Wissenschaften, in Tübingen glau
giebt die Gesetze, beschreibt die

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zweyhundert und ein und dreißigster Brief.

Was sagen Sie zu Schauspielen, die in den Schulen von Schülern sollen aufgeführt werden? Nicht wahr? mein Preußischer Herr Officier, eben das was sie sagen, wenn Sie in den Reichsstädten die Bürger zum Exerciren aufziehen sehen. — „Nun ja doch! aber wie fallen Sie „denn gerade auf diese Frage? was geht mich „eine Bühne in den Schulen an. Hätten wir „nur erst eine ausserhalb denenselben.„

Sie müssen wissen, daß ich eben eine Vorrede gelesen, darinn die Regeln für das Schuldrama gegeben werden; und darüber ich gerne mit ihnen plaudern wolte. * Ueberhaupt ist meine Meynung, daß die Gattung niemals was taugen könne. Denn die Acteurs und die Zuschauer, sind entweder beyde Schüler: und dann bedenken Sie einmal, was für Handlungen aufgeführt werden

* Beytrag zu Schulhandlungen von Lindner, Rector zu Riga. Königsberg, bey Woltersdorfs Wittwe. 1762.

noch viel mehr schönes. Ohe! jam satis est, bey dieser Gelegenheit führt er auch die Anekdote an. „In Berlin ist ein Jude, der das Geld zu Be„zahlung gewisser Preise hergiebt. Ein Jude!„ Soll ich Herr H. die Anekdote berichtigen?

Ganz ist Herr H. als Schriftsteller nicht zu verachten. Aber das Lesen des Abbé Trublet oder eines andern französischen Penseenschreibers hat ihn verdorben. Er wolte sinnreich seyn, und ist oft unrichtig, oft abgeschmackt geworden. Der neuere französische Geschmack thuts freylich alleine nicht! Die Alten! Die Alten! sie gaben sich kein Ansehen mit ganz gemeinen Gedanken. Wenn sie sinnreich und munter sind: so wissen sie es kaum. Herr H. bittet bescheiden um Erlaubnis, daß er so munter schreibe. Allzuviel habe ich würklich nicht gefunden; es müßte denn der Ausdruck dahin gehören: „Eine Rede, die sich gewaschen hat.„ Unterdessen die Munterkeit ist ansteckend und vorzüglich bey Landsleuten: solten sie etwas in diesem Briefe davon finden: so wissen sie die Ursache.

C.

Zwey=

Zweyhundert und ein und dreißigster Brief.

Was sagen Sie zu Schauspielen, die in den Schulen von Schülern sollen aufgeführt werden? Nicht wahr? mein Preußischer Herr Officier, eben das was sie sagen, wenn Sie in den Reichsstädten die Bürger zum Exereiren aufziehen sehen. — „Nun ja doch! aber wie fallen Sie „denn gerade auf diese Frage? was geht mich „eine Bühne in den Schulen an. Hätten wir „nur erst eine ausserhalb denenselben.„

Sie müssen wissen, daß ich eben eine Vorrede gelesen, darinn die Regeln für das Schuldrama gegeben werden; und darüber ich gerne mit ihnen plaudern wolte. * Ueberhaupt ist meine Meynung, daß die Gattung niemals was taugen könne. Denn die Acteurs und die Zuschauer, sind entweder beyde Schüler: und dann bedenken Sie einmal, was für Handlungen aufgeführt werden

* Beytrag zu Schulhandlungen von Lindner, Rector zu Riga. Königsberg, bey Woltersdorfs Wittwe. 1762.

können, an denen beyde einen wahren Antheil nehmen. Oder die Zuschauer sind würklich schon Erwachsene, nur die Acteurs sind Schüler, darunter ich in diesem Falle Kinder verstehe: denn hat Herr Lindner zwar Recht, daß man die Caraktere sorgfältig für sie auswählen müsse, damit eine zu starke Nachahmung lasterhafter Caraktere nicht in die Sitten übergehe: aber, was die Zuschauer dabey empfinden, wenn es nicht Eltern oder Verwandte von den Acteurs sind: überlasse ich einem jeden zur Beurtheilung. Herr L. scheint nicht unerfahren in den besten Anmerkungen über das Drama, und die ganze Vorrede ist, einige steife Perioden und dergl. ausgenommen, so ziemlich gut geschrieben. Nur um seine Lieblings Idee zu unterstützen, hat er sich gezwungen gesehen, allenthalben die Anmerkungen einzuschränken, bis endlich das ganze Drama verschwindet. Ich weis unter allen Stücken keines, das sich seinen Forderungen nach, mehr für die Schule schickte, als den Philotas. Und doch wird auch dieser sich nicht blos für Schüler schicken. Es müssen erwachsene Personen unter

den

den Acteurs seyn. Soll also nichts weiter gezeigt werden, als daß junge Leute auch ihre Rollen in den Schauspielen haben können: so ist dis nichts neues: aber ganze Stücke, darinn alle Rollen für sie zugeschnitten sind, machen, deucht mir immer was ungereimtes. Herr L. hat einige Stücke zur Probe angehängt. Ich gestehe Ihnen aber daß ich sie nicht gelesen habe. Es mag seyn, daß ich vom Vorurtheile dagegen eingenommen bin; oder auch, was würklich geschehen ist, daß mir die Rauhigkeit der Versification in dem ersten Stücke, oder die schielenden, gar nicht der Natur des menschlichen Herzens gemäß, gezeichneten Charaktere des letzten Stücks alles übrige verleidet haben. — Genug, ich mag sie nicht gelesen haben, will sie folglich auch nicht beurtheilen; meine Meynung aber über die Idee an und für sich konnte ich Ihnen nicht verschweigen, und nunmehr erlauben Sie, daß ich den Herrn L. verlasse, um Ihnen einige Gedanken mitzutheilen, auf die ich bey Durchlesung der Vorrede, von ungefähr gekommen bin. Sie betreffen die moralisch vollkommenen Charaktere, von deren Un-

 taug-

tauglichkeit auf der Bühne Ihnen unsere Freunde stückweise manche Gründe oder vielmehr Autoritäten vorgetragen haben. Die Gründe, die ich Ihnen wieder den Gebrauch derselben anführen werde, können vielleicht einen förmlichen Beweis abgeben, wäre es auch nur um den derben Ausspruch des Lords zu rechtfertigen, der sie gerade zu Ungeheuer schilt.

Wenn sie dem Zwecke des Drama nicht entsprechen, sondern wiedersprechen: so sind sie auf der Bühne Ungeheuer. Sie sehen was ich beweisen muß.

Der Zweck des Drama ist der Zweck der Poesie, eingeschränkt auf diese besondre Dichtungsart. Und der Zweck der Poesie, sind überhaupt Empfindungen und Vergnügen. Ich mache so gar diesen Zweck zum wesentlichen Unterschied zwischen Dichtkunst und Beredsamkeit. Man setzt sonst diesen Unterschied in der mehr oder weniger sinnlichen Vorstellung der Vollkommenheit: aber wo liegt der Grund zu dieser mehr oder weniger sinnlichen Vorstellung; worinn zu dieser oder jener Anordnung? unstreitig im Zwecke. Nehmen sie

für

für die Beredsamkeit an, daß er in der Erregung sinnlicher Bilder und des Beyfalles bestehe; und überzeugen sie sich, daß zwischen sinnlichen Bildern und Empfindungen noch ein Unterschied sey; weil Empfindungen nicht anders sind, als sinnliche Bilder, die uns intereßiren. Sie entstehen also, wenn die sinnlichen Bilder auf unsern Zustand zurück geführt werden, welches aber geschehen und auch nicht geschehen kann: so werden sie mich bald überreden, daß ich den Zweck für die Poesie richtig angegeben habe. Folglich ist der Zweck für das Drama die Erregung der Empfindungen und des Vergnügens durch eine ganze Handlung carakterisirter Personen.

Moralisch vollkommene Caraktere erwecken weder Empfindungen noch Vergnügen in hinlänglicher Abwechselung. Können sie sich auf unsern Zustand beziehen? daß kömmt auf die Situationen an. Diese letztere entstehen aus der Verbindung äusserer Umstände zur Hervorleuchtung des Carakters. Diese Umstände sind entweder glücklich oder unglücklich; und beydes entweder im mäßigen oder hohen Grade. Glückliche und un-

glückliche Umstände im mäßigen Grade, können bey dem moralisch vollkommenen Carakter keine Veränderungen hervorbringen: er kann nicht einmal recht merklich werden. Der grosse Grad treibt zwar diesen Carakter heraus: aber dann wird die Situation für uns fremde. Wir bewundern ihn. Aber immer Bewunderung! darunter erliegen wir. Durch die Nachahmung bringen wir die Gegenstände in der Natur dem Menschen gleichsam ins Haus. Was er davon nicht unmittelbar für sich brauchen kann; kann ihm unmöglich gefallen. Worinn besteht das Vergnügen? In der leichten Vorstellung der erreichbaren Vollkommenheit, und diese Leichtigkeit ist nichts anders, als die geschwinde Fassung aller übereinstimmenden Merkmale. Die Nachahmung der moralisch vollkommenen Carakters kann dieses Vergnügen nicht verschaffen; weil es unmöglich ist, die erreichbare Uebereinstimmung aller zur Sache gehörigen Merkmale so geschwinde durch die Nachahmung faßlich zu machen. Man mag sich drehen wie man will: so wird man hier stecken bleiben. Der Zweck des Drama

wird

wird also nicht erreicht. Ja das Drama wird sogar verstellt. Alle andre Caraktere müssen gegen den vollkommenen zu sehr abstechen: jener zieht die Bewundrung an sich, wird erhaben; die übrigen werden verdunkelt, verschwinden. Und diese staunende Bewunderung, die in währender Vorstellung unsere ganze Seele einnehmen soll, wie kann sie unterhalten werden? Bedenken Sie, daß auf der Bühne alle bewundernswürdige Züge eines Charakters sich in einen einzigen Punkt zusammendrängen, auf einmal sichtbar werden, und die Aufmerksamkeit vier Stunden lang unterhalten sollen! In der Natur sind diese Bewunderungerregende Züge durch ein ganzes Leben ausgetheilt. Ich sehe den erhabenen Menschen hundertmal in Zwischenpunkten als einen Menschen, und werde nur stückweise durch die hervorstralende Blitze getroffen. In der Nachahmung hingegen liegt alles auf einem Haufen, und es muß mehr erzählt werden, als ich sehen kann. Diese letzte Anmerkung muß wohl alles vollends begreiflich machen.

Mir fallen hier noch einige verwandte Gedanken ein.

Aus der Verwechselung des allgemeinen Zweckes der Poesie mit den untergeordneten Zwecken, welche dieser und jener Dichter haben kann, auch zuweilen haben muß, ist der Streit entstanden, ob der Dichter blos vergnügen dürfe oder nicht. Der allgemeine Zweck der Dichtkunst schreibt ihm kein anderes Gesetz vor, als die Empfindung auf eine angenehme Weise zu erregen, und läßt ihm übrigens in der Wahl dieser Empfindung freye Hände. Hingegen kann ihn ein untergeordneter Zweck in dieser Wahl bestimmen. Die Regierung, die Religion, die Grundsätze des Dichters, oder andere Nebenabsichten können ihn auf gewisse Empfindungen, auf einen gewissen Gegenstand hinweisen, und also den Grund abgeben, warum er eine gewisse Gattung von Empfindung, eine gewisse Weise sie zu erregen, andern vorzieht. Hat nun der Dichter keinen Grund sich von diesen untergeordneten Absichten lenken zu lassen; so bleibt es bey der blossen Hauptabsicht. Er erregt Empfindungen auf eine angenehme Weise, und will blos belustigen. Hat er aber diesen Grund, und wird er in der Wahl der Empfindung von Unter-

ab-

absichten bestimmt; so will er auch nützlich werden. Das Beyspiel dazu können sie sich von den Griechischen Tragödien nehmen. Die Politik schrieb dem Dichter die Empfindungen des Entsetzens, beynahe des Abscheues vor, gegen alle die Familien, die ehemahls in Griechenland königlich regieret. Allenthalben sah das Volk diese Familien wegen ihrer stolzen Vergehungen von den Furien verfolget; wegen ihrer nahen Verwandschaft mit den Göttern, unter dieser ihrem nähern, aber schrecklicherm Einflusse; sah sie in ihren zartesten Zweigen verdorret; bis auf die Wurzeln ausgerottet. Dieses mußte nothwendig allen Wunsch niederschlagen, jemand aus diesen Familien auf dem Thron zu erheben, jede Begierde ersticken, sein Geschlecht bis zu ihnen, zur Gründung einiger Ansprüche hinauf zu leiten; jeden Vorsatz verwehen, eine monarchische Regierung einzuführen.

Sollen wir nun aus diesem besondern Falle eine allgemeine Regel herleiten, daß in dem Trauerspiele nur die Grossen der Erde, die Hauptrollen haben dürfen? Unstreitig ist die Art der Empfindun-

dungen die Art des Vergnügens in Trauerspiele bestimmt: aber die Vorwürfe, woraus beyde entstehen sollen, sind es nicht. Diderot dürfte nicht so ängstlich bey seinen neuen Gattungen thun, wenn er freylich nicht das Vorurtheil zu bestreiten hätte.

B.

N. S.

Indem ich Diderot nenne, fällt mir das von ihm angeführte Beyspiel des Witzes ein, den eine Bauerfrau im stärksten Schmerze vorgebracht. Diderot führt es als einen Beweis an, daß man den Witz nicht durchaus im pathetischen für unnatürlich erklären solle. Und dis bringt mich auf einen Gedanken, der mir dieser Tagen eingefallen ist. Erinnern sie sich an die Phönizische Frau im Evangelio. Sie war unstreitig über die Krankheit ihrer Tochter und über die Versagung der gehoffeten Hülfe äusserst gerührt, und doch findet sie die witzige Antwort: Wenigstens sind die abfallende Brosame für die Hunde. Was sagen sie zu diesem Beyspiel?

Zwey-

Zweyhundert und zwey und dreißigster Brief.

Damit Sie nicht denken, daß ich Herrn Lindners Schrift blos für die lange Weile angeführt habe, um unter dem Anscheine einigen Rechtes meine Gedanken über einen Theil des Drama anzubringen: so muß ich wohl nochmahls auf ihn zurückkommen; und ich finde allenfals in seiner Schrift wohl noch etwas, das die Mühe der Aufmerksamkeit belohnt. „Eine Abhandlung von „der Sprache überhaupt und insbesondre eines „Landes, nebst einer Sammlung einiger Liefländischen Provincialwörter und Ausdrücke.„ Die Abhandlung selbst bedeutet zwar nicht eben so gar viel; was Herr L. von der Sprache überhaupt sagt, ist vollkommen seichte. Keine Beobachtung die nicht unter die gewöhnlichsten gehörte, keine Frage die nicht auf die gewöhnliche Art aufgelöst würde. Doch einige einzelne Anmerkungen zeichnen sich aus. Wollen Sie etwa die Haupt und Muttersprachen der vier Welttheile mit einemmale übersehen: so will ich sie nach dem V. hier ab-

schrei-

schreiben. Für Europa viere, das Griechische, Lateinische, Deutsche, Sclavonische. Für Asien achte, das Arabische, Armenische, Tartarische, Sinesische, Indostanische, Tamulische oder Malabarische, Singalesische und Malaische. Für Africa viere, das Schilhische oder Tamazeght, das Negrische oder Guineische, das Abyßinische und Hottentottische. Für dem Nordlichen Theil von Amerika, das Mexicanische, Savanahamische, Virginische und Pokonhische, wie auch das Mahogische. Für den südlichen Theil endlich das Peruvianische, Carabische, Chibische, Caribische, Tucumannische, Peraguaische, Brasilianische oder Guajanische. Ueberhaupt fast alle Tagreisen bey den Indianern neue Sprachen.

Wenn man sich darauf verlassen kann, daß diese Sprachen der Indianer lauter eigene Sprachen sind: solte es nicht die Vermutung gegen Rousseau * bestärken, daß ein kleines Volk, welches einigermassen zusammenhält, sich bald eine

* Der in seinem Discours sur l'inegalité behauptet, man könne den Ursprung der Sprachen nicht aus der Vernunft erklären.

eine Sprache machen könne, und da der Umgang mit andern Völkern nichts darzuthut, in seiner engen Sprache ursprünglich bleiben werde? Man muß nur die Schwierigkeiten nicht übertreiben. Die Zeichen der abstrackten Begriffe sind nicht für diese erfunden, sondern immer für ein einzelnes Ding. Gerade so wie die Kinder auch dieselben erlernen, und bald darauf Dingen, deren Aehnlichkeit leicht in die Augen fällt, beylegen. Ofte sind sie schon mit einer entfernten Aehnlichkeit zufrieden, und sie nennen im Anfang jede Mannsperson Bruder oder Papa, und so in ähnlichen Fällen.

Vielleicht liesse sich auch hierauf eine Muthmassung in Absicht der morgenländischen Metafern gründen, die wohl zuerst der Mangel an Zeichen für Unterähnlichkeiten (erlauben sie mir diesen Ausdruck) und nachher den Geschmack, der durch eine wildere Einbildung geleitet worden, herrschend gemacht hat.

Eine Hauptverwirrung beym Forschen über die Sprachen ist diese, daß wir wie Philosophen forschen, die Begriffe erst deutlich machen und die

Zei-

Zeichen dazu denken; zu gleich aber schliessen, daß die ersten Erfinder eben die Methode gebraucht haben.

Ich schreibe nur rhapsodisch: also will ich immer auch folgendes sagen: Wer bedenkt, wie viele Worte in einer Sprache verlohren gehen, deren Dauer schon durch die Schrift gesichert schien, wird sich bereden können, daß eine Colonie den grösten Theil ihrer Muttersprache durch die Länge der Zeit ablege; besonders wenn das Genie der Sprache, vorher auch nicht genug bestimmet gewesen: folglich läßt sich von der Abstammung auf die noch vorhandene Aehnlichkeit der Sprachen, so wenig als von dieser rückwärts allzu sicher schliessen.

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 13. Mai. 1762.

Beschluß des zweyhundert und zwey und dreißigsten Briefes.

Der übrige Theil der Abhandlung des Herrn L. ist besser: Nur bin ich mit der Erklärung der Provincialwörter nicht zufrieden. „Die einem Lande eigentümlichen Wörter.„ Nun, und was sind denn diese eigentümlichen Wörter? Provincialwörter: o ja; von vorne also! Wenn von gleich bedeutenden Wörtern oder Redensarten die ersten und herschenden Scribenten einige ganz ungebraucht gelassen, die zu ihrer Zeit noch üblich gewesen, so sind die ungebrauchten, Provincialausdrücke: Wären sie nicht mehr üblich gewesen: so sind es veralterte Wörter. Aller Vortheil, den man von den Provincialwörtern ziehen kan, besteht entweder in der Anleitung

zur Etymologie, oder in der genauern Untersuchung der Synonymen; dadurch findet man zuweilen die Nuance eines Begriffes ausgedrückt, wozu uns immer ein Wort fehlte. In dieser leztern Absicht suche ich sie durch, und ihr gemäs will ich dergleichen Liefländische Auszugsweise hersetzen.

Aerrig, der sich leicht aufbringen läßt.

Basen, herumirren, aus dem Hause schwärmen. (Baser würde also das Englische Rambler vortreflich ausdrücken.)

Däbbeln, die Zeit verbringen.

Flau, wenn einem übel wird, kalt im Betragen.

Feldschön, in der Ferne schön. (Bey mir sagt man, er fernet; er ist nur in der Ferne schön.)

Glöckenzähler, ein Naseweis.

Klüftig, ein klüftiger Kopf: so viel als ein tüchtiger Kopf. Metapher vom Holze; grosse starke Stücken davon, heissen Kluften.

Klamm, laulichschwitzend. (Ich weis den Provincialausdruck: es geht klamm bey ihm her; auch, es geht ihm knapp; welches leztere soviel heißt: als ganz genau angemeßen und angezogen. Er ist in der Klämme sagt man ebenfals.)

Kar-

Karnüffeln, mit Fäusten schlagen. (Auch schlechtweg nüffeln, einen schlagen.

Köppig, eigensinnig; booßig voll Grillen und Nicken.

Kettelhaarig, übermütig, empfindlich.

Kurlooßig, unlustig, niedergeschlagen.

Kunterbunt, (kauderwelsch,) durcheinander.

Mack, nicht unbändig; (vielleicht das Englische meek.)

Maddern, eine Sache nicht recht thun, manschen

Marachen von Mähre, Pferdearbeit thun.

Pruzig, brastig, bräsig, (suffisant,) stolz, wiedersprechend, störrig.

Schlendern, sich auf den Strassen umtreiben.

Spillen, verspillen, unnütz verthun.

Stämmig, stark von Leibe.

Schwieren, von einer Seite zur andern schleudern.

Ticken, gelinde anrühren. (to tickle, heißt bey den Engländern kützeln.)

Verblüfft, furchtsam und dumm gemacht.

Verwesseln, unartig werden. (Bey mir so viel als verwahrloset.)

Wehlig, munter, übermühtig.

Die meisten Provincialwörter sind von Eigenschaften der Sachen selbst hergenommen, aber von scheinbaren; das heißt, von den Phänomenen, und ofte hat es nur an einem Schriftsteller gefehlt, der sie hätte brauchen sollen; oder am Muthe, sie dem Pöbel gleichsam vor dem Munde wegzunehmen. Doch diese Materien gehören ja für die zwanzig berühmte deutsche Gesellschaften, von deren keiner, ich leider ein Mitglied bin.

B.

Zwey-

Zweyhundert und drey und dreißigster Brief.

Wie kömmt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln sagt, die ein Ungenannter, ohne Vorwissen des Verf. * herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern so verschiedentlich geurtheilt wird? — Die Ursache ist diese. Herr Lichtwer, der seinen ungenannten Verbesserer öffentlich anklagte, indem er dessen Verfahren, als die äusserste Beleidigung ansahe, die ihm hätte widerfahren können, versprach dem Publico eine dritte von ihm selbst verbesserte Auflage seiner Fabeln. Diese wollten wir abwarten, um das Vergnügen haben zu können, die Bemühungen zweer wetteifernden Kunstrichter, deren jeder in gewisser Betrachtung seinen Vorzug zu haben schien, mit einander zu vergleichen. Sie ist nunmehr erschienen, die Lichtwersche

* Unter dem Titel: M. J. Lichtwers u. s. w. auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweyen Büchern. Greifswalde und Leipzig. 1761.

Ausgabe, * und ich kann wohl sagen, daß mich der Wettstreit dieser geistreichen Köpfe, der Eifer, mit welchem sie sich einander zu übertreffen suchen, und das wechselhafte Glück, mit welchem sie sich würklich übertreffen, ungemein vergnügt hat. Ich glaube ein Olympisches Spiel mit anzusehen, da zwey berühmte Wettläufer ihre äusserste Kräfte anwenden, sich einander nicht nur zuvor zu kommen; sondern auch den Weg zu verlegen. Die Zuschauer verfolgen Sie mit begierigen Blicken, bewundern des einen Geschicklichkeit, des andern List, ruffen diesem zu, beneiden jenes Glück, und ertheilen öfters dem Sieger den Preis, ohne deswegen dem Besiegten seinen Ruhm zu entziehen.

Um aber dieses Vergnügen in seiner ganzen Lauterkeit zu geniessen, muste ich die Augen von der moralischen Seite dieser seltenen Begebenheit ganz wegwenden. In der That eine seltene Begebenheit! Von Seiten des ungenannten Herausgebers war der Schritt, meines Erachtens, eben so unbillig, als unerhöret. Er war unbillig, denn

* Berlin, 1762. Bey Gottlieb August Lange.

denn Hr. L. kann allezeit die Erfindungen seines Geistes als sein wahres Eigenthum betrachten, in welchem sich niemand, ohne des Eigenthumsherrn Vorwissen, unterstehen darf, Veränderungen vorzunehmen, und sollten es auch die allerglücklichsten Verbesserungen seyn. Ich habe euch frey gegeben, kan er sagen, auf meinem Landgute spatziren zu gehen. Betrachtet die Gegenden, geniesset von den Früchten, beurtheilet meinen Geschmack, tadelt ihn, wenn er euch misfällt; Wer hat euch aber das Recht gegeben, nächtlicher weise auf meinem Grund und Boden nach eurem Wohlgefallen Veränderungen vorzunehmen?

Wollte der Ungenante seine Critik üben, oder der Welt seinen feinen Geschmack zeigen; so war ein andrer weit billigerer Weg für ihn übrig. Und wenn er auch allenfalls nicht so großmüthig seyn wollte, dem Herrn L. seine Verbesserungen zuzuschicken, so hätte er eine Critik über die Lichtwerschen Fabeln schreiben können, in welcher ihm frey gestanden hätte, mit denselben nach eigenem Belieben umzugehen, zu tadeln, zu verbessern, wegzulassen und hinzu zu thun. Der Verf.

hätte ihm dieses nicht verdenken können, und das Publicum würde unstreitig weit grössern Nutzen davon gehabt haben, indem der Kunstrichter zugleich vor seinen Veränderungen hätte Rechenschaft geben, und die Urtheile seines Geschmacks durch die Grundsätze seiner Critik rechtfertigen können. Aber so wie er es anfieng, mußte sich Herr L. nothwendig beleidiget finden, denn alle Schmeicheleyen, die er ihm in dem Vorbericht vorsagt, konten die gekränkte Vaterliebe eines Autors unmöglich besänftigen, der das Unglück hat, die Geburten seines Geistes, wie von einer Fee, unter der Hand in ganz andere Gestalten verwandelt zu sehen. Freylich muß es dem Herrn L. zur Ehre gereichen, daß sich Kunstverwandten von solchen Talenten Mühe geben, sein Werk auszufeilen. „Der schlechte Scribente ist, wie der ungenannte Herausgeber in dem Vorberichte richtig „bemerkt, nicht zum ausfeilen, sondern zum „wegwerfen.„ Allein wer wird nicht dem ohngeachtet dergleichen Ehre verbitten? Sind meine Werke zum ausfeilen, so will ich die Feile entweder selbst führen, oder wenigstens darum begrüßt

seyn,

seyn, ob ich einen andern will meine Stelle vertreten lassen. Man hat die Absicht mir einen Dienst zu erweisen? Ich will es glauben; Allein wer mir einen Dienst mit Gewalt aufdringet, beleidiget mich härter, als wer mir ihn versagt. Man kan also, wie mich deucht, nicht in Abrede seyn, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sey, und daß Hr. L. sich mit Recht über ihn beschwehre.

„Nein! sagt unser Freund Hr. G. Man kan „die Sache zur Entschuldigung des Ungenannten „aus einem ganz andern Augenpunkte betrachten. „Es ist noch nicht ausgemacht, daß sich das Ei„genthumsrecht über die Werke des Geistes so „weit erstrecket. Wer seine Schriften öffentlich „herausgiebt, macht sie durch diese Handlung „publici juris, und so denn stehet es einem jeden „frey, dieselbe nach seiner Einsicht zum Gebrauch „des Publicums bequemer einzurichten. Zumal „da dem Autor durch diese Handlung nichts von „seinem Rechte benommen wird, indem das erste „Geschenk, das er dem Publico gemacht hat, „deswegen nicht vernichtet wird, und er selbst

 „noch

„noch immer die Freyheit hat, die ihm angebo„tene Veränderungen nach Belieben anzunehmen,
„oder zu verwerfen. Mit dem Eigenthum der Güter
„dieser Welt hat es eine ganz andere Beschaffen„heit. Diese nehmen nicht mehr als eine einzige
„Form an, und niemand als der Besitzer hat das
„Recht diejenige Form zu wählen, die er für die
„bequemste hält. Hingegen bleibet die erste Aus„gabe einer Schrift unverändert, und eine von
„einem andern veranstaltete verbesserte Auflage, ist
„blos als ein Vorschlag anzusehen, wie nach der
„Einsicht dieses Herausgebers das Werk vollkom„mener gemacht werden könte. Gesetzt der Vor„schlag werde angenommen; so kömmt, wie der
„Herausgeber in dem Vorberichte bemerkt, den„noch die gröste Ehre, dem ersten Verfasser zu,
„der seine meisten Gemälde so weit gebracht hat,
„daß nur wenige Pinselzüge für eine fremde Hand
„übrig gelassen waren. Wird der Vorschlag ge„misbilliget, so kan ihn der noch lebende Verfas„ser öffentlich verwerfen, und das Publicum hat
„das Vergnügen, den Ausspruch zu thun. Wenn
„ja in dergleichen Verfahren eine Ungerechtigkeit

„Statt

„Statt findet; so müßte es vielmehr gegen einen „todten Verfasser seyn, der nicht mehr vermögend „ist, sich über die vorgeschlagene Verbesserungen „zu erklären. Hat man es aber einem Rammler „und einem Leßing nicht übel genommen, viel„mehr Dank gewußt, daß sie einem Logau nach „ihrer Weise verbessert heraus gegeben; warum „will man es denn dem Ungenannten zu einem „solchen Verbrechen anrechnen, daß er einem le„benden Verfasser seine Verbesserungen zur Be„urtheilung vorlegt, und sich gefallen läßt, ob er „dieselben annehmen, oder ausschlagen will.„ — So weit Herr S.!

Ich muß es gestehen. Ich glaube nicht, daß alle diese Winkelzüge hinreichend sind, die Handlung des ungenannten Herausgebers zu entschuldigen. Einmal ist ausgemacht, daß er die Absicht gehabt zu haben scheint, die erste Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln völlig zu verdringen, und gewiß! er hat die Talente dazu ein solches Vorhaben ins Werk zu richten, und es würde ihm auch gelungen seyn, wenn Hr. L. nicht durch seine dritte Ausgabe die erste Ausgabe selbst unbrauchbar gemacht hätte. Daß der Verbesserer sich nicht

nicht genennt hat, scheinet den Verdacht zu erregen, als wenn er selbst der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens nicht gewiß gewesen seyn müsse, wiewohl dieser Umstand nicht viel beweiset. Aber dieses ist doch nicht zu läugnen, daß er alles Löbliche seines Vorhabens hätte erreichen, und allen Schein eines Vorwurfs vermeiden können, wenn er seine Verbesserungen unter der Gestalt einer Critik über die Lichtwerschen Fabeln herausgegeben hätte. Alsdenn wäre keine Entschuldigung vonnöthen gewesen, und eben deswegen ist der gewaltsame Weg, den er lieber gewählt hat, auf keinerley Weise zu entschuldigen.

Auf der andern Seite hingegen hat sich Herr L. bey dieser Gelegenheit gar zu sehr ungebärdig angestellt. Er erregte ein Geschrey, als wenn ihm sein Kunstrichter das Hauß über den Kopf angezündet hätte, und gehet in seiner Heftigkeit so weit, daß er in den Augen der unparteyischen Welt, sogar das Recht, das ihm zukömmt, verlieren muß. Was dünkt Ihnen davon? Er läßt sich von seiner Hitze verleiten, von dem Verbesserer zu sagen, „daß es ihm an Witz und Kenntnis

„feh-

„fehle, andrer Gedichte zu verbessern, und daß „er die idealische Vollkommenheit, nach der er „Verse beurtheilt, mehr aus Hübners Reim-Re- „gister, als aus alten Schriftstellern abgezogen „haben müsse.„ Nicht doch; mein Herr L.! die Ihnen zugefügte Beleidigung ist freylich hart. Sie haben ein Recht sich zu beklagen, und Ihres Gegners Handlung so lebhaft zu tadeln, als es Ihnen gefällt. Hüten Sie sich aber, ihm Witz, Einsicht und Kenntnis des Ideals abzusprechen, sonst machen Sie nur ihren eigenen Geschmack verdächtig. Seyn Sie vielmehr großmüthig! Gestehen Sie, daß Sie sich seine Critiken nicht selten zu Nutze gemacht. Sie haben zwar seine Verbesserung nirgend angenommen, (und vielleicht war auch dieses zu affectirt, denn was für ein Unglück wäre es gewesen, wenn Sie ihm hier und da in einer Kleinigkeit Recht gegeben hätten?) aber die Stellen haben Sie sich doch meist alle gemerckt, wo ihm eine Verbesserung nöthig geschienen. Das können Sie unmöglich läugnen, denn das lehret der Augenschein, und zu diesem feinen und richtigen Gefühle hat ihm doch wohl

unmöglich Hübners Reim-Register verhelfen können. — Die Stelle aus der Vorrede, die Ihnen die Unwissenheit des Mannes beweisen soll? — Um Verzeihung, mein Herr L.! Ihre Nase muß die feinste nicht seyn, wenn Sie hier nicht die Ironie gemerkt haben.

Sie sollen Richter seyn, mein Freund! Der Herausgeber vergleicht den Herrn Lichtwehr mit dem Fontaine, was die Versification betrift, detaillirt beider Verdienste, und schätzt den Deutschen in allen Stücken dem Franzosen gleich. Am Ende setzt er hinzu: „Will man dem deutschen Dich„ter auch noch dieses als ein Verdienst anrechnen, „daß die Erfindungen von ihm selbst herkommen, „so sind wir sehr wohl damit zufrieden.„ Wer findet hier nicht das feinste Lob auf den Herrn L., das den Französischen auf einmal in Vergleichung mit dem Deutschen so sehr herunter setzt, daß der Vorredner nicht nöthig findet, die Vergleichung weiter fortzusetzen. Und der deutsche Fontaine? Wie hat dieser die Stelle aufgenommen? Seltsam! „In des kurzsichtigen Herrn Verbesserers „Auge, spricht er, ist die Erfindung bey einem

„Fa-

„Fabeldichter eine blosse Kleinigkeit, etwas zufäl„liges, damit es nicht viel zu bedeuten hat. Ken„ner aber wissen, daß darin das einzige wahre „Verdienst des Fabeldichters bestehe, und die „poetische Verzierung ein blosses Nebenwerk und „vielleicht ein fremder Putz sey„ Monsieur! muß ihm hier sein Lobredner antworten, vous tenés de bons propos, fort mal-a-propos!

Ich glaube auch nicht, daß Hr. L. das geringste Recht habe den ungenannten Herausgeber einen Verfälscher, oder gelehrten Dieb zu schelten. Der ist kein Verfälscher zu nennen, der die Absicht hat besser zu machen, und sollte er auch unglücklich gewesen seyn. Ein gelehrter Dieb, heißt nach meiner Logik, ein Mann, der die Gedanken andrer Leute verstohlnerweise sich selbst zuschreibt, nicht aber vor andern Leuten seine Gedanken unterschiebt. Was der Herr Hofrath von Keiser in seinen Meditationen, die Hr. L. anführet, deutlich gewiesen hat, weiß ich eigentlich nicht; aber so viel, dünkt mich, lehrt die gesunde Vernunft, daß Plagiat und Nachdruk zwey ganz verschiedene Dinge seyn, und daß die Arbeit des

un-

ungenannten Herausgebers weder ein Plagiat noch ein blosser Nachdruck zu nennen sey. Sie ist kein Plagiat, weil er seine Gedanken vielmehr dem rechten Verfasser untergeschoben, und auch kein blosser Nachdruck, denn dazu hat er zuviel verändert, zu viel von dem Seinigen hinzugethan.

Der Beschluß künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 20. Mai 1762.

Beschluß des zweyhundert und drey und dreißigsten Briefes.

Sie würden mich beleidigen, mein Freund, wenn Sie glaubeten, daß ich dem heimlichen Herausgeber das Wort reden, und sein Verfahren rechtfertigen wollte. Keinesweges! Ich wiederhole vielmehr, daß meines Erachtens eine solche Handlung durchaus nicht zu entschuldigen sey, daß Herr L. zu dieser ihm zugefügten Beleidigung unmöglich habe schweigen können, und was noch mehr ist, daß dem Publico selbst mit dergleichen untergeschobenen Verbesserungen nicht einmal gedienet sey. Es ist den Liebhabern der schönen Wissenschaften dran gelegen, die verschiedenen Genies der guten Schriftsteller, sammt ihren Fehlern, in ihren Werken abgedruckt zu sehen. Wenn es ihnen an Geschmack oder an Geduld fehlt, diese Fehler zu verbessern, so mögen sie immer stehen bleiben. Eine fremde Hand kan unmöglich fein genug seyn, sie hinweg zu nehmen,

ohne dem Werke zu nahe zu kommen, und den Charakter des Künstlers zu verändern. Fehler anzumerken, mit Fingern anzuzeigen und dafür zu warnen, ist die Pflicht des Kunstrichters; sie verbessern, ist eine vortrefliche Uebung für gute Köpfe. Wer aber seine Verbesserungen unterschiebet, verdient einen schlechten Dank. Wir sehen lieber den Geist eines guten Scribenten wie er ist, als ein Ideal an, welches verschiedene Hände gekünstelt haben; und der Kunstrichter würde uns einen schlechten Dienst erweisen, wenn er einen Haller, Kloppstock, Geßner, Gellert, u. a. alle in seine eigene Manier umgearbeitet liefern wollte.

Sie sehen also, daß ich nichts weniger Willens bin, als den ungenanten Herausgeber zu vertheidigen. Ich habe nur so viel zeigen wollen, daß Hr. L. auf der andern Seite zu weit gehe, und sich so zu sagen, von seinem Rechte verleiten lassen, ungerecht zu seyn. Diese Unanständigkeit von beiden Seiten entziehet dem Leser einen grossen Theil des Vergnügens, das ihm der kritische Wettstreit, der in verschiedener Absicht so merkwürdig ist, sonst gewähren würde.

III.

Zweyhundert und vier und dreißigster Brief.

Lassen Sie uns nunmehr diese gelehrte Uneinigkeit mit kritischen Augen betrachten. Was die Verdienste des ungenannten Verbesserers betrift, so hat sich das Publicum schon längst darüber erklärt, und sein Urtheil stimmet mit dem Urtheile des Herrn L. gar nicht überein. Unparteyische Augen haben wohl gesehen, daß er sich als einen Mann gezeigt, dem man den feinsten Geschmack, nebst einer richtigen Kentnis des Ideals nicht absprechen kan, der die Versification ziemlich in seiner Gewalt hat, und die Gabe besitzt, sich mit sehr gutem Glücke in die Denkungsart eines fremden Dichters zu versetzen. Diese Gabe war zu seiner Unternehmung das Vornehmste, denn ohne dieselbe hätte er immer der größte Dichter und Kunstrichter zugleich seyn können, ohne deswegen ein guter Verbesserer zu seyn. Dahero bevor Herr L. selbst auftrat, und sich neben dem verkappten Merkur zum Unterschied darstellete, ward er von niemanden vermisset, und jedermann hielt den Mer-

 kur

tur für den wahren Sosia. Nunmehr aber da wir das Original dagegen halten können, verschwindet freylich vieles von der eingebildeten Aehnlichkeit, denn niemand kann einem Menschen so ähnlich sehen, als er sich selbst. Dieses hätte der Ungenannte, meines Erachtens, bedenken sollen. Er mochte seinem Autor noch so wenig Geschmack zutrauen; so hätte er sich doch leicht vorstellen können, daß ihm derselbe wenigstens von dieser Seite ganz gewiß überlegen seyn wird, er wird mehr Lichtwehr seyn. Ich glaube, diese Betrachtung hätte ihn von dem mislichen Unterfangen abhalten können. Wer wagt sich gern auf einer Laufbahn, wenn er vorher weiß, daß ihn jemand zuvorkommen werde?

Dem Herrn L. ist in der That dieser Vortheil ziemlich zu Statten gekommen. Sehr viele von dem Ungenannten glücklich verbesserte Stellen, hat er noch weit glücklicher verbessert, wenigstens mehr in dem Tone des Ganzen, und in der Manier, die ihm eigen ist. Jener mußte sich selbst verleugnen, und dieser sich nur ohne Zwang sich selbst überlassen, um Lichtwehr zu seyn. Ich

weis

werde Ihnen einige von diesen Stellen anführen, wo mir Herr L. den Ungenannten zu übertreffen scheint.

Gleich in der ersten Anrede an die Muse hieß es nach der alten Leseart;

> O Muse, die du weißt, was Thier und Bäume sagen,
> Darf meine Neugier dich um etwas Kleines fragen?
> Ich bitte, sage mir, wie redet Löw und Maus?
> Wie drückt sich eine Gans, und wie ein Adler aus?
> Wie quakt ein Frosch gelehrt, wie sprechen muntre Pferde? u. s. w.

Der Ungenannte scheinet hier in den ersten beiden Zeilen bemerkt zu haben, daß die Muse, die der Dichter hier anruft: du Muse, die du weißt, was Thier und Bäume sagen, unmöglich seine neugierige Fragen für etwas Kleines halten kan. Als Muse der Apologe ist dieses ja alles, was sie weis. Er setzte daher:

> O Muse die du weißt, was Gott und Halbgott sagen, u. s. w.

Diese höhere Muse kan mit Recht die Sprache der Thiere für eine Kleinigkeit halten. Aber

merken Sie auch wohl, daß nunmehr wider die Absicht des Dichters, nicht die Muse Aesops, sondern die Muse der Dichtkunst überhaupt angeredet wird? Herr L. änderte daher lieber den zweyten Vers:

> O Muse! die du weißt, was Thier und Bäume sagen,
> Wovon der Vögel singt, was Fisch und Wurm beklagen, u. s. w.

Ferner der Ungenannte:

> Wie quakt ein träger Frosch, wie sprechen muntre Pferde?

träge ist besser, als das unschickliche Beywort gelehrt in der alten Lesart; allein es macht hier neben dem Beyworte muntre eine spielende Antithese. Herr L. setzt:

> Wovon schwatzt Schneck und Frosch? wie sprechen muntre Pferde? —

Am Ende las man folgende schlechte Zeilen:

> Mein Kiel betritt ihr Gleis; wie wenn er stecken bleibt?
> Wer zweifelt, hat gewählt. Es sey gewagt, er schreibt.

Der

Der Ungenannte setzte dafür:

Mein Fuß betritt ihr Gleis, vielleicht verirrt er sich?
Wer zweifelt hat gewählt, mein Schicksal ziehet mich.

Herr L. natürlicher:

Mein Mund versucht ihr Lied. Wie, wenn es nicht gelingt?
Wer zweifelt, hat gewählt. Es sey gewagt, er singt.

Wegen der siebenten Fabel des ersten Buchs beklagt sich Herr L. in der Vorrede daß sie der Ungenannte, wie er sich ausdrückt, schändlich gemishandelt habe. Meine Fabel, spricht er, hebt sich also an:

Die Kinder des verworfenen Drachen,
Die Laster reißten über Land,
Um anderwärts sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

„Ich biete dem Herrn Verbesserer Trotz mir „hier einen verächtlich gewordenen Ausdruck zu „zeigen. Gleichwohl hat er ohne alle Noth vier „andere Verse dafür hingesetzt.„ — Muß es denn nothwendig ein verächtlich gewordner

Ausdruck seyn, der getadelt wird? Giebt es keine andere Fehler? — Da dieses Gedichtgen mehr eine Allegorie, als eine Fabel ist; so sollte jeder Umstand seine Bedeutung, jeder Zug in der Allegorie seinen verblümten Sinn haben. Allein warum reisen die Laster über Land? was bedeutet der Mangel, der sich zu Hause fand? und was wollten sie sich anderwärts machen? Und wenn es durchaus ein tadelhafter Ausdruck seyn muß; so sey es denn das anderwärts sich was zu machen, welches wohl nicht zu vertheidigen ist. — Der Verbesserer hat hier den treflichen Einfall gehabt, die Laster so bald sie auf unsere Erde kamen, von der Straffe verfolgen zu lassen. Er setzt:

Die Laster fuhren aus dem Schlunde
Des alten Tartarus herauf;
Und nahmen in unselger Stunde,
Durch unsern Welttheil ihren Lauf.

Herr L. macht sich über diese schöne Zeilen auf eine seltsame Weise lustig. „Ein elender Gedanke, sagt er. Die Laster sind erst gefahren, hernach gelaufen, und zwar durch unsern Welttheil.

„in

„in unselger Stunde.„ Eine elende Critik vielmehr! die hier Herr L. macht.

Die Verbesserung der dritten Strophe tadelt er mit mehrern Rechte. In der ersten Auflage las man:

Sie kamen (die Laster) nah zu einer Brücke,
Da wandten sie sich ohngefehr,
Und sieh! es hinkte mit der Krücke
Die Strafe hinter ihnen her.

Die Brücke missiel dem Kunstrichter mit Recht. Er glaubte zu verbessern;

So zogen sie mit gutem Glücke,
Und bliesen ihren Gift umher,
Doch endlich hinkte mit der Krücke
Die Strafe hinter ihnen her.

Allein Herr L. bemerkt, daß dieses gar sein Gedanke nicht sey. Die Strafe gieng immer hinter den Lastern her, aber sie sahe sie nicht gleich. Er setzt folgende etwas matte, aber doch richtige Zeilen dafür hin:

Jtzt sahn sie ohngefehr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her. —

In der dreyzehnten Fabel sang Herr L. sonst:

Die Kuh erschien zuerst, und klagte
Mit heissen Thränen, wie man glaubt.

Der Ungenannte:

Mit traurigem gesenkten Haupt: —

Hr. L. in der neuen Auflage wenigstens eben so gut:

— — — — und klagte
Der Thiere strengem Oberhaupt.

Die darauf folgende Fabel hub sich an:

Als die Natur den andern Dingen
Das Wesen gab, so fiel ihr ein,
Zur Lust ein fremdes vorzubringen,
Halb soll es Thier, halb Pflanze seyn.

Der Ungenannte wollte die Dinge bestimmen unter welchen das Halbthier etwas fremdes genennt werden kan, denn unter die Dinge überhaupt, muß es wohl nothwendig mit gehören. Er verbesserte also würklich:

Als die Natur Vieh, Vögeln, Fischen
Das Leben gab; so fiel ihr ein,
Zur Lust ein Unthier drein zu mischen;
Halb sollt es Thier, halb Pflanze seyn.

Als

Allein Herr L. in der letzten Auflage übertrift ihn;

Als die Natur den Pflanz und Thieren
Das Daseyn gab, so fiel ihr ein,
Von Zwitterart eins aufzuführen,
Halb sollt es Thier, halb Pflanze seyn.

Uebersehen Sie immer einige Kleinigkeiten! der Gedanke ist gar zu glücklich gewendet. Die drey und zwanzigste Fabel, enthält folgendes Geschichtgen. Eine schöne Tulipane wird vom Hagel niedergeschlagen, worüber der Gärtner untröstlich ist, der doch bey seinem Birnenbaum, dem der Sturm Knospen, Blüthe und Laub geraubt hat, gleichgültig bleibt. Hiervon machte Herr L. sonst folgende sehr geistlose Anwendung:

Des schön und dummen Lißgens Tod
Macht Mopschens Augen täglich roth,
Es will sich Mops erhenken.
Ihm sterben Eltern, Brüder, Freund,
Da Mops, der Mops, kein Tröpfgen weint.
Ists ärger zu erdenken?

Der Ungenannte hat die Moral unverändert gelassen, und nur das Wortspiel, da Mops, der Mops

Mops ausgemerzt. Nun hören Sie, was Herr L. in seiner letzten Auflage für eine trefliche Moral aus dieser Fabel zu ziehen gewußt. Sie verdienet als ein Sittenspruch auswendig gelernt zu werden:

So war der Mensch zu allen Zeiten,
So ist er jung, so ist er alt:
Heiß ist er gegen Kleinigkeiten,
Und gegen grosse Dinge kalt.

Die 25te Fabel. Ich übergehe hier die zweite Strophe, die beide verschiedentlich, aber mit gleichem Glücke verbessert zu haben scheinen, um einige andere Stellen zu berühren. Die Lerche spricht zum Uhu:

Monarch der Eulen! sagte sie,
Wer stets gesunde Tage zählet,
Und fliegen kann, wohin er wählet,
Wie kan der trauren?

Der Ungenannte setzt: Wer stets vergnügte Tage zählet. Nicht sehr glücklich! Freylich, wer stets vergnügte Tage hat, der kan nicht trauren. Allein was will die Sängerin mit diesem leeren

Sa-

Satze sagen? Der Uhu wollte ja erfahren, wie man so vergnügt seyn könne? Herr L. läßt also mit Recht die alte Lesart.

Am Ende singt die Lerche:

Wer frölich seyn will, der sey weise.

Der Ungenannte verändert diesen Vers, und setzet:

Wer frölich seyn kan, der ist weise.

Allein dieser Sittenspruch ist ungegründet. Nicht jeder, der frölich seyn kan, ist auch weise. Mancher ist es aus Temperament, und mancher aus Sorglosigkeit. Aber wer die Kunst frölich zu seyn lernen will, der sey weise. Dieser Spruch hat seine philosophische Richtigkeit, und die Lerche hat ihn in der sechsten Strophe von einem Schäfer gehört. Er sang:

Ein Weiser sey nie misvergnügt.

Der Ungenannte hätte auch diesen Satz umkehren müssen: **Wer nie misvergnügt ist, der ist weise;** welches aber ungegründet ist.

Des zweyten Buchs siebente Fabel erzehlet, daß ein Hünerhund den kranken Mops beneidete;

Da sieht man, wem das Glücke grünet;
Seht, spricht er, diesen Tagedieb,
Er ist so sichtig als ein Sieb,
Doch wird er als ein Abt bedienet!

Der Ungenannte setzt:

Seht, spricht er, diesen dummen Hund;
Faul ist er, und auch ungesund. u. s. w.

Weit natürlicher die letzte Auflage des Herrn L.

Seht, spricht er, diesen Brodtdieb an,
Zeitlebens hat er nichts gethan,
Doch wird er wie ein Abt bedienet!

Auch in der Sittenlehre dieser Fabel ist Hr. L. glücklicher. Die der Ungenannte herausziehet, ist so anpassend nicht. — Doch ich halte mich dabey nicht auf.

Die

Die 21te Fabel, Jupiter und die Winde, ist von dem Ungenannten verworfen worden, Herr L. hat sie aber nicht unglücklich verbessert. Die Beschreibung, wie Jupiter auf der Erde erschienen, ist sehr poetisch:

Kein Schwanenkleid verbarg die Glieder,
Kein goldner Thau fiel mit ihm nieder,
Kein Nebel macht ihn unsichtbar.
Er zeigte sich, so, wie er war.
Aus seiner Rechten stralten Blitze,
Die Linke schmückt ein goldner Stab,
Ein Adler dienet ihm zum Sitze,
So fährt er auf die Erd' herab. u. s. w.

Wegen der 22ten Fabel erinnert Herr L. in der Vorrede mit Grunde, daß so wohl seine erste Auflage, als die verbesserte des Unbekannten die Erzehlung über ihre Grenze hinaus dehnen. Er beschließt seine Erzehlung gelegentlich mit dem Verweise an den gelehrten Maulwurf:

Du

Du Wurm! machst du so grossen Wind,
Und weißt noch nicht, daß Bäume sind?

Herr L. hat mich ans Schliessen erinnert; Leben Sie wohl!

M.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 27. Mai 1762.

Zweyhundert und fünf und dreißigster Brief.

Die sorgfältige Gegeneinanderhaltung der verschiedenen Auflagen Lichtwerscher Fabeln hat Ihnen gefallen, und Sie sind nach der Fortsetzung begierig? — Mehr braucht es nicht mich zu der mühsamsten Beschäftigung aufzumuntern. Ich fahre also fort, und zeige Ihnen vorerst noch einige Verbesserungen, die dem Herrn L. Ehre machen, um mich sodenn zu seiner schwachen Seite zu wenden.

In der Beschreibung des Kobolds, (Buch 4. Fabel 7.) setzt die erste, wie nicht weniger die verbesserte Auflage;

Und die Peruke, die er trug
Glich einem umgekehrten Besen.

Herr L. hat wohlgethan, daß er diese possierliche Beschreibung weggelassen, nur hätten die Zeilen, die er dafür hingesetzt, etwas besser seyn können.

Die 15te Fabel, die Wespe und der Knabe. Diese Fabel befindet sich auch in der Sammlung von Oden und Liedern mit Melodien, die zu Berlin vor einigen Jahren heraus kam. Herr Lichtwehr in der ersten Auflage sagt:

Eine kühne Wespe stach
Hänschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, das alles krachte;
Hänschen, das erbärmlich schrie,
War so glücklich, daß es sie
Auf der Flucht noch feste machte.

Eine verzweifelte Stelle! daß alles krachte, kan unmöglich bleiben, und gleichwohl ist das folgende in dieser Strophe so gut, daß man den Reim nicht entbehren kan. Der Herausgeber der Oden setzte dafür, (wo ich nicht irre, denn ich habe die Oden nicht zur Hand;)

In die hole Hand, und lachte.

Der Ungenante nimt gleichfalls zu dieser schlechten Nothhülfe seine Zuflucht, doch mit einiger Veränderung. Er sagt:

Und flog hurtig fort, und lachte.

Aber Herr L. ist so glücklich gewesen die natürlichste Verbesserung zu erfinden:

In die Hand eh' er es dachte.

In der darauf folgenden 16ten Fabel hat Herr L. eine Stelle abgekürzt, die ziemlich weitschweifig war, wie nicht weniger in der 17ten Fabel. Die Erzehlung lautet; ein Mann der des Nachts von den Mücken geplagt ward

Schlug in den Aerzten nach, und fand zu seinem Trost,
Daß das Cypressenholz das Mückenvolk verjage.
Ob es andem, ist nicht die Frage,
Ich melde nur so viel, daß weil der Mann erboßt,
Und von den Leuten war, die glauben, was sie lesen,
Er also bald bereit gewesen,
Dieß Mittel andern vorzuziehen.
Er holt sich einen Zweig, der annoch frisch und grün, u. s. w.

Dieses langweilige Geschwätze hat Herr L. folgendergestalt verbessert:

Schlug in den Aerzten nach, und fand,
Daß das Cypressenholz das Mückenvolk verjage,
Ob es andem, ist nicht die Frage.
Genug! der Alte nahm das Mittel gleich zur Hand,
Legt einen grünen Zweig aufs Bette. u. s. w.

In der 22ten Fabel sagt die Grille zur Schnecke;

Wenn ich mich mit dem Hunger zause,
So nährst du dich in deinem Hause.

Das gar zu gemeine zause wegzuschaffen, setzt der Ungenante etwas matt:

Wenn ich mich kaum vermag der Störche zu erwehren,
So kanst du ruhig dich in deinem Hause nähren.

Herr L. in seiner letzten Auflage:

Wenn ich mich mit dem Hunger quäle,
So nährst du dich in deiner Höle.

Noch sind dem Herrn L. in der 24ten Fabel einige Kleinigkeiten gelungen: Jedoch es ist Zeit, Ihnen auch einige von den Stellen herzusetzen,

wo der Ungenante den Vorzug behält, und von Herrn L. nicht erreicht worden ist.

B. 1. F. 2. Das Glücke und der Traum.

Das müde Glück schlief in einer Laube.

Hier flog ein Traum vorbey und störte seinen Schlummer,
Ihm rief das halb erwachte Glück;
Wie? das ist Gott bekannt, und macht mir keinen Kummer.
Es rief und sprach: Woher kömst du so spät zurück?

Der Ungenante verbessert:

Kaum wacht es auf, als schnell, mit rauschenden Gefieder,
Ein muntrer Traum vorüber fliegt.
Willkommen! spricht das Glück, und reibt die Augenlieder,
Woher? Wohin? Wie so vergnügt?

Sie werden hier zwar die Lichtwersche Naivität vermissen, indessen ist die Stelle schön, und läßt die Verbesserung des Autors weit hinter sich zurück. Er setzt:

Ihm rief das halberwachte Glück:
Du kömst mir recht erwünscht, bey meinem grossen Kummer,
Doch sage mir, woher kömst du so spät zurück?

Müde möchte das Glück wohl endlich seyn, aber was für einen Grund hat es bekümmert zu seyn?

Wie wohl dem Ungenanten die Verbesserung der ersten Strophe der siebenten Fabel gelungen, obgleich Herr L. diese Verbesserung so ungereimt findet, habe ich bereits in meinem vorigen Schreiben erinnert. Allein der Eigensinn des Herrn L. von seinem Kunstrichter nicht das geringste anzunehmen, zeigt sich nirgend so sehr als in Kleinigkeiten. Die 9te Fabel hebt an:

Ein Aff und Bär, zween nahe Vettern,
Gleich groß, gleich näschig, und gleich alt,
Auch gleich geschickt im Steig- und Klettern.

Der Ungenante setzt dafür ganz natürlich:

Auch beide gleich geschickt im Klettern.

Nichts! Herr L. der es nicht besser zu machen weiß, behält lieber sein Steig- und Klettern.

In der vortreflichen Fabel, der Riese und der Zwerg, die gleichfalls in vorhinangeführten Oden und Liedern in Musik gesetzt worden, sind dem Sammler der Oden einige Strophen meisterhaft gelungen. Herr L. hatte gesetzt:

Dieß soll zu Fingerlecken,
So wahr ich from und keusch,
Auch ohne Tunke schmecken,
Denn es ist frisches Fleisch.

Er fieng den Zwerg so leichte,
Als Doris sonst ein Thier,
Der Zwerg schrie, daß er keichte,
Was willst du denn von mir.

Der Samler der Oden verbesserte, vollkommen nach der Lichtwerschen Weise:

Fürwahr! du bist mir besser,
Als jenes fette Schaaf:
Heut mag ich dich nicht grösser,
Sonst stör ich mir den Schlaf.

Indem er dieses sagte,
Hascht er und würgt ihn schier.
Da schrie der Zwerg und fragte;
Was willst du denn von mir?

Der Ungenannte weis es nicht besser zu machen, und nimt die Verbesserung an. Allein Herr L. will nichts annehmen, alles besser machen. Er setzt dafür:

Dis ist ein seltner Bissen,
Der Lust zum Trunk erweckt;
Und der auf mein Gewissen
Auch ohne Tunke schmeckt.

Herr! sagte hier der Kleine,
Ich bin in deiner Hand,
Was hilfts mir, wenn ich weine?
Wer thut dir Wiederstand?

Von der 20ten Fabel der ersten Auflage hat der Ungenante die Sittenlehre weggestrichen. Hr. L. puzt sie aus, und glaubt sie verbessert zu haben, immer noch in der Meynung, sein Kunstrichter stosse sich blos an verächtlich gewordenen Ausdrücken; Allein hier waren es nicht nur Ausdrücke die misfielen, sondern die ganze Moral war schlecht angebracht. Die wahre Sittenlehre, die aus der Fabel folgt, ergiebt sich von selbst. Der geschliffene Bergkristal wird dem rohen Diamant vorgezogen: Wer findet hier nicht die Lehre, daß in der Welt mehr auf äusserlichen Glanz, als auf innern Werth gesehen wird? — Herr L. in der neuen Auflage sezt folgende Sätze hin:

Der Weltmann kömt empor, und der Pedant bleibt
sitzen;
Die Sitten können mehr, als die Gelartheit nützen.

Wie paßt dieses? der Weltmann hat auch nicht
selten mehr innern Werth als der Pedant, und
die Sitten sind in der That der Gelartheit vorzu-
ziehen. Wer ist also hier der Diamant, und wer
der Bergkristal?

Die zweyte Fabel des zweyten Buchs hat unter
der Hand des ungenanten Verbesserers eine runde,
wohl abgemessene Kürze gewonnen, die ihr Herr
L. immer hätte lassen sollen. Welch ein müßiges
Geschwätze:

Der Adler nahm den Wettstreit an,
Als man ihm solches kund gethan,
Und lies dem Wolkendiebe sagen,
Es morgen früh mit ihm zu wagen. u. s. w.

Und dennoch hat sich Herr L. nicht überwinden
können, es seinem Kunstrichter aufzuopfern.

In der dritten Fabel, die zween Peruanischen
Weisen, erzählt Herr L. in der ersten Auflage:

Der andre glaubt, daß Menschenaugen
Gott auch im Werk zu schaun nicht taugen,

 Noch

Noch wie ihn die Natur verklärt.
Weil die Vernunft im Schliessen wanke,
So sey der witzigste Gedanke,
Den man von Gott macht, tadelnswerth.

Der Dichter redet hier von Gott, als von einem geistigen Wesen, das nur aus seinen Werken zu erkennen ist. Ich habe nichts dawider, die Gedanken sind nach unsrer Philosophie vollkommen richtig: Allein, wo ist der Peruaner geblieben? Er, der die Sonne für Gott ansiehet, konte er so europäisch von Gott reden? Der Ungenante hat den angenommenen Charakter nicht verläugnet, und meisterhaft verbessert:

Der andre glaubt, daß Menschenaugen
Den Gott nicht anzuschauen taugen,
Auch nicht, wie er die Welt verklärt
Zu sehen, nicht, nur bloß zu glauben,
Sich gar kein Denken zu erlauben,
Ein solcher Dienst sey seiner werth.

Wie konte Herr L. eine so trefliche Verbesserung verwerfen, und was noch mehr ist, seine tadelhafte Stelle unverändert lassen!

In derselben Fabel fährt Herr L. fort.

Um nun die Sonne nicht zu schauen,
So ließ er eine Höle bauen,
Wohin die Sonne niemals kam.
In dieser ward, bey langer Weile,
Der finstre Heilige, die Eule,
Der Welt, sich, und der Sonne gram.

Wie der Heilige der Sonne gram werden könne, da er doch blos aus übertriebner Ehrerbietung sie nicht anschauen will, ist gar nicht zu begreiffen. Der Ungenante setzt dafür:

Der Welt und aller Schönheit gram.

Schönheit ist zwar noch das rechte Wort nicht, aber weit schicklicher ist es doch hier, als die Sonne.

Die funfzehnte Fabel: Eine niedrige Vergleichung mit dem verliebten Meckern des Geisbocks läßt Herr L. auf Anrathen des Kunstrichters weg. Damit aber ja keine Zeile, die dieser dafür hinsetzen müssen, stehen bleibe, verschlimmert er sie lieber. Der Ungenante setzet:

Durch dieses Lärmen ward der Frösche Prätendent,
Der ihnen wenig Gutes gönt,
Der Storch aus seinem Schlaf gestöret,
Ha! sprach er, das ist unerhöret!

Herr

Herr L. in der letzten Auflage.

Der Storch aus seinem Schlaf erwecket,
Davon er gleich den Grund entdecket.

Wovon? von seinem Schlafe?

In der 23ten Fabel hat Herr L. jeder Strophe zwey überflüßige Verse angehängt. Der ungenannte Herausgeber läßt sie weg, und die Fabel gewinnt dadurch. Allein Herr L. will sie nicht entbehren:

Pfui! rief einst eine Nachtigall
Aus ihrem Kefig, stinkts nicht immer
In diesem schön geputzten Zimmer
Noch ärger als in einem Stall?
Wer mag mit so verdorbnen Düften
Um uns die reine Luft vergiften.

* * *

Das macht der Rauch, versetzt ein Staar,
Von Kräutern, die man Knaster nennet,
Und unser Herr fast stündlich brennet;
Den Dampf davon verschluckt er gar,
Und rühmt, man sollte fast erschrecken,
Er pfleg ihm wunderschön zu schmecken.

Und so fast bey allen folgenden Strophen. Verse, die so gut wegbleiben, als dastehen können, müssen immer lieber wegbleiben.

Die natürlichste Moral, die aus dieser Fabel fließt, ist diejenige, welche Herr L. in der ersten Auflage daraus gezogen, nur daß er dieselbe unschicklich ausgedrückt hat.

Von Lissabon bis nach Kudak,
Und von Paris bis zu den Juden,
Ist kein so stolzer Narr zu finden,
Als der, so aller Welt Geschmack
Nach seinem Gaumen trotzig richtet;
Und das, so ihm nicht schmeckt, vernichtet.

Der Ungenannte verbessert unvergleichlich:

Wer in der Wissenschaften Reich
Nach seinem Gaumen alles richtet,
Und das, was ihm nicht schmeckt, vernichtet,
Ist diesen Vogelköpfen gleich.

Herr L. besinnet sich, und findet in dieser Fabel die Lehre, daß er sich von keinem Kunstrichter einreden lassen, sondern immer seinem eigenen Geschmack folgen müsse. Er verwirft seine vorige Moral, und setzt diese dafür hin;

Wenn

Wenn du jedwedem Urtheil trauen
Und dich nach allen richten willt,
Was diesem schmeckt, und jener schilt,
So mußt du endlich Disteln kauen.

Der Einfall ist so übel nicht, allein jene Moral folgt meines Erachtens, weit ungezwungener, und hat den Fehler nicht, daß sie die Allegorie mit der Anwendung vermenge, wie diese würklich thut. Denn, daß der Stieglitz eigentlich Distelköpfe zu kosten in Vorschlag bringt, gehört mit zur Allegorie, und sollte in der Anwendung nicht wieder vorkommen.

B. 4. F. 12. Herr L. beschwehrt sich in der Vorrede, der Verbesserer habe ihm hier einige untadelhafte Verse, aus blossem Muthwillen, geändert. Wir wollen sehen! Er pflegt doch sonst nicht ganz ohne Noth zu ändern. — Die Fabel lehrt, man habe ein Kameel so sehr belastet, daß es die ganze Fracht vom Rücken geworfen. Darauf warnet Herr L. die Lehrer;

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt,
Daß ihr auf einmal nicht sie allzustark beschwehrt.
Es geht der Jugend, wie den Alten,
Wer alles fassen soll, wird endlich nichts behalten.

Sind

Sind diese Verse so ganz untadelhaft? Mich dünkt, nein. Der Dichter richtet anfangs seine Warnung an die Lehrer der Jugend,

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt!

Vermuthlich, weil das Exempel des Kameels auf Kinder besser paßt, als auf Erwachsene, welches auch nicht zu läugnen ist. Allein er setzt unmittelbar darauf hinzu;

Es geht der Jugend, wie den Alten u. s. w.

Als wenn diese Lehre in Ansehung der Alten weit bekannter und ausgemachter wäre, als in Ansehung der Jugend, und es daher in Absicht auf die ersten gar nicht einmahl nöthig gewesen wäre, den Satz durch ein Exempel zu bekräftigen. Der Verbesserer hat also Recht, sich lieber ein Flickwörtchen zu erlauben, und folgende Verse dafür hinzusetzen;

Es geht mit Menschen, wie mit Thieren,
Wer alles fassen soll, wird alles gar verlieren. —

So viel von den kleinen Veränderungen in der Versification! Im Wesentlichen der Fabel hat der

Un-

Ungenante niemals etwas zu verändern gewagt. Woran mehr zu fehlen schien, als eine leichte Politur, das verwarf er ganz, und wenn ihm etwa noch einzelne Strophen in den verworfenen Stücken wohlgefielen; so hieng er sie den auserlesenen Fabeln unter der Gestalt der Fragmente an. Herr L. hat viele von den Fabeln, die der Ungenante ausgelassen, ganz umgearbeitet, und anstatt derjenigen, die ihm selbst verwerflich schienen, neue hinzugethan, wovon ich Sie in meinem nächsten zu unterhalten gedenke.

Fll.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 3. Junii. 1762.

Zweyhundert und sechs und dreißigster Brief.

Es wäre immer noch zu wünschen, daß ein Kunstrichter sich die Mühe geben wollte, über die Lichtwerschen Fabeln eine ausführliche Critik zu schreiben. Die Ungleichheit, die in denselben herrschet, ist von einer besondern Art. Man kan nicht sagen, daß sie Genie ohne Geschmack zu erkennen gebe; Denn das Genie allein bringt grosse aber unförmliche Schönheiten hervor, und niemals hat man noch ein völlig ausgebildetes Stück aus den Händen eines blossen Genies hervorkommen sehen, daran nicht eine Meisterhand noch etwas zu feilen gefunden hätte. Hingegen werden Sie bemerkt haben, daß viele von den Lichtwerschen Fabeln, gleich so wie sie

aus seinen Händen kommen, ihre letzte Ausbildung haben, und dem strengsten Kunstrichter Trotz bieten. Sie sind in der Erfindung, Anordnung, im Vortrage, so gar bis in ihren äussern Nebenzierathen unverbesserlich, und scheinen einen Mann zu verrathen, dem das Ideal samt den sichersten Regeln, dasselbe zu erreichen, tief in der Seele eingegraben liegen.

Zwar keine deutliche Kentnis der Regeln! Diese ist einem gesunden Genie vielleicht von ganz unerheblichem Nutzen. So wie ein Körper desto gesunder ist, je weniger er die natürlichen und Lebensverrichtungen fühlet, die in ihm vorgehen, so mag es auch für ein gesundes Genie besser seyn, wenn es nicht alles, was in seinem Innern vorgehet, gar zu deutlich spüret. — Aber der Geschmack ist dem Genie desto nöthiger, wenn es nicht nur gesund, sondern auch wohlgebildet seyn soll; und ohne Geschmack wird man niemals ein Kunststück verfertigen können, das in aller Absicht vollendet, und in seiner Art vollkommen wäre. Wenn also die Nachwelt nichts anders als die guten Stücke des Herrn L. vor Augen hätte; so

müßte ihr Urtheil von seinen Talenten überaus vortheilhaft ausfallen.

Hingegen sinkt eben derselbe Mann in einen grossen Theile seiner Fabeln so tief, daß man ihn gar nicht erkennet, und unmöglich glauben kan, daß sie von demselben Verfasser herrühren, dem wir solche Meisterstücke zu verdanken haben. Wo er schlecht wird, da verläßt ihn sowohl Genie als Geschmack und ihre Spur ist nicht mehr zu finden. Als wenn der Geist der Gottschedschen Schule auf einmal wieder in ihn gefahren wäre, wird er seichte und unschmackhaft, verliert sich so gar ins niedrige Possenhafte, und schreibt Fabeln, die vielleicht auch mancher Gottschedianer verlängnen würde.

Zwar will Herr L. von Gottscheden nichts wissen. Wenn man ihm die Gottschedische Schule vorwirft; so glaubt er, man habe ihn einen Schüler Gottschedens gescholten, und betheuert ganz aufrichtig, daß er niemals dieses Mannes Schüler gewesen sey. Allein das folgt nicht. Ein Weltweiser aus der Schule des Pythagoras, darf nicht eben ein Schüler des Pythagoras seyn;

Genug, wenn er dessen Grundsätze annimt. Die Mahler haben dieses Wort von den Weltweisen entlehnet, und bey ihnen kan man z. B. aus der Rembrandschen Schule seyn, ohne unter diesem Meister iemals gearbeitet zu haben. In einem ähnlichen Verstande ist es eben nicht nöthig, daß Herr L. bey dem Herrn P. G. Collegia gehört haben müsse, um von dessen Schule zu seyn. Und in der That, verschiedene unserer besten Köpfe sind aus dieser Schule hergekommen, sind so gar würklich G. Schüler gewesen; allein sie haben gar bald seine Grundsätze verläugnet, und sich von ihrem Genie einen weit bessern Weg führen lassen. Nur von dem Herrn L. ist es wahr, daß seine Werke hier und da noch jetzt die Gottschedische Schule verrathen, aus welcher er gekommen ist, und (so böse sich Herr L. auch darüber anstellen mag,) ist es doch ausgemacht, daß aus dieser Ursache seine wahren Verdienste niemals so bekant worden wären, wenn nicht Hr. Rammler zuerst, und nach ihm die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften die Welt auf dieselben aufmerksam gemacht hätten.

 Man

Man siehet endlich wohl, daß mit der Zeit der gute Geschmack bey Herrn L. die Oberhand gewinnet. In der letzten Auflage seiner Fabeln hat er nicht nur den Anhang von elenden Gedichten weggelassen, mit welchem die vorige Ausgabe gleichsam gebrandmarkt war; sondern auch eine Menge schlechter Fabeln verläugnet, und das gar zu Niedrige und Possenhafte weggestrichen, das nicht selten bis zum Eckel getrieben war. Ja aus meinen vorigen Briefen werden Sie ersehen haben, daß verschiedene von seinen Verbesserungen einsichtsvolle Kritik, und einen guten Geschmack verrathen.

Aber dem ohngeachtet ist er sich noch immer ungleich. Unter denen in der letzten Auflage neu hinzugekommenen Fabeln finden sich einige sehr gute, einige mittelmäßige, und nicht wenig schlechte Stücke. Folgende ist nach meinem Geschmacke, eine von den besten Fabeln, die eine tristige Lehre unter einem wohl angemessenen Bilde vorstellet. Sie ist die zwey und zwanzigste in dem dritten Buche, und führet den Titel:

Die Füchse.

Zween Füchse, Sohn und Vater, schlichen,
Als kaum die Mitternacht verstrichen,
Um ein entschlafnes Dorf herum,
Voll böser Absicht, leis' und stumm:

Sie nahten eines Hofes Ställen,
Da hörten sie die Hunde bellen,
Die Thüren knarrn, die Hähne krähn,
Der alte Fuchs sprach: laß uns gehn,

Hier wird der Angrif nicht gelingen,
Daher sie sachte weiter gingen.
Drauf stellt ein andrer Hof sich dar,
Darinnen alles stille war.

Nur hört der Sohn nicht ohne Schaudern
Viel Gänse mit einander plaudern.
Der Alte sprach: Dies schadet nicht,
Hier bellt kein Hund, ich seh kein Licht.

Sie brachen ein mit gutem Glücke,
Und assen sich in Gänsen dicke.

* * *

Nicht leicht droht Unfall einer Macht,
Darinn der Pöbel schweigt, und die Regierung wacht.

* * *

Faſt

Fast von gleicher Schönheit ist die neun und zwanzigste Fabel des vierten Buches, die Schwalbe und der Sperling genant. Diese Fabel ist in ihrer Art merkwürdig. Sie enthält, der gemeinen Regeln der Apologe zum Trotz, keine Sittenlehre; sondern einen dogmatischen Lehrsatz, und gleichwohl kann man ihr den Namen einer schönen Fabel nicht absprechen. — Die sechszehnte des zweiten Buches ist eine lehrreiche Erzählung und die unmittelbar darauf folget, eine artige Allegorie, die Ihnen gefallen wird. — Da haben Sie auch alle Stücke, die mir unter den neuhinzugekommenen lesenswürdig geschienen. Die übrigen sind von sehr geringem Werthe, fast von ähnlichem Schlage mit folgenden nichts bedeutenden Mährchen:

Die zween Hähne.

Zween Hähne huben an zu kriegen,
Und schimpften sich ganz ungesund,
Der eine schrie: heraus, du Hund!
Ich, oder du, muß todt hier liegen.

Sie rückten auf einander loß,
Den Zweykampf muthig anzuheben,
Wer giebt, wer kriegt den ersten Stoß?
Wer unter beyden läßt das Leben?

Kopf gegen Kopf, Hahn gegen Hahn,
Sieht man im kurzen Lager stehen,
Sie sehn sich ein halb Stündchen an,
Da sie still aus einander gehen.

Sie blieben ehrlich nach wie vor,
Die kurze Thorheit ist die beste,
Wer Zweykampf sucht, der ist ein Thor,
Und wer sich schlägt, der ist der größte.

Des vierten Buches erste Fabel nimt zwo ganze Seiten ein, in welcher der Mond einem Cometen erzählet, wie sehr sich die Erdenbewohner fürchten, wenn ein Comete sich der Erde zeigte.

Man sage, du seyst ein Unglücksbote,
Der Hunger, Pest und Würgen drohte.
— — — — — — — — —
Wie? ich, o Mond! wo denkst du hin?
Rief der erstaunende Comete,
Ich sey ein Pest- und Kriegsprophete?
Weis denn die Erde, daß ich bin?

Ja!

Ja! fiel die Antwort, alle Schritte,
Die du gethan, und alle Tritte,
Die du noch thun sollst, sind bestimmt.
Man hat das Maas von deinem Gange,
Und wenn dein Stral den Rückweg nimmt,
Das weis man auf der Erde lange.

Wenn der Mond ja von allem, was auf der Erden vorgehet, so genau unterrichtet seyn will, so sollte er auch wissen, daß diejenigen Menschen, welche alle Tritte des Cometen vorherbestimmen können, ihn keinesweges für einen Pest- und Kriegspropheten halten. Der Schluß ist sehr fein, den unser Nachbar der Mond, unsern Weltweisen in den Mund legt. Der Comet fragt: Wenn sie wissen, wie weit ich von ihnen bin, wie kan ich ihnen denn schrecklich seyn?

Warum nicht? sagte der Planete
Man hat gemerkt, wenn ein Comete,
Sich unserm Erdenball genaht,
Daß Theurung, Seuchen, Krieg entstunden,
Und da es niemand anders that,
Ward der Comete Schuld befunden.

Die so schliessen, wissen unstreitig sehr wenig von dem Gange des Cometen. — Jedoch was will der Dichter mit dieser ganzen Erzehlung? Am Ende wird es sich vermuthlich zeigen. Lesen Sie selbst!

Hier wurde der Comet entrüstet:
O! wenn ihr meinen Ursprung wüßtet,
Verleumdrisches Geschlecht! sprach er.
Was mögt ihr euch vor Fallen graben,
Da nicht einmal die Sterne mehr
Für euch am Himmel Frieds haben.

Dieses war also der Endzweck, warum der Poet den Sternen ein so langes Gespräch andichtet! — Von eben dem Werthe sind die 20te, 23te und 24te des ersten Buches, und noch verschiedene andere Stücke.

Bevor ich schliesse, muß ich ein paar Worte von den Fabeln hinzuthun, die der ungenante Herausgeber weggelassen, Herr L. aber durchaus nicht verlieren will. Herr L. hat sie alle verändert, aber mit sehr schlechtem Glücke. Ich weiß kaum eine einzige, die durch seine Veränderung nur mittelmäßig geworden wäre. An einigen

Stel-

Stellen hat er so gar die niedrige Pößchen nicht entbehren wollen, die eines Stoppe würdiger sind, als eines Lichtwehrs. Z. E. Zwey Strophen in der Fabel, der Mohr und der Weisse, die schon von andern Kunstrichtern getadelt worden, hat er auf folgende Art verbessern wollen.

Gut! sprach der Mohr, hat denn ihr Fleiß
Sich deiner besser angenommen?
Die Tafel ist bey dir noch weiß,
Der Mahler soll erst drüber kommen.

Die Welt, worin wir Menschen sind,
Gleicht einem ungeheuren Baume,
Darauf bist du, mein liebes Kind,
Unstreitig die unreife Pflaume.

Wie ist es wohl dem Herrn L. möglich gewesen, das elendeste Zeug von der Welt, von dessen Armseeligkeit ihn ein Wink des Kunstrichters hätte überzeugen sollen; so sorgfältig beyzubehalten! Muß man nicht entweder alles Geschmacks beraubt, oder (wenn man dieses von Herr L. nicht glauben will:) in sein Werk ganz thörigt verliebt seyn, um folgende Fabel für die Seinige zu erkennen?

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen veste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In den Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kan.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Tackt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich ihm beyzustehn.

Endlich tanzten alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Hauß erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herein,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um.

Stolpert über einige Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

Herr L. hat sich die Mühe gegeben, einige gar zu niedrige Ausdrücke, die hier in der ersten Auflage vorkommen, zum Theil auszumerzen, und zum Theil zu veredlen. Allein vergebens! Die Fabel hört deswegen nicht auf elend zu seyn. Ein ähnliches Beispiel giebt uns die Fabel Boreas und die Erde, und überhaupt ist es ihm fast mit allen Fabeln so ergangen, die sein Kunstrichter verworfen, und er zu verbessern gesucht. Der Vortrag ist erträglicher worden, aber der Grund der Fabel blieb unverbessert. Ich nehme die beraubte Fabel aus, woraus in des Herrn L. Auflage eine leidliche Allegorie geworden.

Noch eins kann ich nicht unangemerkt lassen! Herr L. hat die Selbstverleugnung gehabt, eine Fabel, die dem Ungenanten nicht misfallen, zu verwerfen. Aber auch nur eine einzige, nehmlich die 3te Fabel des ersten Buches, die Geburt

der

der Hündin. Man kan dem Herrn L. in dieser Strenge nicht Unrecht geben; nur wäre zu wünschen, daß er es mit mehrern so gemacht hätte, gegen welche der Ungenante zu gelinde gewesen.

Ill.

Zweyhundert und sieben und dreißigster Brief.

Die erste Eigenschaft, die man von jenem Schriftsteller aufs billigste fodern kann, ist wohl, daß er die Sache von der er schreibt, vollkommen verstehe; Wie häufig wider diese erste Regel von vielen Schriftstellern gesündiget werde, liegt leider in Deutschland, so wie in andern Ländern genug am Tage. Wir finden allenthalben Philosophen und Kunstrichter, ja Gottesgelehrte, Aerzte, Naturforscher u. s. w. in Menge, die bloß deswegen schlechte Bücher schreiben, weil sie in der Materie, von welcher sie handeln, nicht genugsam bewandert sind. Doch sind solche Schriftsteller zum Theil noch zu entschuldigen; sie glauben zuweilen, sie hätten doch ein gewisses Studium von Jugend auf getrieben, sie hätten vieles davon gelesen, und auch manches erfahren; — Die angewandte Mühe also, macht, daß sie glauben, sie wären ihrem Gegenstande genugsam gewachsen. — Dis hat einige Wahrscheinlichkeit und entschuldigt also den Schriftsteller,

viel-

vielleicht — Aber wie kan jemand, der bloß aus einer seichten Erkundigung, aus einer flüchtigen Lectüre von einer Wissenschaft etwas weiß, glauben, daß er nun davon vollkommen unterrichtet sey, und welche Stirne gehöret dazu, sogleich ein Buch davon zu schreiben, zu urtheilen, ja Meister zu tadeln.

Der Beschluß künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 10. Junii 1762.

Beschluß des zweyhundert und sieben und dreißigsten Briefes.

Diese Betrachtungen erinnern mich an einen Schriftsteller, von dem ich Ihnen schon lange eine Nachricht versprochen habe.* Er hat die Dreißigkeit gehabt, von der Kupferstecherey und Malerey zu schreiben, ja davon in dem Tone eines sehr wohl unterrichteten Kenners zu sprechen, ob er gleich, wie man offenbar siehet, mehr nicht davon weiß, als was er stückweise in Unterredungen mit einigen Künstlern mag aufgefangen haben; oder was er aus einigen Handbüchern schlecht verstanden, und noch schlechter abgeschrieben hat.

* S. den 187ten Brief.

Und wo glauben Sie denn wohl, daß Sie diese seinsollende Theorie und Historie einer Kunst zu suchen haben, die einen Raphael und le Brün unsterblich gemacht hat. — Sie sollten es wohl schwerlich rathen! — Wissen Sie also, daß der sinnreiche Verfasser * den Mahler mitten unter den Peruquenmacher, den Zinngiesser, den Gürtler und die Weberstühle setzet! Ich habe zwar eigentlich nichts dawieder, daß man in einer allgemeinen Beschreibung der Handwerke und Künste auch die Malerey beschreibe; aber bloß den Mechanischen Theil der Kunst, und keinesweges die göttliche Wissenschaft die Sitten und die Leidenschaften der Menschen zu schildern, die den Künstler unendlich über den gemeinen Handwerksmann erhebt, und ihn in die Reihe der größten Dichter und Weltweisen setzet.

Schon des Herrn V., obschon sehr unzulängliche Erklärung des Wortes Kunst, hätte ihn auf diese Anmerkung führen können. „Unter dem „Worte Kunst, sagt er, verstehe ich diejenige

„Me-

* Hallens Werkstücke der heutigen Künste, 1ter Theil. Brandenburg bey Hallen in 4to.

„mechanische Handgeschicklichkeit, durch
„welche, vermittelst gewisser Werkzeuge ein na-
„türlicher Körper zur Waare gemacht wird.„
Schickt sich diese Erklärung auf die göttliche Kunst
eines Rubens, oder Lairesse, ja nur auf einen
Sachleben Konink oder Dubuisson? Aber
auf den mechanischen Theil der Malerey schickt
sie sich, den der Tapetenmaler, der seine Patrone
durchstreicht, sowohl inne haben muß, als der Künst-
ler, der den zürnenden Jupiter schildert.

Wenn der Herr Verfasser ein wenig Selbster-
kenntniß hätte, so würde ihm ohnfehlbar auch fol-
gende sehr natürliche Anmerkung eingefallen seyn:
Man kan durch einige Erkundigung sehr leicht
Nachricht von dem mechanischen Verfahren in
einer Kunst, von dem Namen und dem Gebrauche
der Werkzeuge u. d. gl. einziehen, aber man ist
deswegen noch nicht von der Kunst selbst dermassen
unterrichtet, daß man vollkommen von den Wer-
ken derselben urtheilen könne. Ich wette z. E.
daß der Herr Verfasser, ob er gleich so weitläufig
den Perüquenmacher und den Zinngiesser
schildert, dennoch nicht im Stande seyn wird,

von

von der Güte und den Fehlern einer Perucke, oder einer zinnernen Terrine zu urtheilen. Ist es nun ausgemacht, daß man durch blosse Erkundigungen, das innere auch der simpelsten mechanischen Kunst nicht begreifen kan. Wie hat er sich denn schmeicheln können, in kurzer Zeit die Malerey begreifen zu können, die so viele Kräfte des Geistes und ein so weitläuftiges Studium erfordert, worüber in so verschiedenen Sprachen so viele Bücher geschrieben worden, deren Theorie so viele gründlich davon unterrichtete Schriftsteller, erläutert, und dennoch nicht vollkommen gemacht haben. Wie hat er sich schmeicheln können, aus ein Paar Handbüchern so viel Erkantnis erlanget zu haben, um von der Theorie, ich sage nicht des mechanischen, sondern des Erhabenen Theils der Malerey mitsprechen zu können. Und was kan ihm hiezu die Erkundigung bey einigen Künstlern helfen? Von der Kunst mit Künstlern zu sprechen, setzt eine grosse Einsicht in die Kunst selbst voraus, oder die Unterredung wird sehr unfruchtbar seyn. Man wird dem Erkundiger sehr leicht zeigen, auf welcher Seite der Palette das Loch

ist,

ist, oder daß die Staffeley drey Füsse hat, aber man wird nicht von den Tinten reden können, vermittelst welcher Titian Fleisch oder Ostade und Schalken, Licht mahlten.

Cui lecta potenter erit res
Nec facundia deseret hunc, nec *lucidus ordo*.

sagt Horaz. Im Gegentheil, wer nicht genug gelesen und nicht genug nachgedacht hat, dem wird Unordnung und Verwirrung auf allen Schritten nachfolgen. So gehet es auch unserm Herrn H.; er hat was er in Büchern gelesen nur halb verstanden, schielend und öfters grundfalsch angewendet, sonderlich, wo er seiner Meinung nach etwas hat verbessern wollen. Dazu kömmt die größte und beynahe unbegreiflichste Unordnung; da man sehr oft siehet, daß er eine Anmerkung nur bloß dahin setzt, weil sie ihm gleich eingefallen ist, ohnerachtet sie mit der vorgetragenen Sache in sehr geringer Verbindung stehet. Urtheilen Sie, was hieraus für ein Mischmasch entstanden ist: Wer auch nur eine mittelmäßige Kentniß der Malerey hat, muß erstaunen, wie der V. mit solcher Dreistigkeit von Sachen redet, darin er ganz un-

wissend ist. Ich begreife nicht, wie man so ungescheut der Welt Staub in die Augen streuen, und den Leser hintergehen darf, der doch entweder Nutzen oder Ergetzen sucht, und in einer so verwirrten Schrift ohnmöglich eins von beiden finden kan. Wenn man aus des Hrn. V. Beschreibung, einem jungen Menschen etwa eine Idee von der Malerey machen wollte, wie verwirrt und unvollkommen würde sie werden! Nichts stehet an seinem rechten Orte, fast alle Blätter wimmeln von Fehlern, von Sätzen die zum Theil grund- falsch, zum theil schielend und unverständlich sind, und die wahren Sachen sind in solcher Unordnung unter einander gemischet, die ziemlich zeiget, wie gründlich und ordentlich die Kentniß des Herrn V. seyn muß.

S.

Zwey-

Zweyhundert und acht und dreißigster Brief.

Damit ich mein hartes Urtheil über des Herrn Halle Beschreibung der Malerey und Kupferstecherey rechtfertige, muß ich Beweisgründe dazu anführen. Es wird nicht möglich seyn, diese Schriften im Ganzen zu beurtheilen; denn die Unordnung die darin herrscht, macht, daß nichts richtig zusammenhängt, und also auch nichts richtig auseinander gesetzet werden kann. Ich werde bloß der Seitenzahl folgen, und Ihnen nur einige falsche und unverständliche Sätze hersetzen, die ich im Durchlesen angemerkt habe, sie werden daraus leicht auf das übrige schliessen können.

Ich mache also mit der Kupferstecherey den Anfang, weil es dem Herrn H. ich weiß nicht warum gefallen hat, sie zuerst vorzunehmen. Mich dünkt die Kupferstecherey setzet doch die Zeichnungskunst und Malerey voraus.

Ich behalte mir vor, in einem künftigen Briefe mit Ihnen von der Schreibart des Herrn H.

 und

und von dem unerträglichen Gewitze der darin herrschet, zu sprechen. Damit Sie aber doch einen kleinen Vorschmack davon haben, kann ich nicht umhin Ihnen den Perioden, womit er seine Abhandlung über die Kupferstecherey anfängt, und ohnfehlbar gemeint hat, etwas sehr sinnreiches zu sagen.

„Der Kupferstecher verewiget die sterblichen „Farben des Malers durch eherne Denkmahle; „er ziehet den Farben ihr buntes Kleid ab, und „umhängt die gemahlten Gedanken mit einem „schwarzen weitläufig gewebten Flore, dessen „Fäden und Näthe insgesammt grob scheinen; „sie verwandeln sich aber unter den Blicken des „Betrachtenden zu Wesen, die mit ihren gera„den, krummen, geschlängelten Zügen, ein Paar „Schritte vom Auge, ein zusammenhängen„des Liniengewebe bilden, oder gleichsam allen „natürlichen Körpern ihre wesentliche Fleisch„fasern mit einzeichnen; so wie die Farben des „Malers würklich in einander gemischt seyn „müssen, wenn sie das Auge rühren und denselben er„habene Dinge auf einer Fläche vorspiegeln sollen.

Ist

„ Ist wohl ein ärgeres Galimathias zu finden! Nachdem sich nun der Herr V. mit solchen Blümchen noch etwas aufgehalten, findet er vor gut um sich die Miene eines Kenners zu geben, die Wirkung der verschiedenen Arten der Kupferstecherey mit einander zu vergleichen. Er thut dis aber auf eine so unglückliche Art, daß er gleich auf der ersten Seite einen Fehler macht, der die gröbste Unwissenheit verräth; „Die Nadel sagt „er, gefiel dem Bewunderer abstracter Feinhei„ten; die schwarze Kunst ward ein Liebling derer, „die die Kupferstiche schon malerischer verlang„ten.„ Nicht doch! sondern vielmehr gerade umgekehrt: das Radiren ist am meisten Malerisch, und die schwarze Kunst möchte cæteris paribus eher etwas trockenes an sich haben.

Auf der folgenden Seite macht der V. eine recht kindische Beschreibung der schwarzen Kunst; die noch dazu so unverständlich ist, daß jemand der nicht weiß, was die schwarze Kunst für ein Ding ist, sich ohnmöglich wird daraus vernehmen können: „Die schwarze Kunst überpflügt ihre „Platten ganz mollig, und beschabet die lichten

„Stellen, die Schatten bleiben rauh und unbe-
„baut liegen, und sie besetzen alle krause Anhöhen
„der Platten. Der Grabstichel arbeitet in der
„Tiefe; der Schwarzkünstler gräbet sich gleich-
„sam nur allmählig in die Tiefe des Schatten-
„reichs herab.„

S. 199. Wer kan wohl den V. verstehen,
wenn er sagt, „der Polirstahl müsse auf der Leh-
„ne eines hölzernen Stuhles in einem spielenden
„Nagel ruhen.„ Der Nagel ist ja auf dem
Stuhle sehr feste eingeschlagen, und nur der Po-
lirstahl muß frey gehen, oder spielen, wenn man
es so nennen will. Doch braucht es dieser Weit-
läufigkeit überhaupt nicht, man darf den Polir-
stahl nur an die Schulter anlegen. Aber über-
haupt, warum redet der Herr V. im Kapittel
vom Radiren, vom Polierstahl und Papierschirm?
Beides brauchen ja alle Kupferstecher, auch wenn sie
nicht radiren. Aber es ist einmahl des V. Ge-
wohnheit, alles dahin zu werfen wo es nicht
hingehört.

S. 202. heißts vom Radiren: „Man suchte
„das wilde wölligte Kleid der Bäume, das

„schwim-

„schwimmende Wesen der Wolken nachzuah„men.„ Wer seine Bäume wolligt radiren wollte, würde bey Kennern der guten Landschaft wenig Ruhm erwerben; eben so schiekend ist der Ausdruck, das schwimmende Wesen der Wolken.

S. 207. „Das Portrait ist die vornehmste „Hervorbringung des Grabstichels.„ Ein grundfalscher Einfall! Es werden die größten Historien von Grund aus gestochen. Der Herr V. muß wohl niemals Stücke von Müller, Golzius, Edelink gesehen haben. Auf der andern Seite wird auch wohl bey sehr vielen Portraits der Anfang mit dem Radiren gemacht. Denn das ein grosser Wille seine Portraite von Grund aus stiche, scheinen viele Künstler, die die Arbeit zu fördern haben, nicht nachahmen zu können.

S. 210. Stehet von den Portraiten des Königs eine sehr unglückliche Stelle. Jedermann weiß, daß von allen Bildnissen kein einziges ähnlich ist. Selbst dasjenige, das von dem größten itztlebenden Kupferstecher gestochen worden, hat die wenigste Aehnlichkeit. Wie kan denn der V. so

unbehutsam sagen, daß man in den in Kupfer gestochenen Bildnissen dieses Helden seinen Geist lesen könne. Man möchte hier ausrufen, ubi judicium!

S. 211. „Alle Kupferstiche des Grabstichels „sehen viel glätter sanfter und bleicher, als die „radirten Sachen aus. Sie füllen ihre Figuren „mit einem edlern Stolze, mit längern und „gradern Schatten aus.„ Diese Stelle ist in den Augen eines Kenners würklicher Non-sense. Der Grabstichel wird, wenn er gut gebraucht wird, cæteris paribus allemahl mehr Krafft geben als die Nadel, folglich können seine Werke ohnmöglich bleicher seyn. In vielen Fällen kan die Nadel sanfter seyn, als der Stichel. Und was soll, edlerer Stolz und längere und geradere Schatten? welche abentheuerliche Begriffe! die Masse des Schattens und des Lichts, theilt der Maler aus und der Kupferstecher so wenig als der Radirer kan etwas daran ändern.

S. 212. Das Kapitel von der Schwarzen-Kunst, ist noch verwirrter untereinander geworfen, als alles übrige in der ganzen Abhandlung. Die Sachen

Sachen liegen untereinander velut. ægri somnia. Gleich im Anfange giebt der V. eine sehr unzulängliche Nachricht von der schwarzen Kunst. (Er meint z. E. die Platte würde durch das Schwarzekunsteisen gegründet, wie langweilig würde dis nicht bey etwas grössern Platten seyn? Es ist ja jedermann bekannt, daß diese Platten vermittelst besonderer stählernen Walzen auf einmahl gegründet werden; Hiervon redet der V. als von einer Maschine die nur in Augspurg gebräuchlich sey.) Kaum ist er noch hiemit fertig, so fängt er S. 212. wieder an, das Stechen, Radiren und die schwarze Kunst zu vergleichen. S. 213. saget er ein Paar Worte von dem Nutzen der Kupferstecherey. S. 214. Komt er auf die Künstlerhistorie; führet eine Anzahl Kupferstecher an; redet von den itztlebenden Kupferstechern, und komt S. 220 wieder auf die schwarze Kunst zurük. — Wer muß nicht über ein solches Chaos erstaunen! doch wenn man das ganze Buch durchliefet, so findet man noch viel mehr solche Beyspiele.

Die

Die ebengedachte Vergleichung der drey Arten des Kupferstichs, ist so falsch und unrichtig, als möglich. „Kinder der Radiernadel, sagt er, „sind alle ganz kleine Kupfer, als in Büchern die „Vignetten. — Plane von Städten, Karten, — „alle kleine Historien und überhaupt alle Sa„chen, welche weder das Zärtliche eines „Menschengesichts, noch das glänzende „Wesen des Metalles ausdrücken sollen.„ In was für Schranken will hier der V. das Radiren einschliessen; sollte man nicht denken, es könte bloß zu kleinen Sachen gebraucht werden: hat man aber nicht die größten radirten Blätter in grosser Menge, z. E. von le Fevre, P. Testa, Merian, C. Meyer u. a. Wie viele Vignetten und kleine Historien sind hingegen nicht gestochen worden, und können noch alle Tage gestochen werden. Landcharten werden wegen der vielen Schrift öfter gestochen als radirt. — Am Ende schreibt der V. wieder den gröbsten Nonsense hin; was will er wohl mit der Zierlichkeit eines Menschengesichts und dem glänzenden Wesen des Metalls sagen? Es ist unbegreiflich; nur

nur so viel siehet man sehr deutlich, daß er von den Schranken des Stechens und Radirens ganz durchaus unrichtige Begriffe hat.

„Ein Schwarzkünstler hat überhaupt, nur „einen richtigen Begriff von der Zeichnung, Schat„ten und Licht, und eine melancholische Dose „von Gedult nöthig.„ Begrif von der Zeichnung etc. auch Geduld muß sowohl der Stecher und Radirer haben, als der Schwarzekunstarbeiter; warum aber die Geduld des letztern melancholischen seyn sollte, ist nicht abzusehen.

„Rembrant hat in der schwarzen Kunst sehr „schöne Sachen geliefert.„ O si tacuisses! Wenn doch der Herr V. nicht von Sachen reden wollte, darin er so sehr unwissend ist. Wenn man dem Herrn V. gewisse Blätter von Dietrich vorlegen sollte, so würde er sie ohnfehlbar auch wohl für schwarze Kunst halten.

„Die Stechkunst liefert uns die Geschichte der „Religion, die Heidnischen und Christlichen Al„terthümer, geistvolle Sinnbilder, — Mün„zen, die Gemmen und Bildnisse des Alter„thums. — Schreckliche Menschen-Schlachten,

„dong

„donnernde Schanzen, volkreiche Städte.„ etc.
Thut denn nicht dieses alles auch die Radierkunst, und noch öfter als die Stechkunst? der Herr W. hätte nur beider Künste Schranken gar nicht bestimmen sollen, da er so wenig davon weis.

„Die Stechkunst liefert akademische Bildsäulen.„ Akademische Bildsäulen? was sind das für Geschöpfe. Es ist doch eine schlimme Sache, wenn ein Schriftsteller Wörter brauchen will, die er nur halb verstehet.

Es ist lustig, daß der Herr W. sagt, die Stechkunst liefere auch diese seine Werkstäte der Künste. Wenige Zeilen vorher hatte er gesagt, die Vignetten in den Büchern gehörten für die Radierkunst. Uebrigens sind die Vignetten in seinem Buche auch wirklich radiret.

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 17. Junii 1762.

Beschluß des zweyhundert und acht und dreissigsten Briefes.

Die Nachricht von den Kupferstechern, ist so unzulänglich als verwirrt. Kupferstecher und Radirer sind untereinander geworfen, und es fehlen auch verschiedene geschickte Meister. Viele Namen sind falsch, als Baccio Baldini anstatt Baldini, Mantinge anstatt Mantegna, Cheklin anstatt Chereau. Sollten Sie sich wohl vorstellen, daß der Verf. unsern alten rechtschaffenen Albrecht Dürer nicht recht einmahl kennet. Er nennet ihn S. 213. 214 und 215 dreymahl Albrecht Dürre, zum Zeichen, daß er ohne Nachdenken einen Französischen Schriftsteller ausschreibt, welche diesen grossen Mann gemeiniglich Albert Dürer zu nennen pflegen.

„Bartel Sprangen und Egid Sadeler, welcher anfänglich ein Büchsenmacher war, lebten beide am Hofe K. Rudolph II.„ Sprangen ist ein bekannter Maler, der aber, so viel ich mich

erinnere, niemals den Stichel geführet hat. Aegidius, der jüngste unter den Sadelern ist wohl niemahls ein Büchsenmacher gewesen, aber von Johann Sadelern dem Aeltesten ist dieses bekannt. (Abraham Blömaert, den der [illegible] war kein Kupferstecher, sondern ein Maler, sein jüngster Sohn Cornelius, war ein Kupferstecher.

Der Herr V. urtheilt von den größten Künstlern mit einer ungemeinen Dreistigkeit. Vom Heinrich Golzius, einem Manne, der wohl so viel erfunden hat, als irgend ein Kupferstecher, sagt er: manches ist seine eigene Erfindung. Von Romeyn de Hooghe heißt es: er habe nicht ganz den Geschmack und selten richtig gezeichnet! Seine Werke stecken voll Allegorien, welche aber zum Unglück größtentheils nicht zu verstehen wären. Woher mag doch wohl der Verf. dieses elende Urtheil abgeschrieben haben? denn er selbst hat wohl von Romeyn de Hooghe niemals ein Stücke gesehen, wäre auch wohl gewiß sehr unfähig davon zu urtheilen. De Hooghe zeichnet mehrentheils richtig, ob gleich vielleicht selten schön. Seine Allegorien, sonderlich seine satyrischen sind mehrentheils verständlich genug. Die Kupfer zu seinem

nem Buche, Hieroglyphica genannt, sind freylich eher hieroglyphisch als allegorisch.

Das unverschämteste Urtheil aber ist wohl das, das er über den jüngern Picart fällt; dieser Mann, der durch seine reiche Compositionen, durch seine sinnreiche Allegorien, durch seine trefliche Zeichnung, einen unsterblichen Ruhm verdienet. Der V. meinet, er habe allzu sauber gestochen: „Er würde noch mehr Bewunderung verdienen, wenn diese Sauberkeit nicht bisweilen „übertrieben schiene, wiewohl der mühsame Reiz „auch das Glück hat, Halbkennern das Herz zu „rauben.„ Halbkennern? Sollte man wohl glauben, daß hier von einem Manne wie Picart die Rede wäre; man sollte eher denken, es wäre von einem Bernigeroth, Schleuen, Sylvang oder dergleichen Leuten die Rede, die nichts als einen saubern Strich, aber ohne Verstand zu machen wissen.

An den Perellen (nicht Perille) lobt der V. ein reizendes Laub (Baumschlag;) Kenner pflegen sonst zu bemerken, daß derselben Baumschlag öfters steif und [illegible] sey; wenigstens sind sie gewiß in diesem Theile der Landschaft, keinesweges Orakel, wie sich der Verf. einbildet.

Dis mag für heute genug seyn, von des Herrn H. Abhandlung von der Kupferstecherey, Sie sehen aus meinen flüchtigen Anmerkungen bereits, daß er, weit gefehlt, von dem innern der Kunst gehörig unterrichtet zu seyn, sich nicht einmahl, wie er doch leicht hätte thun können, gehörig nach dem äussern oder mechanischen Theile der Kunst erkundiget hat. Er hat einige halbverstandene Nachrichten, ohne Nachdenken aufs Papier gebracht, und ohnerachtet er, in der wahren Kentniß der Kunst ganz fremde ist, dennoch nach seiner Art verändern und verbessern wollen, woraus denn öfters die seltsamsten Dinge entstanden sind.

Ich finde itzt eben von ohngefehr eine solche Ungereimtheit, in der Abhandlung vom Formenschneiden. Es heißt: „Ein Holzschnitt im Buchsbaum „leidet eine Million Abdrücke.„ Hat der Hr. V. wohl bedacht, daß zu einer Million eintausend mahl tausend Einheiten gehören! und ein Abguß in Metall, den man der Dauerhaftigkeit wegen zu machen pflegt, wird nach des Herrn V. Rechnung also wohl einige Millionen Abdrücke aushalten sollen.

S.

Zwey=

Zweyhundert und neun und dreißigster Brief.

Ich muß Ihnen auch noch von des Herrn Hälle Abhandlung über die Malerey, einige Nachricht geben. Herr H. bleibt sich immer gleich, er schreibt immer mit gleichem Mangel an Kenntniß und doch mit gleicher Suffisance. Seine Schreibart bleibt immer gleich affectirt und undeutlich! Gleich der erste Gedanke der eine Art von Definition, der Malerey vorstellen soll, ist so windschief und übel angebracht, als möglich; Es heißt: „Die Malerey beschäftiget sich, das Sichtbare in „der schönen oder auch krüplichen Natur und „Kunst, auf geraden oder gebogenen Flächen, „mit Farben erhaben nachzubilden.„ Merken Sie hier wohl den Menschen, der einmahl hat davon reden hören, daß die Malerey die schöne Natur nachahme. Durch dis Wort meint er, würden schöne Gegenstände in der Natur verstanden, weil nun ein Maler auch unangenehme Gegenstände, oder Werke der Kunst mahlen kan, so will er die Definition durch die Worte Krüp-

lich und Kunst verbessern. Welche Armseligkeit! Wenn es übrigens einerley ist, ob die Fläche gerade oder gebogen ist, so durfte er ja nur schlechtweg Fläche sagen; Wie komt er aber dazu, zu sagen: die Malerey ahme auf einer Fläche erhaben nach? dis thut ein Baßrelief und nicht eine Malerey; nimt er aber das erhaben in kritischem Verstande — so haben vermuthlich nach seiner Meinung Brouwer oder Ostade wohl nicht gemahlt.

Seine Theorie der Malerey fängt Herr H. auf eine besonders gelehrte Weise an. Hören Sie zu: „Die Phisik ist der erste Leitfaden für „den Maler. Diese lehret ihn, daß das Auge „von allen Sachen, die es siehet ein verkehrtes „Bild empfängt, und daß das Auge die Spitze „von diesem Winkel wird, dessen beide Schenkel „den obern und untern Rand des Objects an„streifen. Man erfährt, daß der kleinste Winkel, „unter den Sachen gesehen werden können, etwa „eine Minute groß ist, und daß man halbbeschiene„ne Sachen ohngefehr 3000 mahl so weit sehen „kan, als sie groß sind; daß diese Weite mit der

„Stär-

„Stärke des Lichtes ab und zunimmt, daß ein
„Auge eben desselben Menschen schwächer siehet,
„als das andere und daß das schwächere stärkere
„Bilder hervorbringt.“ Was mag doch wohl
der W. mit dieser übelangebrachten und unver-
dauten Gelehrsamkeit haben wollen, und was soll
in aller Welt ein Maler damit machen? Polidor,
Rembrant oder Rubens, die das Clairobscür
so trefflich verstanden, haben sich wohl niemahls
bekümmert, ob der kleinste Sehewinkel eine Mi-
nute groß sey, noch weniger ob ein Auge eben des-
selben Menschen schwächer sehe, als des andern.
Ueberhaupt möchte einem Maler die Kenntniß der
Oele und Farben nöthiger seyn, als des W. ganz
unbrauchbare Physik.

Herr W. kommt nun, er mag selbst am besten
wissen wie? auf die Leidenschaften, von denen er
eine Weile lang schwatzet. Noch unerwarteter aber
fällt er mit einmahl auf die Naturgeschichte. Hö-
ret Sie doch, was er davon vorbringt:

„Noch unzählige Dinge mehr, lehret die Na-
„turhistorie, und unter andern auch noch diese;
„daß oft angestrengte Gliedmaßen stärker wachsen.“

„Sie machet uns mit der Farbe, der Bildung,
„den Sitten, Gebräuchen, dem Bart- und
„Haarverschneiden, dem Wuchse der verschiede-
„nen Völkerschaften der heutigen Erde bekannt.“
Ei! Ei! ums Himmels willen Herr H. wo
gerathen Sie hin, wie können Sie immermehr in
der Naturhistorie Nachrichten von Sitten und
Gebräuchen, in von Bart- und Haarver-
schneiden suchen. Bedenken Sie sich doch nur
ein klein wenig, ehe Sie etwas schreiben! In dem
was Sie unmittelbar darauf von der Proportion
und dem Unterschiede des Männlichen und Weib-
lichen Geschlechts sagen, verrathen Sie wieder
ihre Unwissenheit auf eine recht merkliche Art.
Der Maler und allenfalls auch derjenige, der die
Naturhistorie studiert, bemerket an einem nackten
Manns- oder Frauenskörper gewisse Unterschiede
in den Proportionen, die einem jeden Geschlechte
eigenthümlich seyn; Sie mein Herr verstehen die-
ses nicht, und fangen an, von den Fehlern der
Bildung zu schwatzen, die bey beyden Geschlech-
tern durch das Pressen der Kleidung entstehen.
Hiermit hat die Naturhistorie ja nichts zu thun,
und auch der Mahler braucht diese Bemerkung
nicht

nicht eher, als bis er nach der Natur zeichnet, da ihn denn sein Lehrmeister lehret, die Fehler des Modells zu verbessern, und sich an die schöne Natur zu halten, davon Sie mein Herr, wie wir oben bemerket, gar keinen Begriff haben.

Herr H. ist wirklich ganz unausstehlich: Selbst die bekanntesten Sachen weiß er nicht richtig und verständlich vorzutragen. Hören Sie einmahl an, was er S. 284 von der Perspectiv plaudert:

„Die Perspectiv lehret den Mahler entfernte „Sachen proportionirlich verkürzen, er wendet „ihre Regeln allemahl auf die Natur und das An„ge selbst an; indem ein Perspectiv an sich, nichts „als eine lahme Natur hinzeichnet. — Um „Figuren nach den Regeln der Perspective zu „zeichnen, muß man einen Augenpunkt haben, „d. i. einen von der Tafel am meisten entfern„ten Punkt.* etc. — Man hat noch eine Vö„gelperspectiv, welche lehret, wie Sachen „z. E. der innere Raum eines Pallastes, von „oben mit dem Auge der Vögel angesehen „werden können.“ Wie? die Perspectiv sollte

[illegible] Z 5 uns

* Herr H. hat dis ohne Verstand aus Pernetys Dictionnaire S. 455 ausgeschrieben.

uns lehren dirsehen? sie lehrt ja aufzeichnen; und mit dem Auge der Vögel! wer kann diesen widersinnischen Ausdruck verstehen! die Franzosen nennen perspective à vue d'Oiseau, perspective Zeichnungen, die einen sehr hohen Augenpunkt haben, so wie uns die Objecte etwa erscheinen mögten, wenn wir so hoch als ein Vogel säßen. Wenn übrigens der Herr B. etwas von der Mahlerey verstanden, und nicht bloß nachgeschrieben hätte, so würde er hier eher etwas von der Luftperspectiv gesagt haben, welche der Mahler viel nöthiger braucht, als diese Vögelperspectiv.

Ich muß nur machen, daß ich mit dieser untheoretischen Theorie der Mahlerey zu Ende komme, und will also nur eine Anzahl Blätter überschlagen, wo sich sonst eine reiche Erndte von Thorheiten würde machen lassen. Z. E. S. 286 hören Sie lesen, „daß die Alten das mühsame „Genie besassen die Fehler der Natur zu Schön„heiten zu machen.“ S. 290. „Daß sich der „Zeichner nach dem Modell, dem Natur nähert.“ S. 292. „Daß die Falten an den Gewändern „angenehm widersinnisch laufen müssen.“ S. 306.

S. 306. „Daß übertriebene Grössen, komisch „werden.„ Und dergleichen Sächelchen mehr.

Nur eine einzige Stelle muß ich noch berühren, wo der Stolz eines Unwissenden gar zu unerträglich sich merken läßt: S. 294 heißt es:

„Man stellt das nackte Modell dergestallt, daß „die Länge seines Pflasterschattens (denn „Schlagschatten scheinet mir ein barbarisch „Mahlerdeutsch zu seyn.„) — Ist es nicht unerhört, in einer Kunst, in der man gar nicht zu Hause ist, so dreist zu tadeln? Und wo hat der Herr V. gefunden, daß Kunstwörter, die seit langer Zeit von allen Künstlern gebraucht und verstanden werden, barbarisch sind? Ihm als einem der Malerey Unkundigen, ist vielleicht, ich weiß nicht warum, das Wort Schlagschatten fremd vorgekommen. Aber Künstlern würde sein Pflasterschatten, der ohnedem die Sache gar nicht deutlich ausdrückt, weit fremder und unverständlicher vorkommen. Ich möchte auch wohl wissen, ob er dieses Wort von dem Steinpflaster oder von dem Pflaster das auf der Wunde liegt, herleiten wolle.

Eine

Eine neue Probe der beliebten Unordnung des Herrn B. ist, daß hier in der Theorie der Malerey, die Zubereitung der Farben gelehret wird: die darin befindlichen Fehler, z. E. daß der Zinnober im Oehle seine lebhafte Röthe verliere, mögen immer mit den übrigen Fehlern hinschleichen, die ich Ihnen nicht anzeigen kann, indem ich sonst das halbe Buch abschreiben müßte.

S.

Zwey-

Zweyhundert und vierzigster Brief.

Den Abschnitt von der ausübenden Malerey hat Herr Halle fast wörtlich aus des Benedictiners, Dom Pernety, Traité pratique sur les differentes manieres de peindre gezogen, welcher desselben Dictionnaire portatif de Peinture als eine Einleitung vorgesetzet ist. Es ist sonderbar, daß Herr H. dieser Quelle, der er doch alles zu danken hat, nicht mit einem einzigen Worte gedenket. Er folget dieser Abhandlung Fuß vor Fuß nach, nur weil er doch selbst gern ein Original seyn will, verkürzet und erweitert er sie, wirft vieles durch einander, und kleidet alles in seinen figürlichen und undeutlichen Styl ein, so daß nun dieser Abschnitt den übrigen so ziemlich ähnlich bleibt.

Das Gute also, das in diesem Abschnitte zu finden ist, gehöret dem P. Pernety zu, die vielen untermischten Thorheiten, und Fehler aber, wird sein Uebersetzer wohl auf seiner eigenen Rechnung behalten.

Ich muß Ihnen doch an ein Paar Stellen, die gleich im Anfange vorkommen, zeigen, wie Herr H. mit des P. Pernety Abhandlung umgehet. Sie werden auch daraus sehen, daß Herr H. wirklich wörtlich übersetzt, aber mit wie vielem Nachdenken er übersetzt; wie richtig er seinen Autor versteht, und wie viel er von der Sache selbst verstehen mag, wird Ihnen auch in die Augen fallen.

Pernety sagt von der Malerey mit Wasserfarben:

„On n'employe gueres aujourd'hui la „Peinture à detrempe *en grand*, que dans les „Decorations des Theatres, & dans les Fêtes „publiques, soit qu'on pense mal-a-propos „*qu'elle ne peut subsister long-temps*; soit qu'on „n'y trouvé pas ce coup d'œil flatteur qu'ont „les autres manieres de peindre, soit enfin „qu'on trouve trop de difficultés à la bien „exécuter. Quoiqu'il en soit, elle est au„jourd'hui bannie des Eglises & des Palais; „& si on l'employe dans les appartemens, „c'est tout au plus pour tirer quelques mou-

„lures

„lures de panneaux; on l'a releguée chez les „*Peintres de Tapiſſerie*, où elle ne ſe ſoutient „pas avec honneur; parce qu'elle ne vaut rien „en effet pour cet uſage. Elle blanchit, elle „s'evanouit, &, au bout d'un Temps il ne „reſte *de la Tapiſſerie* qu'une toile ſalie de „couleurs indeciſes; ce qui vient de ce qu'ils „employent beaucoups de Teintures tirées „des vêgêtaux, qui ne tiennent pas à l'air. On „ne doit cependant pas de la porter ſon Juge„ment ſur la durée de cette Sorte de Peintu„re; la bonne dêtrempe ſe ſoutient parfaite„ment: J'en ai vû dans les appartemens de „M. Joſeph-Ignace Parrocel, exêcutée de ſa „propre Main *ſur les Murailles*, qui s'eſt ſou„tenue dans toute ſa beauté depuis nombre „dannées.„

Herr H. ſpricht. S. 308 folgendermaſſen: „Heut zu Tage werden nur die Verzierungen auf „den Schaubühnen, und in den feſtlichen Freu„den, dieſer Art von Malerey überlaſſen; und „man läßt es ſich gefallen, wenn die Waſſer„farben mit der Zeit ausbleichen, und dergleichen „Dinge

„Dinge, denen man keine lange Dauer zutraut,
„in den Tapeten endlich wieder untergehen, weil
„man eine Menge Saftfarben dazu anwendet,
„die doch an der Luft verschiessen, wie wohl die
„Wände öfters diese Mahlereyen lange genug
„erhalten.„

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 24. Junii 1762.

Beschluß des zweyhundert und vierzigsten Briefes.

Pernety fährt fort:

„Avant l'Invention de la Peinture à „l'huile, on ne peignoit qu'à Fresque ou à de„trempe, si l'on en excepte les Anciens; & „l'on voit encore en Italie & en France des „peintures à detrempe sur le plâtre, qui mal„grè le laps de plusieurs Sièclès, conservent „encore plus de fraicheur que l'huile même. „Cette Sorte de Peinture a encore l'avantage „qu'étant exposée à quel Jour ou lumiere qu'on „voudra, elle fait toujours son effet, & plus „le Jour est grand, plus elle paroît vive & „belle; de plus, les Couleurs une fois séches „ne changent jamais, tant que le Fond sur le-

„quel elles sont appliquées, subsiste. La Rai„son en est que les Couleurs y sont employées
„comme elles sortent du Sein de la terre. La
„colle ou la gomme qu'on y mêle pour les
„rendre plus adherentes, les changent si peu,
„que quand la Couleur appliquée a acquise le
„degré de siccité convenable, elle reprend sa
„premiere Fraicheur & son premier état.

„Une bonne détrempe exécutée sur un en„droit de platre bien sec, est au bout *de six*
„*mois* en etat de souffrir sans alteration *des plu-*
„*yes assez longues*; que ne feroit elle donc pas
„à l'abri de l'humidité? *Il est etonnant que les*
„*Peintres la négligent si fort; elle leur seroit avan-*
„*tageuse & au Public*; parce que la detrempe
„s'exécutant tres-vite, l'Artiste feroit plus
„d'ouvrage & *a meilleur marché*; & ceux qui
„employent les Artistes, auroient la satisfaction
„d'une Jouissance plus promte.„

Und Herr H. fährt auch fort:

„Man mahlte nur mit Wasserfarben und in Fres„ko, ehe man die Oelmahlerey erfand. Indessen
„weis man auch, daß bisweilen Wassergemählde

„dau-

„dauerhafter und lebhafter geblieben sind, als die
„mit Oel gemahlten, indem sie der Leim in seinen
„Schutz nimmt, die Lebhaftigkeit der Erdfarben
„als Erdfarben erhält, und diese nach sechs Mo-
„naten, auf einem trocknen Gipse, und an be-
„deckten Orten ohne Schaden fortdauern können;
„besonders da dergleichen Gemälde geschwin-
„der von der Hand gehen und wohlfeiler sind.„

Wie deutlich ist nicht alles im Französischen und welch ein Mischmasch ist im Deutschen daraus geworden. Gleich im Anfange ist das höchstnöthige *en grand* ausgelassen, denn im Kleinen werden die Wasserfarben auch noch zu andern Sachen als zu Dekorationen etc. gebraucht. Wie schön Herr H. sein Original verstehe, zeigt in der ersten Stelle das: Man läst es sich gefallen; Nicht doch! man beklagt sich ja darüber — und in der zweiten Stelle das in bedeckten Orten. Pernety sagt die Wassergemälde können nach sechs Moten lange Regengüsse aushalten? wenn sie aber bedeckt stehen, so schadet Ihnen auch wohl den ersten Tag der Regen nichts! Wer kan verstehen, was Herr H. in der ersten Stelle von den Tape-

ten und Wänden saget, wenn man nicht das Französische nachliefet, und wo mag wohl am Ende der letztern Stelle der Anhang: besonders da dergleichen herkommen, der sich zu dem vorhergehenden gar nicht schicket? der geneigte Leser beliebe aber nur die Französische Stelle anzusehen, da wird er finden was dazwischen fehlet!

Noch eine kleine übersetzte Stelle, die das Siegel auf dem Ruhm der Einsicht des Herrn H. in beide Sprachen und in die Sache selbst, drucken mag: Pernety sagt von der *Mosaique.*

„Quoique ce *travail* demande un *peu de Sci-* „*ence* dans la peinture, il est cependant facile „de juger, que son execution est *plutôt* un „ouvrage *de patience, que d'art.*„

Herr Halle sagt gerade umgekehrt. S. 314. „Wenn die pracktische Kunst des Malers, um „Vollkommenheiten zu liefern, zu dieser Arbeit „groß seyn muß, so muß gewiß seine Gedult un„gemein seyn.„

Nach diesen Exempel können Sie sich ohngefehr schon vorstellen, wie viel der Hr. H. von der schönen Abhandlung des Pernety verstanden habe; und daß sein

sein Auszug von Fehlern und unverständlichen Stellen wimmelt. Ich mag mich nicht weitläuftig damit abgeben, aber ich will Ihnen doch ein Paar grobe Ungereimtheiten hersetzen, damit Sie sehen, wie glücklich Herr H. ist, wenn er aus seinem eigenem Kopfe etwas hinzusetzet.

S. 326 heißt es: „Man pflegt aber eine Kupfer„platte zu vergolden, und darauf zu mahlen.„ Der Herr V. mag einmahl gehöret haben, daß man einigemahl in Paris schöngestochene Platten, nachdem eine Anzahl Abdrücke abgezogen worden, verguldet, und zur Ehren des Künstlers, aufgehänget hat. Wer hat sich aber jemals träumen lassen, eine kostbare Vergoldung wieder mit Oehle zuzudecken. Er mag auch wohl einmahl gehöret haben, daß einige Oehlmacher Goldblättgen auf ihren Grund zu legen gewohnt gewesen, und darauf gemahlt haben, um dadurch vermeintlich die Farben zu erhalten. Dis gehört aber hieher nicht. Wie man auf Kupfer zu mahlen pflegt, hat er ja aus dem Pernety S. 89. selbst hier S. 322 angeführt:

Herr H. meint S. 328. das Miniaturmalen schwäche die Augen, und er schlägt eine sehr poßirli-

che Art vor, den Augen ihre Stärke wiederzugeben: „Das Auge, sagt er, wird hier oft kurzsichtig, und „allemahl zu Weiten ungeschickt, wofern man es „nicht nach dem Malen auf kleine entlegene Sachen „z. E. auf die Reihen und Anzahl entlegener „Dachziegel, Wetterfanen anstrengt; um demselben „seine natürliche längliche Figur widerzugeben.„

Es würde sehr drolligt aussehen, wenn ein Miniaturmaler, nachdem er eine Zeitlang gemalet hätte, sich hinsetzen wollte, um entlegene Dachziegel zu zählen; und mich dünkt überdem, wenn man Augen, die vom Malen schon müde sind, noch anstrengen wollte, entlegene und schwer zu unterscheidende Sachen zu betrachten, man dieselben vielmehr verderben, als verbessern würde. Was Herr H. am Ende darunter versteht, dem Auge seine natürliche längliche Figur wiedergeben, mag er selbst am besten wissen, ich bekenne meine tiefe Unwissenheit.

S. 312 stehet ganz falsch: „Man könne beym „Freßkomalen das Verunglückte herausreissen, und „den Ort aufs neue betünchen.„ Dis ist ja bekanntermassen beym Freßkomalen ganz unmöglich.

Die

Die Malerhistorie hat Herr H. aus einigen Handbüchern zusammen geschrieben, aber in solcher Unordnung, daß ich, wenn mich nicht Zeit und Platz dauerte, fast auf jeder Seite ein Paar Fehler finden wollte, sonderlich sind die itzlebende Maler so verwirret erzählt, daß nicht allein alle Nationen und Schulen untereinander geworfen, sondern auch viele Namen falsch geschrieben, viele längstverstorbene Künstler unter die itzlebende gesetzt, und sehr bekannte itzlebende Mäler ausgelassen sind.

In dem Abschnitt von den Akademien findet sich wieder ein Beweis, mit wie vieler Dreistigkeit Herr H. seiner Unwissenheit ohngeachtet, sich zu urtheilen unterfängt. Er will, gewiß sehr ungebeten, die Frage beantworten, warum die vormalige Berliner Akademie keine grosse Männer hervorgebracht habe. Er meint ohngefehr, die Lehrer wären schlechte Leute gewesen; dis drückt er in seiner kauderwelschen Schreibart folgendermassen aus: „Allein welche Atlanten unterzog man „diesem Tempel, in welchem Helden ihre Lor„bern der Unsterblichkeit aufhängen sollen? Einen

„Terwesten, Gerike, Wiedemann, Leygebe;„ Augustin Terwesten, war ein sehr treflicher Maler, wider dessen Geschicklichkeit gar nichts einzuwenden ist; Er verdiente wahrlich nicht mit den übrigen freilich mittelmäßigen Künstlern in eine Classe gesetzt zu werden: der Herr V. hätte dis wohl wissen können, wenn er nicht in der Geschichte der Malerey gänzlich unerfahren wäre.

Nun bin ich endlich recht herzlich müde, dieses unnütze und seichte Werk durchzulaufen; Eben zu rechter Zeit legt mir der Herr V. S. 357 ein Paar Seiten schlechte Verse vor! Ja! ich gähne schon. Schlafen Sie wohl!

S.

Zwey=

Zweyhundert und ein und vierzigster Brief.

Ich habe Ihnen bloß von des Herrn Halle, Abhandlungen über die Kupferstecherey und Malerey Nachricht geben wollen, und auch diese Nachricht ist mir sauer genug geworden; Ich übergehe also die übrigen Nachrichten von Handwerken, die in seinem Quartbande enthalten sind. Diese Sachen intereßiren Sie und mich allzuwenig; andere, die sie näher angehen, mögen den Werth der davon gegebenen Nachrichten untersuchen. Und man hat mich versichern wollen, daß es z. E. in der Abhandlung von den Weberstühlen und in dem Goldarbeiter an unrichtigen Nachrichten auch nicht mangele.

Aber seine Schreibart kan ich nicht ganz vorüber gehen lassen; sie ist die fehlerhafteste, die zu erdenken ist! Dem gegenwärtigem Werke, wäre die simpelste und ungeschmückteste Schreibart, die ihr hauptsächlichstes Verdienst in der Deutlichkeit suchte, am allermeisten angemessen gewesen. Hr. H. aber kehret es gerade um; Er bekümmert sich

sehr

sehr wenig um die Deutlichkeit, und läßt sich bey aller Gelegenheit, auch da wo es sich am wenigsten schickt, angelegen seyn, etwas vermeintlich sinnreiches zu sagen. Andere vernünftige Menschen würden sagen z. E. daß einigen Todten im Grabe noch die Haare gewachsen sind; Herr H. aber kan dergleichen gemeine Ausdrücke nicht leiden; in diesen unterirdischen acherontischen Treibhäusern, sagt er. Nicht wahr? das klingt pomphaft! Eben so nennet er die Kupferabschabsel bey der schwarzen Kunst, abgestochene Samtlocken, und die Furchen, die der Grabstichel in die Platte macht, schmeichelhafte Laufgräben; die schwarze Kunst setzt ihn in ein geheimnißvolles plutonisches Schrecken. Es kan jemand in der Pariser Akademie Director werden, wenn das Schicksal höflich ist; und im vorigen Jahrhundert trug man laut seiner Nachricht Perükencolossen die sich bis auf die Augenbraunen herabstürzten.

Die Sucht sinnreich zu seyn, tritt den V. an, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, z. E. als er die Aetzarbeit beschreibt, will er sagen, man

pflege

pflege mit einer Feder, die Stückgen Kupfer die das Aezwasser abgelöst, wegzuräumen. Ich übergehe, daß dieser ganzer Proceß unnöthig ist, indem das Aezwasser selbst alles auflöst. Ich rede hier nur von der Schreibart: Hören Sie, wie Herr H. in die Trommete stoßt:

„Unter dem kriegerischen Getümmel des Aetzens, „schwenkte man die Fahne der friedlichen Feder, über „dem Firnisse, um die gedrängten Leichen des Metal„les fortzuräumen.„

Das war prächtig und sinnreich zugleich! solche sonderbare Beiwörter zu erdenken, das zeigt Geist an! Mir fällt bey allen diesen seltsamen Wörtern der Ritter Hudibras ein: der

Could coin and conterfeit
New words with little or no wit:
Words so debas'd and hard no stone
Was hard enough to touch them on.
And when with hasty noise he spoke' em
The Ignorant for current took' em.

Selbst wenn er ganz simpel, wie andere Menschen redet, so weiß er doch öfters so sonderbare Beschreibungen zu machen, daß dabey einige von seinen Lesern vielleicht lächeln, andere aber vielleicht meynen möchten, daß dergleichen Pößchen, einem gesetzten Schriftsteller nicht anständig wären.

Z. E. Um eine Kapelle zu formen, gebrauchen sich die Goldarbeiter zweyer Instrumente, welche der Mönch und die Nonne heissen. Nun sagt Hr. H. „Wenn man „also in diese fruchtbare Nonne, die beschriebene Asche „die man mit Kovent angefeuchtet, mit den Fingern fe„ste hineindrückt, wird der unten kuglichte und glatte „Mönch auf ihre Mitte gesetzt, und mit einem Holz„schlägel etliche mahl in sie hineingetrieben, u. s. w.„ Ein paar Zeilen darauf kan Hr. H. wider den Witz nicht verbeissen, die Kapelle, die Geburt einer chymischen Nonne zu nennen.

Weil

Weil wie ich schon bemerket habe, die Ordnung überhaupt nicht das Werk unsers Verfassers ist; so schreibet er auch manchmahl in einem und ebem demselben Perioden Sachen zusammen, die gar nicht zusammen gehören, und scheinet am Ende auch eines kleinen Perioden schon vergessen zu haben, was er im Anfange gesagt hat. Ich will aus unzählichen Beyspielen, die fast jedes Blatt darbietet, nur ein paar hersetzen und damit schliessen:

S. 5. Redet er à propos des Perüquenmachens von den Thieren, die Haare und von denen die Federn haben. Und schreibt folgenden seltsamen Perioden hin: „Daß „die Federn den Dienst der Haare vertreten, und un„gleich stärker erwärmen, beweisen die Federbetten der „Gänse„ — gut das war der erste Theil des Perioden, nun weiter — „und man bedenke nur, daß in gros„sen Städten ein Paar hundert tausend solcher Bet„ten vorhanden sind, zu deren jedem die Federn „von mehr als hundert Gänsen erfordert werden.„ Ein Sturmwind muß diese Worte hieher gewehet haben, so wenig passen sie sich zu dem vorhergehenden und nachfolgenden.

In der Dedication heist es: „Der Höchste wolle Dero „Wohlfart seines heiligen Schutzes würdigen, um das „Vergnügen zu belohnen, mit dem ich Dero Ver„dienste betrachte.„ Gewiß eine seltsame Ursach!

Ich mein Herr H. nachdem ich so lange mit Ihrem Buche habe zubringen müssen, wünsche Ihnen nun endlich auch eine recht dauerhafte Wohlfart, wenn sie aber das Vergnügen belohnen sollte, mit dem ich Ihre Einsichten in die Malerkunst und die gute Schreibart betrachte, so würde sie sehr mäßig seyn müssen.

S.

Ende des vierzehnten Theils.

Briefe,

die

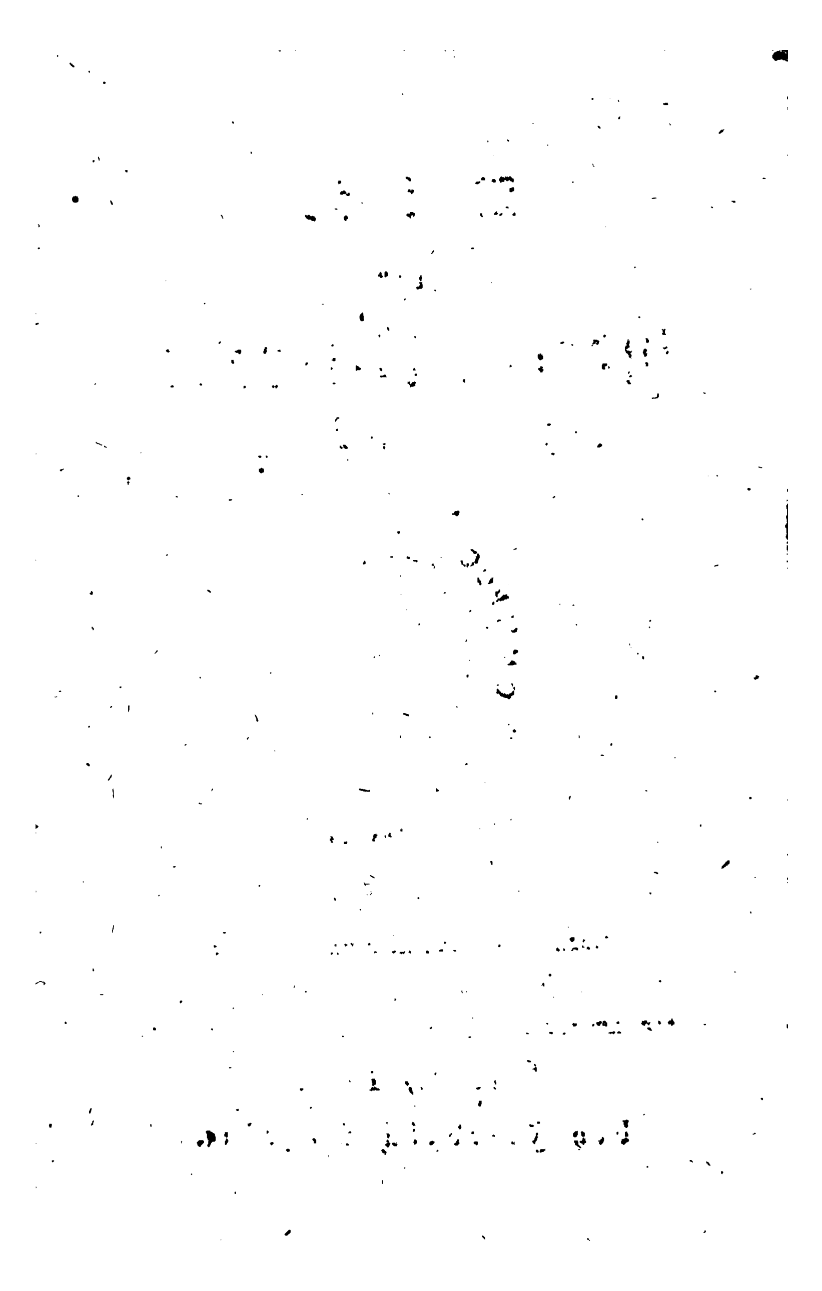
Neueste Litteratur

betreffend.



XVter Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.



Inhalt der Briefe
des funfzehnten Theils.

Zwey

Briefe,

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Funfzehnter Theil.

A



Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 1. Julii 1762.

Zweyhundert und zwey und vierzigster Brief.

Der Anhang, mit welchem Herr Reimarus sein Werk von den Trieben der Thiere vermehret hat, ist, wie alles was aus dieser Feder fließt, überaus lesenswerth. Er handelt in demselben von den verschiedenen Determinationen der Naturkräfte, und ihren mancherley Stufen, bey welcher Gelegenheit er, die Erinnerungen, welche ich in den Briefen * wider sein System einfliessen lassen, umständlich widerlegt. Ich halte mich für die Mühe, die ich mir bey der Beurtheilung dieses Werks gegeben, sattsam belohnt, da ich durch meine Einwürfe dem Herrn

* S. 130. u. f. Briefe.

Verfasser veranlasset, seine Gedanken mehr ins Licht zu setzen, und dem Publico einige Bogen zu liefern, die es mit Nutzen und Vergnügen lesen wird. — Ob ich nunmehr völlig überzeugt sey, und mein Unrecht so erkenne, wie es der Hr. Verf. mir zu erkennen geben will, daran ist nichts gelegen. Genug! das Publicum, welches meine Einwürfe gelesen, kan nunmehr auch des Herrn Verfassers Widerlegung lesen, und urtheilen. — Mein Stillschweigen, hat ein jeder das Recht auszulegen, wie es ihm gut dünkt. Ich habe meine Gründe, mich ferner alles Widerspruchs zu enthalten; gesetzt auch, ich wäre in einem, oder dem anderen Punkte nicht vollkommen befriedigt.

Desto nöthiger aber finde ich es, mich vor den Augen des unpartheyischen Publikums wider die lieblose und hassenswerthe Gesinnungen zu rechtfertigen, die mir Herr R. Schuld giebt. Ich wäre es sehr wohl zufrieden gewesen, wenn mir der Herr V. meine Unwissenheit in den härtesten Ausdrückungen vorgeworfen hätte, und noch weit mehr, wenn er in dem wahren philosophischen Tone, den er in der ersten Hälfte seiner Widerle-

gung

gung annimmt, fortgefahren wäre. Ich will mich gern des systematischen Vorurtheils beschuldigen, gern an die Regeln einer gesunden Logik erinnern, und meines Irrthums überführen lassen. Wenn er mir aber in der Folge durchaus Absichten andichten will, die ein aufrichtiger Mensch zu haben, sich schämen muß, wenn es in meinen Augen ein Hauptverbrechen gewesen seyn soll, daß er gegen das Leibnizische System von der vorherbestimten Harmonie einige Erinnerungen gemacht, und ich aus dieser Ursache mich beflissen haben soll, einige von seinen Gedanken zu widerlegen; wenn ich ferner des Vorsatzes beschuldiget werde, seine Meinungen lächerlich zu machen, wenn ich zu diesem Ende seinen Vortrag geflissentlich verstellet und verdrehet, auch, wie mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben wird, mich in meiner Beurtheilung des satyrischen Salzes und bittern Spottes bedienet haben soll; so finde ich mich genöthiget, von dem Urtheile des Herrn Verf. an billigere und unpartheyische Richter zu appelliren. Der mindeste Ausdruck in meinen Briefen, der die Absicht ver-

 räth,

räth, lächerlich zu machen, zu spotten, oder zu satirisiren, soll zu meiner Verurtheilung hinreichend seyn. Ich kann dieses mit den allerzuvertraulichsten Gewissen niederschreiben, ohne meine Briefe zu überlesen, denn ich bin mir vollkommen der Gesinnungen bewußt, mit welchen ich mich hingesetzt hatte, ein philosophisches Werk zu beurtheilen, das mir alle Aufmerksamkeit und Achtung zu verdienen schien. In einer solchen Verfassung kan mir unmöglich ein übelgesinnter Ausdruck entfahren seyn.

Habe ich den Vortrag des Herrn R. verstellt und verdrehet? Wenn ich es gethan habe; so ist es gewiß nicht mit Vorsatz geschehen. Wenigstens wüßte ich nicht, was mich dazu veranlasset haben könte? Ich habe kein anders System von den Trieben der Thiere, das ich durch dergleichen Ränke empor zu bringen hoffen kann. Mein zeitliches Glück hängt auch auf keinerley Weise weder von der vorherbestimmten Harmonie, noch von irgend einer andern philosophischen Meinung ab, daß ich es jemanden verargen könte, der Erinnerungen dawider macht, daß ich ihn sogar deswegen

gen auf eine so unredliche Weise chikaniren sollte. Habe ich die Gedanken des Herrn R. anders vorgetragen, als ich gesollt; so ist es aus Unachtsamkeit, oder wenn man lieber will, aus Unwissenheit geschehen. Sie wissen; ich bin auf der philosophischen Fechtschule ein Fremdling, und in den Regeln derselben sehr schlecht unterrichtet. Ich gebe mir Mühe eines andern Gedanken zu begreiffen, und wenn ich sie begriffen zu haben glaube; so führe ich dieselbe so an, wie ich sie verstehe. Ob ich die nehmlichen Worte anführe, deren sich jener bedienet, oder andere an ihre Stelle setze, die mir denselben Sinn zu haben scheinen; darum bekümmere ich mich nicht. Diese dialektische Behutsamkeit ist nöthig, so oft man disputiret, auf Universitätsart, um Recht zu haben, um seine eigene Meinung über die Meinung eines andern zu erheben, kurz, so oft man einen Gegner hat, den man durchaus besiegen, oder mit Schande zurück treten muß. Ich habe niemals weder Lust noch Gelegenheit gehabt, mich in einen solchen gelehrten Zweykampf einzulassen. Ich lese zu meinem Vergnügen, ich erzehle Ihnen,

was ich gelesen, zu Ihrer Nachricht, und mache Einwürfe, nicht um Recht zu haben, sondern um zu lernen, um Ihnen zu zeigen, daß ich mit Nachdenken lese, um den Verf., wenn meine Erinnerungen einigen Schein haben, Gelegenheit zu geben, seine Gedanken in ein helleres Licht zu setzen. Dieses sind einzig und allein meine Absichten, so oft ich Ihnen schreibe, und daher binde ich mich an keine Regeln der Disputirkunst.

Ich bin so weit von dem Besorgnisse entfernt gewesen, durch meine Anmerkungen den Hrn. N. zu beleidigen, daß ich vielmehr dafür hielte, es müsse einem Manne von seiner Denkungsart angenehm seyn, eine Recension von seinem Werke zu lesen, die etwas mehr als einen blossen Auszug enthielte, die ihm zu erkennen gebe, was ein anderer bey Durchlesung seines Werks gedacht, und was in seinem Buche etwa für Leser meines gleichen noch undeutlich seyn dürfte. Er kann unmöglich, dachte ich, an dem kriechenden Tone eines Schülers Geschmack finden, der mit einer dummen Bewunderung nachbetet, ohne zu denken, und Beyfall giebt, ohne verstanden zu haben.

Ein ungeheuchelter Widerspruch muß einem Mann, der nicht nur gelesen, sondern verstanden seyn will, weit angenehmer seyn. Aber daß mir Herr R. Schuld geben werde, ich wollte sein System lächerlich machen, seinen Vortrag beflissentlich verdrehen, dem Leser Staub in die Augen streuen, um den Beyfall zu verringern, mit welchem sein Werk aufgenommen worden, ein solcher Argwohn ist mir so wenig in den Sinn gekommen, daß ich in der That nicht wenig erstaunt bin, als ich ihn zum ersten male wahrgenommen.

Eine Stelle in meinen Briefen, über welche Herr R. sich am meisten beschwehret, ist die, wo von dem Weinen, den Bewegungen und Geberden der Kinder, die Rede ist. Er spricht in dem Anhange (§. 29.) „Ich möchte aber in der That „wohl wissen, wie der Verf. allen Entsach und „Scheu für sich selbst hat überwinden können, „daß er mir, wider meinem klaren von ihm selbst „angeführten Worte andichtet, als ob ich beweisen wollte; die Kinder übten ihre Bewegungen „aus Absicht; das Weinen um Mitleid zu erregen, die Minen um ihre Gemüthsbewegungen

 „durch

„durch diese Zeichen zu erkennen zu geben. „Ich „weis nicht, spricht er, * was Hr. R. hierdurch „beweisen will. Wo ich nicht irre; so gilt der „Einwurf der Epikurer vollkommen, die Kinder „weinen nicht um Mitleiden zu erregen; son„dern sie erregen Mitleiden, weil wir aus eigener „Erfahrung wissen, daß das Gefühl der Schmer„zen von solchen Tönen begleitet zu werden pfle„get.„ Soll dieses ein Einwurf gegen meinen „Beweis seyn; so muß er setzen, daß ich behaup„ten wollte die Kinder weinten aus Absicht, um „Mitleid zu erregen. Nun hatte der Verf. selbst „meine eigenen Worte auf derselben Seite an„geführet, da ich sage: „Dieses ist der Kinder „ihre erste natürlich bestimte Fertigkeit, ohne „daß sie selbst wissentlichen Vorsatz haben, „daß dadurch ein zu Mitleiden reizender „Laut sollte ausgedruckt werden.„ — Wie nun? Ist nicht hier die Verfälschung offenbar? — Um Verzeihung! Niemals habe ich den Herrn R. die Meinung andichten wollen, als weinten die Kinder aus Absicht, um Mitleiden zu erregen.

Wo

* S. Briefe. 4ter Theil S. 259.

Wo sage ich dieses? Oder wenn ich dieses hätte thun wollen, warum hätte ich wohl seine eigene Worte angeführt, die offenbar das Gegentheil behaupten. Allein Herr R. hat (§. 139.) die Fertigkeit der Kinder durch Minen und Bewegungen ihre Gemüthsbeschaffenheit zu erkennen zu geben, eine angebohrne Kunstfertigkeit genennt. Ich schloß hieraus, daß Herr R. der Meinung sey, den Kindern sey z. B. die Fertigkeit zu weinen aus keiner andern Ursache angebohren, als damit sie Mitleiden erregen mögen, ob sie gleich selbst diesen wissentlichen Vorsatz niemals haben, denn nur in diesem Verstande kan solches eine angebohrne Kunstfertigkeit genennt werden. „Da „wissen auch zarte Kinder, spricht Herr R. an „der angeführten Stelle, von Natur ihre Ge„müthsbeschaffenheit und Leidenschaften, Ver„gnügen, Begierde, Schmerz und Furcht in ih„ren Minen gleichsam zu mahlen und abzubil„den. — Allein eben diese Stellung, Minen „und Geberden lassen sich auch, durch fleißige „Uebung, von Rednern, Schauspielern, von „Heuchlern und Gauklern ausdruken. — Als-

denn

„denn heißt ein jeder solche Geschicklichkeit in den „Minen eine Kunst, weil sie durch Uebung zur „Fertigkeit gebracht ist. Ist es aber darum we„niger eine Kunstfertigkeit, weil sie uns angebo„ren ist.„ Ich glaubte also, Herr R. wolle hierdurch beweisen, daß die Natur auch bey den Menschen den Mangel der Vernunft und des überlegten Vorsatzes, durch angebohrne Fertigkeiten und determinirte Kräfte zu ersetzen pflege, und so wie Erwachsene z. B. weinen, um Mitleiden zu erregen; so liesse die Natur auch Kinder zu diesem Endzwecke weinen. Ich sage hierauf: „Wo ich nicht irre; so gilt hier der Einwurf der „Epikurer vollkommen, so einfältig er auch in „den Fällen ist, in welchen sie ihn anzubringen „gedenken. Die Kinder weinen anfangs nicht „um Mitleiden zu erregen. u. s. w. Hierdurch wollte ich zu verstehen geben, daß man in besondern Fällen nicht allezeit aus dem Erfolge auf die ursprüngliche Absicht der Natur schliessen könne. Das Weinen ist den Kindern nicht als eine Kunstfertigkeit gegeben worden, um Mitleiden zu erregen, sondern diese Bewegung der Muskeln ist mit

einer

einer gewissen leidenden Gemüthsbeschaffenheit durch natürlich würkende Ursachen verbunden, und erregt nur deswegen Mitleiden, weil wir aus eigener Erfahrung wissen, daß das Gefühl der Schmerzen von solchen Tönen begleitet zu werden pflegt. Wenn dieses wahr ist, so ist die Fertigkeit zu weinen keine angeborne Kunstfertigkeit zu nennen, denn die Erwachsenen, die Redner, Schauspieler u. s. w. weinen um Mitleiden zu erregen, bey den Kindern aber hat das Weinen nur zufälliger weise diese Würkung, indem wir von der Wirkung auf die Ursache schliessen. Hr. R. fragt zwar, „warum will die Seele z. B. bey „einem Schmerze im Fusse, daß die Lunge zum „Schreyen angestrengt, und das Gesicht zu einer „weinerlichen Mine gezogen werde.„ Allein die Ursache des erstern ist so schwehr vielleicht nicht zu errathen. Man weis aus der Erfahrung, daß das Schreyen und Weinen die Schmertzen lindert. Ueberhaupt wird durch eine jede heftige Bewegung in einem gesunden Theile des Leibes, die Schmerzen an einem andern Theile gemildert, daher man bey heftigen Schmerzen mancherley Bewegungen

vor

vorzunehmen, zu stampfen, zu laufen, sich in die Lippen zu beissen u. s. w. pflegt. Das Schreyen ist eine heftige Bewegung, die uns sehr leichte ankömt, dabey wir auch den Vortheil haben, daß wir durch den gewaltsamen Laut die Sinne beschäftigen, wodurch der Eindruck des Schmerzens etwas verdunkelt wird. Die Linderung der Schmerzen scheinet also der vornehmste Endzweck des Weinens und Schreyens zu seyn, und die Erregung des Mitleidens ist nur eine zufällige Wirkung, die hernachmals auch zur Absicht werden kan. — Dieses waren eigentlich meine Gedanken, aber nicht, daß ich dem Herrn R. die Meinung andichten wollte, als weinten die Kinder aus wissentlichem Vorsaze, um Mitleiden zu erregen. Die Worte, die Kinder weinen um Mitleiden zu erregen, deren ich mich bedient, begreiffen eben so wenig, und noch weit weniger einen wissentlichen Vorsaz in sich, als der Ausdruck, da wissen auch zarte Kinder u. s. w. den Herr R. selbst hat. Ich wollte nur so viel sagen, den Kindern ist von Natur das Weinen nicht gegeben, um Mitleiden zu

erregen

bewegen u. s. w. Meine Gedanken können falsch und irrig seyn, aber Sie sehen doch so viel, daß ich sie aufrichtig gehabt habe, und sie ohne allen Entsach und Scheu für mich selbst zu überwinden, vortragen konte.

Daß ich (S. 264. u. f) die genauere und angebohrne Bestimmung des Herrn R. eine unerworbene und eingepflanzte Richtung genennt, ist nach meiner Weise keine solche Mishandlung, als Hr. R. glaubt. Ich habe ja vorher (S. 251 u. f.) diese seine Hypothese, so viel ich davon verstanden, deutlich genug auseinander gesetzt. Ob ich in der Folge, wenn von derselben die Rede ist, und ich nur mit einem Worte anzeigen will, was ich meine, Richtung anstatt Bestimmung sage, da doch der Leser meine vorige Erläuterung noch in frischen Andenken haben muß, schien mir vollkommen gleichgültig. Wie gesagt! die dialektische Behutsamkeit ist mein Fach nicht. Ich gehe niemals mit falschen Auslegungen um, und besorge auch keine.

Ich sage ferner; „Es lasse sich schwerlich erweisen, daß die Fertigkeit, die Augenaxen zu richten

„in

„in einer gewissen Distanz vorzustellen ange„boren sey.„ Abermals eine Verdrehung meiner Worte und Meinung! ruft Herr R aus. O! daß doch Herr R allenthalben Verdrehungen finden will! „Ich sage nicht, fährt er fort, daß „es uns angeboren sey, die Dinge in einer ge„wissen Distanz vorzustellen, sondern sie vor „und ausser uns zu stellen.„ Ich finde diese beiden Redensarten noch immer gleichbedeutend. Wenn es ein Vorzug des Gesichts von den andern Sinnen des Gefühls, Geschmacks und Geruchs seyn soll, daß wir die sichtbaren Dinge vor uns und ausser uns stellen; so müssen wir sie auch in einiger Distanz vor uns stellen; denn was ich mit den Fingern befasse, stelle ich mir auch als ausser mir seyend vor, aber das Gesicht hat den Vorzug, daß es die Dinge in einiger Distanz vor sich stellt.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 8. Julii 1762.

Beschluß des zweyhundert und zwey und vierzigsten Briefes.

Das vor und ausser uns stellen des Herrn R. muß also so viel bedeuten, als in einiger Entfernung von uns vorstellen. Dieses habe ich wenigstens unter den Worten des Herrn R. verstanden, und ich habe sie so ausgedrückt, wie ich sie verstanden habe. Ja! sagt Herr R. „Wenn man jenes hört, so klingt es so, als wir „von Natur die Weite der Entfernung oder die „Grösse des Abstandes wüßten.„ Es klingt so! Also habe ich mich ungeschickt ausgedrückt. Also hätte ich anstatt in einer gewissen Distanz, lieber behutsamer in einiger Distanz sagen sollen, um zu zeigen, daß wir zwar die sichtbaren Dinge

uns von Natur in einiger Entfernung vorstellen, aber diese Entfernung ohne anhaltende Uebung nicht messen können. Ist es aber deswegen eine abermalige Verdrehung seiner Worte und Meinung? Habe ich ihm denn würklich die falsche Meinung zugeschrieben, nach welcher meine Worte etwa klingen? Oder muß nicht ein jeder gestehen, daß aus meinen übrigen Worten nichts dergleichen zu schliessen, und das alles übrige in meinen Anmerkungen stehen bleiben kann, ich möchte diese, oder jene Redensart an die Stelle der gebrauchten übelklingenden Worte setzen; Ja die Erinnerungen, die ich daselbst (S. 265.) wider die Meinung des Herrn R. vorbringe, geben gar deutlich zu erkennen, daß ich dieselbe weder gemißhandelt, noch unrecht ausgelegt, sondern bey den in einer gewissen Distanz vorstellen in der That nichts anders gedacht habe, als Herr R. bey seinem vor und ausser uns stellen.

Endlich soll ich wider die Fertigkeit, die Bilder des Gesichts umzukehren, auf eine listige Weise gestritten haben. Ich soll ein Haufen Din-

ge bewiesen haben, die nicht zur Sache gehören, und die Hauptfrage ganz übergangen seyn. — Und dieses heißt auf eine listige Weise streiten? — O Herr R. hätte immer einfältige dafür setzen können! damit wenigstens meine Aufrichtigkeit unangefochten geblieben wäre. Jedoch wir wollen sehen! Sie haben die Erklärungsart gelesen, die ich (S. 268. u. f.) aus den Myliusschen Schriften anführe, wie es möglich sey, daß sich die Gegenstände in unsern Augen würklich umkehren, und wir sie uns gleichwohl nicht anders vorstellen, als wenn sie sich nicht umkehren sollten. Es ist unnöthig, diese Stelle hier abzuschreiben, denn Sie haben unsere Briefe vermuthlich zur Hand, und können sie nachschlagen. Herr R. glaubet, daß alles was ich daselbst anführe, nichts erkläre, und die Hauptsache gar nicht berühre. Sein Haupteinwurf dawider ist dieser: „Wir heissen in unserm Körper, spricht er, und „so in den umstehenden Körpern denjenigen Theil, „Oben, der unsern Scheitel näher ist, als der „Fußsohle; Unten aber denjenigen, der unserer

„Fußsohle näher ist, als der Scheitel. Wenn „nun ein Mensch vor mir stehet, den ich sehe; so „sind seine Füsse in meinen Augen meinem Scheitel „näher abgebildet, als die übrigen Theile, folg„lich nach oben abgebildet; hergegen sein Kopf ist „in meinen Augen meinen Fußsohlen näher abge„bildet, als die übrigen Theile; folglich nach un„ten abgebildet. Dennoch, wenn ich mir den „Menschen selbst nach diesem Bilde ausser mir „vorstelle, so stelle ich mir seinen Kopf dem meini„gen näher vor, als seine Füsse, und seine Füsse „den meinigen näher, als seinen Kopf. Folglich „kehre ich die Theile des Bildes nach der Vorstel„lung des Gesichts um.„ Nichtsweniger als die- ses, spricht Mylius. Dieses ist doch wohl die Hauptfrage, nicht so? Wenn ich also hierauf ant- worte; so kann man unmöglich sagen, daß ich die Hauptsache unberührt lasse, und mich amusire ein Haufen Dinge zu beweisen, davon die Frage nicht ist. Nun wohl! Meine Antwort ist mit wenigen Worte diese: Freylich würde ich den Kopf dieses Menschen meinen Fußsohlen, und sei-

ne Füsse meiner Scheitel näher sehen, wenn ich mich selbst anders, als vermittelst der Augen sehen könte. Da ich aber mich selbst nicht anders sehen kann, als vermittelst des Bildes, das sich von mir selbst in meinem Auge abmahlet; so wird mein eigenes Bild gleichfalls von den sich im Auge durchkreuzenden Strahlen das oberste unterst abgeschildert, und daher kömmt im Augenbildchen der Kopf des Menschen, der vor mir stehet, meiner Scheitel, und seine Füsse meinen Fußsohlen (in so weit solche gleichfalls auf der hintern Wand des Auges abgemahlet sind) näher zu stehen, so wie sie in der Natur ausser dem Auge würklich sind. Wenn ich es merken sollte, daß die Strahlen den Gegenstand auf der hintern Wand des Auges umgekehrt abmahlen; so müßte entweder mein eigenes Bild, oder etwa das Bild eines einzigen Gegenstandes unverändert bleiben, und sich in meinem Auge so abmalen, wie der Gegenstand in der Natur würklich anzutreffen ist. Da sie sich aber alle umgekehrt abmahlen, da mein eignes Bild selbst in meinem Auge das Oberste unterst zu stehen

hen kömmt; so mahlet sich, was meiner Scheitel näher ist, auch im Auge derselben näher ab, und was ausser mir den Fußsohlen näher ist, wird auch im Bilde den daselbst abgemahlten Fußsohlen näher seyn müssen; Daher denn uns alles so scheinen muß, als wenn sein Bild von den sich im Auge durchkreuzenden Lichtstrahlen gar nicht umgekehret worden wäre. Hierauf beziehet sich das Beyspiel von einem Bildchen in der Camera obscura, das ich in meinem Briefe angeführt. Daß durch diese allgemeine umgekehrte Warnehmung der sichtbaren Gegenstände das Gefühl, so wie die übrigen Empfindungen nicht verwirret werden können, hat Herr Mylius in seiner Abhandlung gar deutlich auseinander gesetzt. Doch dieses gehört nicht völlig zur Hauptfrage. Genug! Sie sehen, daß ich bey dieser Gelegenheit nichts weniger, als auf eine listige Weise zu Werke gegangen. Ich muß vielmehr so unglücklich gewesen seyn, mich entsetzlich links ausgedrukt zu haben, weil ich sehe, daß ein Mann wie Hr. Reimarus mich so unrecht verstanden hat; denn er wendet

det ganze vier Seiten an diese Erklärungsart des Herrn Mylius zu bestreiten, und ist noch immer im Zweifel, ob es nach derselben wahr oder nicht wahr sey, daß die Vorstellung die Bilder umkehre.

Herr R. behauptet in seinem Werke von den Trieben, es sey uns eine Fertigkeit angeboren, den Gegenstand eines Bildes, nach dem Maasse des einfallenden Winkels, in der Vorstellung grösser zu machen, als das Bild ist. Ich erinnere (S. 278. u. f.) dawider: die Bemerkung an sich, daß wir uns den Gegenstand des Bildes grösser vorstellen, als das Bild ist, diese Bemerkung sey noch ungewiß. Denn woher wissen wir, wie groß der einfallende Winkel ist, ob er grösser, eben so groß, oder kleiner sey, als die Vorstellung, die wir uns von dem Gegenstande machen? Etwa weil unser ganzes Auge so groß nicht ist, als wir uns die Gegenstände vorstellen? Und woher wissen wir die Grösse unseres Auges, oder unseres ganzen Leibes zu schätzen? Vermuth-

lich weil wir Menschen und Menschenaugen, uns selbst gesehen und betrachtet haben, da wir denn wahrgenommen, daß wir uns gewisse Gegenstände grösser vorstellen, als uns selbst, und hieraus will man also schliessen, daß wir uns die Gegenstände auch grösser vorstellen, als die Bilder sind, die sich von ihnen auf einem Theile unseres Leibes, in unserm Auge nehmlich, abmahle. Allein wer siehet nicht, daß wir in allen diesen Fällen Bild mit Bild, einfallenden Winkel mit einfallenden Winkel, aber niemals Bild mit Begrif, oder einfallenden Winkel mit der Vorstellung der Gegenstände haben vergleichen können? Wir haben wohl gesehen, daß das Bild, oder der einfallende Winkel vor unserm ganzen Leibe so groß nicht sey, als das Bild oder der einfallende Winkel von gewissen äusserlichen Gegenständen. Wir können also schliessen, daß das Bild des Gegenstandes, wenn wir es vermittelst der Augen sehen sollten, uns nicht so groß scheinen würde, als uns der Gegenstand scheinet. Woher wissen wir aber das Bild in unserm Auge, mit der Vorstellung, die wir

uns von der Grösse des Gegenstandes machen zu vergleichen, und wodurch wollen wir schliessen, daß jenes kleiner seyn müsse? — Ich sagte daher an dem angeführten Orte, die ganze Schwierigkeit, die einige Naturforscher bey dieser Erscheinung zu finden glauben, beruhe nun auf einer Unrichtigkeit im Ausdrucke. Wir sprechen: wir stellen uns den Gegenstand grösser vor, als das Bild davon im Auge ist. Wenn wir dieses sollten wahrnehmen können; so müßten wir von einem und demselben Gegenstand zwey Begriffe haben können, einen von der Grösse des Gegenstandes selbst, und den andern von der Grösse seines Bildes im Auge, um diese beide Grössen mit einander vergleichen zu können. Da aber dieses nicht geschiehet, da das Bild und die Vorstellung des Gegenstandes ein und derselbe Begrif ist, und nicht anders getrennet werden können, als wenn man das Bild selbst wiederum als einen äusserlichen Gegenstand betrachtet; so können wir mit Grunde der Wahrheit nichts weiter behaupten, als dieses: Wir sehen die Gegen-

 stände

stände grösser, als wir ihre Bilder sehen würden, wenn wir sie von aussen betrachten sollten. Diese Bemerkung aber hat nichts sonderbares, nichts, das man aus einer angebornen Fertigkeit erklären müste. Denn freylich muß das Bild des Bildes kleiner seyn, als das Bild des Gegenstandes! — Nein! spricht Hr. N. im Anhange, der V. des Briefes verändert die Frage, „denn er macht beides, das Bild im Auge „und den abgebildeten Körper zum äusserlichen „Gegenstande des Gesichts. Die Frage aber ist, „wenn gleich das Bild im Auge kein äusserer Ge„genstand des Auges wird, sondern, so wie es „ist, als ein Gemälde auf der hintern Wand des „Auges betrachtet wird, ob kein gemeinschaftli„ches Maaß der Grösse sey, wodurch dieses mit „seinem Urbilde könne verglichen werden? Ich „sage ja: Der Winkel des gebrochenen Licht„strahls giebt von beiden die Grösse; wenn ich „den weis, so kann ich so wohl bestimmen, wie „groß das Bild im Auge von einem gegebenen „Gegenstande seyn müsse, als im Gegentheile,

„wie

„wie vielmahl der Gegenstand in Gegenhaltung „des Bildes grösser werde.„ Ich betheure es Ihnen aufrichtig, daß ich von diesem Raisonnement nichts verstehe. Ist die Frage denn, ob der Gegenstand an und für sich selbst grösser sey, als sein Bild? dieses wird ja zugegeben. Man will aber behaupten, daß wir uns den Gegenstand grösser **vorstellen**, als das Bild **ist**, und dieses wird eigentlich geläugnet. Hr. R. muß also beweisen, daß die Grösse, welche wir mit dem Augenmaasse einem Gegenstande in der Vorstellung zuschreiben, sich nach der würklichen Grösse dieses Gegenstandes, und nicht nach der Grösse des Bildes richte. Dieses ist eigentlich die Hauptfrage; und dieses kann unmöglich erwiesen werden. Denn wir haben von dem Urbilde keinen andern Begrif, als vermittelst des Bildes, und die Vorstellung des Bildes in der Seele machet den Begrif aus, den wir von dem Gegenstande haben. Woher weis ichs, daß meine Seele bey Beurtheilung der Grösse sich nach den Gegenständen selbst, und nicht nach ihren Bildern richte? Ich weis wohl,

so bald die Seele die Entfernung und Deutlichkeit beurtheilen lernt; so schließt sie sehr ofte daraus auf die Grösse, und dieses Urtheil von der Grösse pflegt sich zuletzt in die Empfindung zu mischen, und das Augenmaaß zu berichtigen. Allein dieses sind alles erworbene Fertigkeiten, und davon ist die Rede nicht. Von Natur aber können wir die Grössen nicht anders beurtheilen, als nach dem Maasse der Bilder, die Hr. R. selbst gesetzt hat, und ich glaube, daß wir uns die Gegenstände nicht grösser vorstellen, als ihre Bilder sind. Wenigstens kann uns keine Erfahrung in der Welt von dem Gegentheile überzeugen, denn wenn wir die wirkliche Grösse der Gegenstände erkennen wollen; so müssen wir immer zu ihren Bildern zurückkehren, und wenn wir vergleichen, so vergleichen wir Bild mit Bild, Vorstellung mit Vorstellung, Gegenstand mit Gegenstand, aber wir vergleichen niemals weder Bilder mit Vorstellungen, noch Vorstellungen mit Gegenständen, denn diese haben kein gemeinschaftliches Maaß der Grösse. —

Ich

Ich breche hier ab, um nicht das Ziel zu überschreiten, das ich mir vorgesetzt habe. Meine Absicht ist keinesweges alhier den Hrn. R. zu widerlegen, oder die Gelegenheit zu erschleichen, das letzte Wort zu haben, indem Hr. R. am Ende des Anhanges zu verstehen giebt, daß er nicht mehr antworten wolte. Sie sehen auch, daß ich die Hauptsache, worauf es hier ankommt, die genauere Determination der Kräfte, und verschiedene andere damit verbundene philosophische Sätze, in Ansehung welcher ich nicht völlig mit Hrn. R. einstimme, mit Stillschweigen übergehe. Wenn ich anders der listige Wortverdreher bin, für den mich Hr. R. zu halten scheinet; so kann es mir doch wohl vermuthlich nicht an Ränken gefehlt haben, noch in der Hauptmaterie eines und das andere zu chikaniren. Allein, eben diese Beschuldigung wollte ich nun vor den Augen des Publikums von mir ablehnen. Ich wollte zeigen, daß ich weder List, noch Untreue, weder vorsetzliche Verdrehung, noch sonst muthwillige Fechterstreiche gebraucht, sondern bloß meine Gedanken,

so

so gut oder so schlecht sie wären, vorgetragen habe. Wenn ein elender Dichter oder Uebersetzer mir verhaßte Absichten Schuld giebt; so lache ich dazu. Aber von einem Reimarus kränkt mich ein solcher Vorwurf in die Seele.

D.

Zwey-

Zweyhundert und drey und vierzigster Brief.

Sie haben von Ihren Freunden noch wenig Vertheidigungen gelesen, obgleich die Anfälle auf die Briefe die neueste Litteratur betreffend eben nicht sogar selten sind. Wenn wir unsere Meinung von einer Schrift gesagt haben, wenn sie der Verfasser durch einige Gründe zu vertheidigen für gut gefunden hat; so erwarten wir mehrentheils ganz gelassen, was die Welt urtheilen wird, ohne ihr Urtheil durch weitere Vertheidigung zu stören. Wir schmeicheln uns zwar nicht, daß uns die Richter alle, oder allezeit, Recht geben werden; aber die von uns jedesmahl angeführten Gründe machen uns die Hofnung, daß man uns weder durchgehends, noch einstimmig verdammen werde, und daß die Kosten wenigstens compensiret werden dürften.

Nicht so gleichgültig können wir seyn, wenn man, anstatt unsere Meinungen zu widerlegen, uns böse Absichten und niederträchtige Gesinnungen

Schuld

Schuld geben will. Eine solche Beschuldigung kann keinem Schriftsteller, dem sein gutes Gewissen keiner Winkelzüge zeihet, gleichgültig seyn. Zwar haben wir solche Beschuldigungen mehr als einmahl verachtet, wenn sie von Leuten herkamen, deren schlechte Denkungsart, einem unpartheiischen Leser, so offenbar in die Augen fallen muste, daß eine weitere Vertheidigung ganz unnöthig war; Da wir aber so unglücklich gewesen sind, selbst von einem Manne, der aller Hochachtung würdig ist, solcher Gesinnungen beschuldiget zu werden, so haben wir nicht ganz schweigen können, so ist der Brief entstanden, den Sie am vorigem Posttage von unserm D. empfangen haben.

Der Beschluß folgt.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 15. Julii 1762.

Beschluß des zweyhundert und drey und vierzigsten Briefes.

Da unser Freund einmal diesen Punkt zu seiner Vertheidigung zu berühren genöthiget worden; so erlauben Sie mir, daß ich diese Gelegenheit ergreife, um die Beschuldigung von uns abzulehnen, mit welchen von allen Seiten in uns gestürmt wird. Ohne mich auf die Anklage dieses oder jenes Schriftstellers insbesondere einzulassen, werde ich mich überhaupt über das erklären, was hin und wieder mündlich oder schriftlich wider die Briefe eingewendet worden. Es wird daraus erhellen, in welchen Gesinnungen unsere Briefe geschrieben worden; Ob dis die ächten Gesinnungen sind, die ein Kunstrichter haben sollte;

und ob sie würklich in unsern Briefen herschen, mag abermals die unpartheiische Welt beurtheilen.

Es mißfällt vielen, daß wir unsere Meinung gar zu offenherzig, gar zu ohngescheut, sagen. Man setzt voraus, daß man bey Entdeckung seiner Meinung einen gewissen Anstand beobachten müsse. Dis läugnen wir nicht; nur ist die Frage, wie weit sich dieser Anstand erstrecken solle; denn Grenzen müssen ihm doch gesetzt werden, wo er nicht, wie gewöhnlich, in eine seichte Afterhöflichkeit ausarten soll, die eines freygebohrnen Menschen unwürdig ist, und in der That mehr beleidigen, als gefallen muß. Sollen wir diesem Anstand zufolge, niemals mit einem berühmten Manne verschiedener Meinung seyn dürfen, ohne vorher demüthigst um Vergebung zu bitten, daß wir so kühn sind, mit unsern Augen, nicht mit den Seinigen zu sehen? — Es ist wahr, die Mode hat in Deutschland diesen kriechenden Anstand eingeführet, aber wenn die Mode ausschweifft; so ist es erlaubt, so ist es anständig,

ständig, sich derselben zu widersetzen. Wenn unsere berühmte Leute von den Vorurtheilen dieser Mode zurück kommen werden; so wird ihnen unsere ungeheuchelte Vertraulichkeit weit besser gefallen, als jener kriechende Bettlerton, in welchen jeder wohlbekleidete Mensch Excellenz betittelt wird; so daß für die wahre Excellenz kein Vorzug übrig bleibt. Wir lassen die Hochachtung für die Person ungekränkt, aber von den Meinungen weichen wir ohne Complimente ab, und sollten es auch die Meinungen des größten Mannes auf Erden seyn. Der größte Mann, der mir seine Meinung anbietet, der sie mir durch Gründe einreden will, ist in diesem Augenblicke weder Doktor, noch Professor; sondern ein Mensch, wie ich, dem ich wohl ungescheuet widersprechen darf.

Vielleicht erfordert dieser Anstand, daß wir den elenden Schriftstellern nicht so oft die Röthe ins Gesicht jagen, (wenn anders noch einige unter ihnen roth werden können), indem wir ihnen mit trockenen Worten sagen, wie elend sie sind? —

Es ist wahr! die Liebe würde auch diese Gelindigkeit anständig finden. Allein, in gewissen Umständen wird dieses sanfte Wesen zur Heucheley, und in solchen Fällen würde man die Sache der Wahrheit und des Geschmacks verrathen, wenn man sich eine übertriebene Zärtlichkeit abhalten liesse, die Geissel der Critik mit Nachdruck zu führen. In diesen Umständen erfordert es eines jeden Kunstrichters Pflicht, seine Meinungen über die Werke des Geschmacks, öffentlich mit derselben Freymüthigkeit herauszusagen, mit welcher er sie in einem kleinen Zirkel vor Freunden und Kennern hersagen würde. Und wir behaupten, daß sich Deutschland in eben diesen Umständen befinde.

In den Ländern, wo eine einzige Hauptstadt der Sitz der Gelehrten vom ersten Range, und zugleich der grösten Anzahl der Leute ist, die Gelehrsamkeit und Geschmack besitzen, sind schriftliche Recensionen, öffentliche freymüthige Urtheile von neuen Büchern, nicht so höchstnöthig. Die neuen Schriften werden leicht bekannt, in allen

Gesellschaften wird davon geredet, jedermann urtheilet davon ohne Umstände, nach seiner Einsicht und nach seinem Geschmacke. Hier sind also die Recensionen von keiner Wichtigkeit, und sie werden in diesen Ländern in der That sehr wenig geachtet. In Deutschland aber, wo die Liebhaber der Gelehrsamkeit in vielen weit von einander gelegenen Städten zerstreuet sind, sind die schriftlichen Recensionen, sonderlich in gewissen Provinzen ganz unentbehrlich, und daher in Ansehung eines grossen Theils der Leser von nicht geringer Wichtigkeit. Warum sollten denn bey uns die Recensenten nicht eben so freymüthig und ungeheuchelt schreiben dürfen, als man in andern Ländern redet. Die Recensionen müssen in vielen Provinzen Deutschlandes, sogar dienen, neue Bücher erst bekannt zu machen. Heißt es nun nicht in solchen Umständen das Publikum äffen, und die Sache des guten Geschmacks verrathen, wenn man dem Leser in einer entfernten Provinz, der sich von dem Zustande der deutschen Litteratur einen Begrif machen will, anstatt einer freimüthi-

gen Beurtheilung, bloß ein paar nichtsbedeutende Worte sagt, oder sehr mittelmäßige Schriften mit Lobeserhebungen begleitet, denen er, wenn er die Schrift selbst in die Hände bekomt, durchaus widersprechen muß. Wenn man sich nach den gewöhnlichen Recensionen, von neuen Schriften wollte einen Begrif machen, so müste man glauben, daß in Deutschland lauter Meisterstücke zum Vorschein kämen. Allenthalben wird ausposaunet, wie viel Dank die gelehrte Welt dem berühmten Verfasser oder dem geschickten Uebersezer für seine vortrefliche Schrift schuldig sey. Wie sehr wird aber mehrentheils ein Leser, der Geschmack hat, nicht seine Zeit beseufzen müssen, wenn er diese trefliche Schriften selbst in die Hand nimmt; er würde es gewiß dem Recensenten ungemeinen Dank wissen, wenn er anstatt dem Verfasser Schmeicheleyen zu sagen, dem Leser lieber die Wahrheit gesaget hätte.

Dis ist unsere Absicht. Wir lesen die Bücher die wir vor uns haben, mit Aufmerksamkeit durch.

Wir

Wir schreiben natürlich und ohne Umstände die Empfindungen und Gedanken nieder, die wir bey Durchlesung eines Buches gehabt haben, sie mögen nun Schönheiten oder Fehler oder Aussichten zu weiteren Erfindungen oder Verbesserungen betreffen. Wir geben unsere Meinungen für nichts weniger als für untrüglich aus, denn wir ändern sie selbst gern, wenn man uns eines bessern belehret; wenn aber ein verständiger Leser, nachdem er unser Urtheil gelesen hat, das Buch selbst nochmals eben so aufmerksam durchliefet, als wir es durchgelesen haben, so wird er die Richtigkeit unserer Anmerkungen beurtheilen können, so wird er durch unsere Gedanken, wenn er denselben etwan auch nicht völligen Beifall gönnen könte, dennoch vielleicht auf weitere Aussichten geführet werden. Dieses suchen wir zu erlangen, weil es dem Flore der Wissenschaften wirklich zuträglich ist. Aber eben deswegen müssen wir unsere Meinung frey und deutsch wegsagen, ohne dem Leser durch Complimente Staub in die Augen zu streuen. Wir sagen daher gerade zu, daß ein schlechtes Buch

schlecht sey; und wenn der Zustand der deutschen Gelehrsamkeit vollkommener werden soll, so muß eine Zeit kommen, wo eine solche Offenherzigkeit, weder zum Verdienste noch Vorwurfe, angerechnet werden kann, wo überhaupt, wie in Frankreich und England die besten und kühnsten Recensionsschreiber, weder bewundert noch beschimpft, sondern als nützliche Handarbeiter in dem gelehrten Staate angesehen werden, um die sich niemand bekümmert.

Einige Leute meinen, daß unsere Briefe allzuwitzig geschrieben wären. Dieser Vorwurf kommt mehrentheils von Leuten her

That envy wits as Ennuchs envy lovers.

Diese Leute verbinden mit dem Worte Witz einen weitschweifigen Begriff, und geben zu verstehen, daß wir als blosse Witzlinge, keine ernsthafte Urtheile fällen könten. Die Verfasser der Briefe über die Litteratur, sind aber nichts weniger als Freunde von dem Misbrauche des Witzes, wie man aus mehr als einem Briefe beweisen könte.

Es

Es ist wahr, wir bedienen uns der natürlichen und ungezwungenen Schreibart, wozu uns der vertrauliche Briefstyl ein Recht giebet. Ich lasse dahin gestellet seyn, ob es dem besten Theil unserer Leser unangenehm sey, wenn wir einen trockenen Auszug, ein wenig munter zu machen suchen, ob es nicht zuweilen sehr natürlich sey, sich auf Unkosten eines schlechten Schriftstellers ein wenig lustig zu machen, und ob wir, anstatt uns jemals durch unsere bitterböse Gegner aus der Fassung bringen zu lassen, nicht besser thun, wenn wir sie belachen. Wenn man mit schlechten Schriftstellern zu thun hat, muß man lachen, um nicht vor langer Weile zu vergehen; Aber wir enthalten uns sorgfältig dieser muthwilligen Laune, so oft wir von ernsthaften Sachen zu reden haben, und das Ansehen des Mannes, oder der Wahrheit, unserer ganze Aufmerksamkeit verdient. Eine sehr grosse Anzahl unserer Briefe, wird man eben so wenig à potiori witzig nennen können, als man die unwitzige Schreibart eines gewissen Zeitungsschreibers, der mit dem Vorwurfe des Witzes im-

ner am freigebigsten ist, philosophisch nennen kann. Ueberhaupt suchen wir keinen Witz, wir brauchen ihn aber, wo er natürlich seinen Plaz finden kann.

Man macht uns ferner den Vorwurf, daß wir in den zu beurtheilenden Schriften bloß Fehler suchten. Freylich erfordert die Unpartheilichkeit, daß man so gut die Schönheiten als die Fehler eines Buches anzeigen. Und wir glauben, wenn wirkliche Schönheiten in einem Werke vorhanden gewesen, daß wir diese niemals unangezeigt gelassen. Wir haben auch öfters gelobet, und ein gegründetes Lob mit zwey Worten, ist vielleicht wichtiger, muß dem Verf. unstreitig angenehmer seyn, als zehen Seiten leere Complimente, die andere Recensenten, um einen gewissen Anstand zu beobachten, dem Mittelmäßigsten zu machen pflegen. Es sind aber wichtige Ursachen, warum sich ein unpartheiischer und gründlicher Recensent öfters mehr bey den Fehlern, als bey den Schönheiten verweilen muß. Ich will einige dieser Ursachen anführen:

1) Es

1) Es ist bekannt genug, wie sehr die böse Gewohnheit mittelmäßige Schriften ohne alle Masse zu loben, in Deutschland eingerissen ist. Man sagt nicht zu viel, wann man es dieser allzugrossen Gefälligkeit der Recensenten zuschreibt, daß eine so grosse Menge schlechter Schriften, sonderlich in den schönen Wissenschaften herauskommen. Es ist also in Deutschland höchstnöthig, daß ein Recensent, der die Gründlichkeit liebt, bey der allgemeinen Sucht zu loben, seinen Augen vorzüglich mit auf die ungemeine Anzahl der Fehler richte, die zum Theil offenbar genug in die Augen fallen, wenn sie der grosse Haufen der Recensenten nur sehen wollte.

2) Ein Recensent muß voraussetzen, daß er für Leute schreibe, die die abgehandelte Materie schon verstehen, nicht für solche, die sie erst lernen wollen. Ist von den schönen Wissenschaften die Rede; für Leute die einigen Geschmack haben. Solche Leute empfinden selbst die Schönheiten, ohne daß in allen Fällen es nö-

thig

wer am freigebigsten ist, philosophisch nennen kann. Ueberhaupt suchen wir keinen Witz, wir brauchen ihn aber, wo er natürlich seinen Platz finden kann.

Man macht uns ferner den Vorwurf, dass wir in den zu beurtheilenden Schriften bloss Fehler suchen. Freylich erfordert die Unpartheilichkeit, dass man so gut die Schönheiten als die Fehler eines Buches anzeigen. Und wir glauben, wenn wirkliche Schönheiten in einem Werke vorhanden gewesen, dass wir diese niemals unangezeigt gelassen. Wir haben auch öfters gelobet, und ein gegründetes Lob mit zwey Worten, ist vielleicht wichtiger, muss dem Verf. unstreitig angenehmer seyn, als zehen Seiten leere Complimente, die andere Recensenten, um einen gewissen Anstand zu beobachten, dem Mittelmässigsten zu machen pflegen. Es sind aber wichtige Ursachen, warum sich ein unpartheiischer und gründlicher Recensent öfters mehr bey den Fehlern, als bey den Schönheiten verweilen muss. Ich will einige dieser Ursachen anführen:

1) Es

[illegible]
[illegible]
zu lesen, [illegible]
sagt nicht genug, [illegible]
Geschlechter der [illegible]
so große Menge [illegible]
in den schönen Wissenschaften [illegible]. Es
ist also in Deutschland [illegible] Re-
censent, der die Grundsätze [illegible] der all-
gemeinen Sache zu wider, [illegible]
lich mit auf die [illegible]
richte, die zum Theil offenbar [illegible] Au-
gen fallen, wenn sie der größte Haufen der Recen-
senten nur sehen wollte.

2) Ein Recensent muß voraussetzen, daß er für Leute schreibe, die die abgehandelte Materie schon verstehen, nicht für solche, die sie erst lernen wollen. Ist von den schönen Wissenschaften die Rede; für Leute die einigen Geschmack haben. Solche Leute empfinden selbst die Schönheiten, ohne daß in allen Fällen es nö-
thig

thig wäre, ihnen solche weitläufig zu zergliedern. Ein anders ist es, wenn man Leuten die noch gar keinen Geschmack haben, erst Geschmack beibringen will. Diesen freilich muß man aus den alten und neuern klaßischen Schriftstellern die Schönheiten vorlegen, und sie ihnen empfindlich zu machen suchen. Gesetzt aber ein Recensent wolte seinen Lesern auch ein solches Collegium lesen, so würde sich doch sehr leicht zeigen, daß die wenigsten Neuern zu Exempeln dienen könten, da nur sehr wenige Bücher herauskommen, an denen viel Schönheiten zu zergliedern sind.

3) Ist es eine Pflicht desjenigen, der andern Geschmack beibringen will, daß er bey Zergliederung der Schönheiten, auch für den Fehlern warne, so hat ein Recensent noch nöthiger für die Fehler zu warnen, wenn er für eine Nation schreibt, die zwar einigen Geschmack hat, aber deren Geschmack noch nicht gesetzt genug ist, daß sie in allen Fällen scheinbare Schönheiten, von wirklichen Fehlern, unterscheiden könne. Daß dieses bey

den

den Deutschen zutreffe, wird, glaube ich, beinahe niemand läugnen, der ein wenig in der neuesten deutschen Litteratur bewandert ist. Wenn es zumahl Fehler giebt, die ansteckend sind, soll nicht ein Patriot laut dawider reden. Seitdem ein berühmter Gelehrter zuerst seinen Namen zu höchstelenden Uebersetzungen misbrauchen lassen, haben wir nicht eine Menge Nachahmer gesehen, die fast jedes bekante gute Buch der Ausländer, aufs liederlichste verhunzet haben, und haben wir nicht gesehen, daß man sie fast in allen gelehrten Zeitungen ohne Untersuchung als vortreflich angepriesen hat. Haben denn nun die Verfasser der Briefe die neueste Litteratur betreffend, sogar unrecht, wenn sie ohne Umstände sagen, aber auch zugleich beweisen, daß ein solches Unwesen der gesunden Vernunft und der deutschen Sprache gleich gefährlich ist, daß die meisten von unsern Uebersetzern, unsere und die fremden Sprachen eben so wenig als die Materien verstehen, die in den übersetzten Büchern abgehandelt werden. Wir haben in allen dergleichen Fällen nur auf die Ehr-

erbietung

erbietung geschehen, die man der Wahrheit schuldig ist, und auf andere Umstände destoweniger geachtet, da wir keine besondere Verbindungen durchzusetzen haben, und von niemand Gegenschmeicheleyen verlanget. Dahero hat zuweilen dasjenige, was einem andern würde den Mund gestopfet haben, uns vielmehr zu noch freierm Reden ermuntert. Wir wissen z. E. sehr wohl wie viel Hochachtung man einem Cramer, einem Zachariä, schuldig ist; aber wenn der eine von diesen Gelehrten sehr wichtige Fehler in der Prose, und der andere sehr wichtige Fehler in der Poesie durch ihr Ansehn autorisiren, so sagen wir noch einmahl so laut, daß dis unausstehlich sey, weil offenbar ist, daß eben die Fehler grosser Leute, bey dem nicht genug bestimmten Geschmack einer Nation am allergefährlichsten sind. Wir lassen uns wohl gefallen, daß manchem unser Verfahren hart vorkommen mag, wenn nur wahre Kenner einsehen, wie nöthig es ist.

4) Wir

4) Wir gestehen, daß wir schwer zu befriedigen sind. Wir messen eine Schrift nach dem vollkommensten Grad ab, dessen sie fähig seyn könte. Beurtheilen wir z. E. etwas aus dem Felde der schönen Wissenschaften, so sind uns die grossen Beispiele der Alten und der Besten unter den Neuern vor den Augen. Wenn wir manche neue Schrift damit vergleichen, so können wir freilich mit dem Lobe sogar verschwenderisch nicht seyn. Ja so gar gegen so vollkommene Muster gerechnet, scheinet uns manche Schrift gar keine als erborgte und falsche Schönheiten zu haben, und kein Wunder also, wenn wir bloß die Fehler sehr nachdrücklich rügen, obgleich mancher, der in solcher Schrift noch Schönheiten zu finden glaubt, verlangen möchte, daß man auch von den Schönheiten sprechen solte.

Inzwischen suchen wir keineswegeß bloß Fehler aus Tadelsucht, oder aus Liebe zu Streitigkeiten. Wir suchen die letzteren vielmehr so viel als immer möglich zu vermeiden. Es ist wahr,

die

4) Wir gestehen, daß wir schwer zu befriedigen sind. Wir messen eine Schrift nach dem vollkommensten Grad ab, dessen sie fähig seyn könte. Beurtheilen wir z. E. etwas aus dem Felde der schönen Wissenschaften, so sind uns die grossen Beispiele der Alten und der Besten unter den Neuern vor den Augen. Wenn wir manche neue Schrift damit vergleichen, so können wir freilich mit dem Lobe sogar verschwenderisch nicht seyn. Ja so gar gegen so vollkommene Muster gerechnet, scheinet uns manche Schrift gar keine als erborgte und falsche Schönheiten zu haben, und kein Wunder also, wenn wir bloß die Fehler sehr nachdrücklich rügen, obgleich mancher, der in solcher Schrift noch Schönheiten zu finden glaubt, verlangen möchte, daß man auch von den Schönheiten sprechen solte.

Inzwischen suchen wir keinesweges bloß Fehler aus Tadelsucht, oder aus Liebe zu Streitigkeiten. Wir suchen die letzteren vielmehr so viel als immer möglich zu vermeiden. Es ist wahr,

erbietung gesehen, die man der Wahrheit schuldig ist, und auf andere Umstände destoweniger geachtet, da wir keine besondere Verbindungen durchzusetzen haben, und von niemand Gegenschmeicheleyen verlanget. Dahero hat zuweilen dasjenige, was einem andern würde den Mund gestopfet haben, uns vielmehr zu noch freiern Reden ermuntert. Wir wissen z. E. sehr wohl wie viel Hochachtung man einem Cramer, einem Zachariä, schuldig ist; aber wenn der eine von diesen Gelehrten sehr wichtige Fehler in der Prose, und der andere sehr wichtige Fehler in der Poesie durch ihr Ansehn autorisiren, so sagen wir noch einmahl so laut, daß dis unausstehlich sey, weil offenbar ist, daß eben die Fehler grosser Leute, bey dem nicht genug bestimmten Geschmack einer Nation am allergefährlichsten sind. Wir lassen uns wohl gefallen, daß manchem unser Verfahren hart vorkommen mag, wenn nur wahre Kenner einsehen, wie nöthig es ist.

4) Wir gestehen, daß wir schwer zu befriedigen sind. Wir messen eine Schrift nach dem vollkommensten Grad ab, dessen sie fähig seyn könte. Beurtheilen wir z. E. etwas aus dem Felde der schönen Wissenschaften, so sind uns die grossen Beispiele der Alten und der Besten unter den Neuern vor den Augen. Wenn wir manche neue Schrift damit vergleichen, so können wir freilich mit dem Lobe sogar verschwenderisch nicht seyn. Ja so gar gegen so vollkommene Muster gerechnet, scheinet uns manche Schrift gar keine als erborate und falsche Schönheiten zu haben, und kein Wunder also, wenn wir bloß die Fehler sehr nachdrücklich rügen, obgleich mancher, der in solcher Schrift noch Schönheiten zu finden glaubt, verlangen möchte, daß man auch von den Schönheiten sprechen solte.

Inzwischen suchen wir keinesweges bloß Fehler aus Tadelsucht, oder aus Liebe zu Streitigkeiten. Wir suchen die letzteren vielmehr so viel als immer möglich zu vermeiden. Es ist wahr,

die

die Liebe zur Wahrheit macht, daß wir unsere Meinung frey und ohne Umschweife entdecken, findet sich jemand dadurch beleidiget, so erwiedern wir nicht Scheltworte mit Scheltworten, führet jemand eine Vertheidigung, so verlangen wir nicht das letzte Wort zu haben, sondern lassen das Publikum richten.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 22. Julii 1762.

Beschluß des zweyhundert und drey und vierzigsten Briefes.

Fänden wir Lust an Streitigkeiten; so würde es uns sehr leicht seyn, sie ins unendliche zu verlängern; denn viele von unsern Gegnern sind sehr rüstige Leute: so aber haben wir uns möglichst davor gehütet; wir haben uns nie anders, als wenn es nicht zu ändern war, kürzlich vertheidiget; bloß wenn einige Punkte, die der Gelehrsamkeit nicht gleichgültig waren, dabey konten abgehandelt werden, sind wir etwas weitläufiger gewesen. Wir haben von manchen Sachen, nach Beschaffenheit der Umstände, lieber gar geschwiegen, um nicht in neue Streitigkeiten verwickelt zu werden. Ich will unter sehr vielen Beispielen nur ein einziges anführen: Sie wun-

dern sich vielleicht, daß wir Ihnen von einem gewissen sonst sehr nützlichem und schätzbarem Buche, * das schon vor Jahr und Tag herausgekommen ist, nichts gemeldet haben: Dis ist blos unterblieben, weil wir zum voraus sahen, daß wir einige Anmerkungen würden machen müssen, welche als das Signal zu der Erneurung eines Streites, hätten angesehen werden können, indem man uns durch die härteste Beschuldigungen schon einmahl zu einer weitläufigen Vertheidigung genöthiget hatte. Eben deswegen haben wir auch von den beiden leztern Theilen des nordischen Aufsehers ** nichts sagen wollen.

So

* Tellers Anmerkungen über die Cramerische Uebersetzung der Psalmen.

** Zwar hatte uns Herr Cramer, durch folgende Stelle in seiner Vorrede des dritten Bandes, ohnedem die Feder gänzlich aus den Händen gewunden. Er sagt: „Ich ersuche meine Leser, „ihre Wünsche mit den meinigen zu verbinden, „daß GOtt mich und alle, die der Welt durch „Schriften nützen wollen, regieren möge, sich darinnen

So dreist wir auch unsere Meinung von Büchern gesagt haben, so wenig haben wir iemals gesucht die Verfasser persönlich anzugreifen. Blos in den ersten Briefen ist eine Stelle stehen blieben, die in einem Privatbriefe Platz haben konte, aber die billig beym öffentlichen Abdrucke hätte wegbleiben sollen. Ausser dieser Stelle biete ich einem jeden Wiedersacher Troz, nur eine einzige Personalität anzugeben.

Wir reden nur von Schriftstellern als Schriftstellern, niemals von ihrer Person, niemals von ihrer moralischen oder politischen Seite.

„darinnen nichts zu erlauben, was nicht zu Verherrligung seiner Ehre, oder zur Ausbreitung der Frömmigkeit, der Wahrheit, und eines auch ihm gefälligen guten Geschmacks, gereichen kann." Muste uns hiebey nicht aus Hagedorns moralischen Gedichten der Mann in den Sinn kommen, der:

So schlau, wie St. Cyran, den Finger Gottes siehet.

Wie war es möglich mit einem solchen Manne ferner im geringsten über den guten Geschmack zu streiten.

Wir heissen einen Schriftsteller der schlecht ist, ohne Umstände, einen schlechten Schriftsteller, dis ist aber keinesweges eine Personalität, sondern ein Urtheil, das jeder Leser von Geschmack auch im Stillen fällen würde. — Schmeicheln wollen wir nicht, sondern die Wahrheit sagen, wird diese aber manchem unangenehm, so ist weder die Wahrheit, noch der sie sagt, Schuld daran.

Re.

Zwey-

Zweyhundert und vier und vierzigster Brief.

Man wird es endlich müde von Büchern zu schreiben, deren schlechter Styl nicht einmal durch die Brauchbarkeit des Inhalts vergütet wird. Was nüzt es Ihnen Bücher zu kennen, die Sie nicht lesen sollen? Was nüzt es mir Bücher zu lesen, die ich nicht nuzen soll? Man kann freylich bey einer solchen Verschwendung seiner Zeit die zweyfache Absicht haben, seine Nation auf den wahren Zustand ihres Geschmackes aufmerksam zu machen; und in schlechten Schriftstellern das Gefühl der Schaam rege zu machen. Es ist aber schon um die Erreichung der leztern Absicht gethan. Denn

> Who shames a Scribbler? break one Cobweb thro':
> He spins the sligt self-pleasing thread anew.
> Destroy his fib or Sophistry — in vain,
> The Creature's at his dirty Work again:
> Thron'd on the Centre of his thin designs,
> Proud of a vaste extent of flimzy lines.
>
> *Pope's Ep.*

Die andre Absicht erhält bey der Ausführung zu ihrem Gefolge nur Haß und zuweilen noch mehr, doch dis benimt ihrem Adel nichts. Einer Nation zu sagen, so weit und noch nicht weiter seyd ihr in eurem Geschmacke; jezt steht ihr an dem Rande, wo ihr — nicht von der grösten Höhe — denn so hoch seyd ihr noch nicht gestiegen, sondern von irgend einem Absaze, wohin ihr endlich gelanget, tiefer als vorhin stürzen werdet, wenn ihr euch nicht in acht nehmet. Die andern Nationen sind vor euch, Deutsche! dichte genug an dem Ziele ihrer glorreichen Laufbahn herumgefahren; spätere unter ihren Genies wolten sich noch dazwischen drängen; und sind deswegen auf Nebenwege ausgefahren. Zu eurem Unglücke, meine deutschen Brüder! seyd ihr Zeitgenossen von den leztern, euer zweydeutiger Geist der Nachahmung preißt sie euch als Muster an: und da eure Periode, die erst auf der Hälfte ist, mit den andern schon vollendeten zusammen stößt: so seyd ihr in Gefahr den guten Geschmack zu verlieren, ehe er recht stark bey euch geworden ist. —

Dieses einer Nation zu sagen, solte doch, glaube ich, etwas nüzliches seyn. Nur durch den ausgebildeten Geschmack wird eine Nation für sich bestehend, wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf. Ihre Gesinnungen, ihre Maximen, ihre ganze Denkungsart werden ihr durch die Werke des Geistes beygebracht. Muß sie diese von fremden und sogar neuern Nationen entlehnen: so findet sich darinn entweder immer die Nüance, welche der Karakter der fremden Nation allen ihren Ausarbeitungen einprägt, oder sie dünkt sich wenigstens geringer als die fremde, und hat nicht das Herz Original zu werden. Warum solte ich es nicht sagen? Wären wir Deutsche vor dreyßig Jahren nur soweit gewesen, als wir jetzt sind; so würde unser Königlicher Schriftsteller zu unserer Ehre ein deutscher Schriftsteller geworden seyn, und er schriebe nicht französisch, wenn er wie ein Deutscher handelt. Halten sie mir diesen Ausdruck nicht für zu stolz. Ich wolte es wohl aus der Geschichte erweisen, daß keine andere Nation, ohne irgend einen Schwindel im Kopfe, ohne irgend ein Puppenzeug, ohne grosse Vortheile die ihr vor-

 gehalten

gehalten werden, unter einer Reyhe von Unglücksfällen mit gleicher Gedult, gleicher Standhaftigkeit, aushält, als eben die Deutsche.

Ob aber daran was gelegen sey, daß ein Volk selbst Original ist: das können ihnen die Jahrbücher der herschenden und dienenden Völker zeigen, wenn sie noch daran zweifeln solten. Wie können aber die Deutsche sich zu Urbildern erheben, wie können es unsre Schriftsteller? Enthusiasmus! liebster Freund, Enthusiasmus! nichts ohne diesen; alles, wenn er sich einmal der Nation bemeistert hat. Aber freylich muß er gutartig seyn. Und fehlt es den Deutschen etwa an Materie dazu? Hannibal trieb ihn vollends in die Römer hinein. O wahrhaftig, in den letzten sechs Jahren hat es auch nicht an Keilen gefehlt. Und soll die Nation, welche so ofte gesiegt und deswegen verehrt worden; so oft besiegt und doch bewundert worden; die Nation die einen König hat, dessen persöhnliche Eigenschaften unter dem Auge der Vorsicht einen Feind zum Freund umgeschaffen; der nicht mehr als Würgengel tausende in einer Stunde niederschläget, sondern wie ein Engel

Gottes

Gottes sanft zum Frieden überredet, soll die Nation, die sich so vieles zu ihrem Ruhme erzählen, so viele Beyspiele ihren Kindern und Enkeln überlassen kann; soll diese nicht einen allgemeinen Geist fühlen, und sollen ihre Schriftsteller alsdann nicht mit Originalzungen reden?

Es wird uns immer hinderlich seyn, daß Deutschland nicht eine einzige Hauptstadt hat; aber bald, bald wenn nur eine vorgeht, nur in einer eine Anzahl Geister erscheinet, die den Ton der Wahrheit aus der erhizten Brust wegsprechen; werden sich die andern anschliessen und ihr Vorrecht behaupten, daß sie auch Deutsche sind. Wir dürfen nur unsre Vortheile kennen. An Fleis, an Nachdenken hat es uns nicht gefehlt; unsre Sprache — beugsam und stark, weich und ernsthaft, nachdrücklich und gelinde, gedrängt und deutlich hat sie sich unter einigen Händen bewiesen; nur eine Hand fehlet die sie führen kann. Unsre arbeitsamen Schriftsteller waren immer von vielen Nachschlagen schon ermüdet, und wenn sie nun zur Sprache kamen, so liessen sie die matte Hand sinken und die Sprache trollte ihren schläf-

 rigen

rigen Gang unter ihnen weg. Einige Jünglinge wolten stolzieren, hielten zu stark an; der Gang wurde holpricht; ihnen ward bange, und es ging noch schlechter.

Was aber das schlimmste ist: Wir kennen unser eigenes Genie nicht. Wir sind ernsthaft und bescheiden. Was würken wol diese Züge? Wir suchen in den Wissenschaften stille vor uns weg, und hat jemand was gefunden: so zeigt er es seinen Landsleuten ohne vieles Gepränge; diese beschauen es, und machen sogleich Gebrauch davon, ohne an Zierde oder Ausschmückung zu denken; unsere Ehrlichkeit und Bruderliebe erlaubt dieses. Ist ein Begrif etwa aufgeklärt, von einem gründlichen Kopfe deutlich gemacht worden; so wird er von uns allen, als bekant vorausgesetzt. Man beziehet sich mit kurzen Worten auf die gefundene Deutlichkeit, und verstehet sich einander. Hieraus entstehet in den tiefsinnigen Wissenschaften ein Vortrag, der uns eigen ist. Für uns ist er im höchsten Grade deutlich, und für jeden andern, der mit dem Zustande der Wissenschaften in Deutschland nicht genau bekant ist, muß er dunkel, subtil

und

und unverständlich seyn. Die Ausländer hingegen sind kaum auf einen von den Säzen gekommen, die wir durch logische Schulgriffe in Menge machen können: so erscheint er im Puze; die Sprache dabey muß gleissen, und jedermann der von diesem Satz Gebrauch machen will, läßt ihn in einem neuen Putz auftreten. Daher sie niemals so tief in die Materie eindringen als wir, aber ihr Vortrag hat den Vorzug, daß er allen Menschen verständlich ist, indem sie ausser den gemeinen Begriffen nichts als bekant, oder von einem andern erwiesen, voraus zu setzen pflegen. — — Ferner, unser Ernst, um auch diesen Zug hier etwas stärker auszudrücken, unser Ernst, hält uns immer zurück, Gegenstände, deren Grösse und Wichtigkeit zur Ehrfurcht reizen kan, in einen verkleinernden Contrast zu bringen, um sie lächerlich vorzustellen. Wir streiten über die wichtigsten Punkte, beweisen, widerlegen, läugnen, aber spotten können wir über dieselben nicht, ohne zu erröthen, und bleiben daher meistens Neulinge in der Frechheit. Ist uns nicht dadurch unser Originalplaz angewiesen? O ja,

ihr

ihr Deutschen, stehet dichte daran, nehmet euch nur vor zweyen Fehlern in acht! Laßt euch durch den Leichtsinn einiger Modescribenten nicht davon wegtändeln. Behauptet hartnäckig den Platz, den euch die Natur angewiesen; aber suchet auf demselben auch Anhöhen zu gewinnen, damit ihr andern auch merklich werdet. Philosophie, mit dem Schmucke der schönen Wissenschaften vorgetragen. Deutlichkeit zur Klarheit verschönert. Skelette auf euren Studierstuben, und fleischichte Körper mit erhöheten Farben vor dem Publikum. Die Muskeln könnt ihr immer auch dem gemeinen Auge und die feinsten Adern dem Auge des Kenners merklich machen. Die Redezierathen müssen euch Dienste thun; aber nicht mehr als nöthig ist, auch die Sinne zu unterhalten, indem die Vernunft arbeitet, nicht mehr als sich von der Schönheit neben der strengsten Wahrheit verträgt. Die Gedanken müssen unter der Sprache nichts leiden, sie müssen nach den strengsten Regeln der Kunst richtig, und auch richtig angeordnet seyn.

Haben

Haben denn nun die Leute so entsezlich Unrecht; die eure seichten Schriftsteller; eure Gernwitzige verachten, weil ihre Gedanken schief sind; die eure schlechten Uebersetzer brandmarken, weil sie euch die Sprache verderben. Verderben sage ich. Sie machen sie weitschweifig, sie geben ihr fremde Wendungen; sie verzerren den Zusammenhang; sie machen Begriffe schwankend. Seht es immerhin für Kleinigkeiten an:

— — hæ nugæ seria ducent
In mala

und zwar nicht blos den, der ausgelacht wird; denn er wird nicht immer von allen übel empfangen, sondern die Nation die sich dadurch im mittelmäßigen erhalten läßt. Vir bonus & prudens kann nach dem Ausspruch des Horaz ein Kritiker seyn; ja wird es seyn, sobald ihn ein Freund über seine Arbeiten zu Rathe zieht; soll er es nicht seyn, wenn eine Nation seines Rathes, seines unvorgreiflichen Rathes bedarf? Nicht jeder Kritiker ist der einsichtsvolle der redliche Mann; aber es giebt doch in Deutschland gewiß noch hin und wieder einen; und wer es sey, den bestimme du, o

Nach-

Nachwelt! die du keinen Bekanten mehr vom Pranger zu erretten hast; da hingegen die jetzige immer ihre Freunde davon erlösen wolte, die andern aber mit allem Beyfall wohl daran stehen liessen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

B.

Zwey-

Zwey hundert und fünf und vierzigster Brief.

Ich habe den vierten Theil meiner Monogamie verbrant, sagt der Herr v. Premontval, und ich weis es am Besten, wie viel das Publikum dabey verloren hat. — Der Verlust mag nun so gros seyn als er will; uns Deutsche, deucht mir, hält der Hr. O. C. R. Süßmilch durch seine Schrift, * von der Sie längst einen Auszug verlangt haben, schadlos. Diese Schrift hat zwar einen weit grössern Plan, als die Premontvallische Monogamie; allein, auch über diesen Punkt wird sie ihre Erwartung vollkommen vergnügen. Um einmal ein Urtheil im voraus zu fällen, das ich erst durch meinen Auszug erweisen mus: so will ich sagen, daß dieses Buch eines

* Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode, und der Fortpflanzung desselben, erwiesen von Süsmilch, 2 Theile, 2te Ausgabe, Berlin, 1761, im Verlag der Realschule.

eines der nützlichsten in unserm Jahrhundert ist. Dis muß mich auf Betrachtungen leiten, die Sie ohnehin als eine Art von Vorrede von mir zu erwarten gewohnt sind.

Der Beschluß folgt.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 29. Julii 1762.

Beschluß des zweyhundert und fünf und vierzigsten Briefes.

Vor allen andern: was für ein Anblick für ein Sorbonnisches Auge den verdammten Saz des Montesquieu: La Monogamie est une affaire de calcul: diesen Saz von einem rechtschaffenen und vernünftigen Geistlichen, der gewis der Christlichen Religion nichts vergiebt, durch Beweise, die der Präsident weggelassen hat, bestärket zu sehen? Und was ist denn wohl ärgerliches an diesem Saze? Eben deswegen, weil der Stifter unsrer Religion gewußt hat, daß die Ausrechnung des Verhältnisses beyder Geschlechter gegen einander im Produkte meistentheils eine Mannsperson gegen eine Weibsperson gebe, eben deswegen hat er uns die Monogamie eingeschärfet.

Ist denn also nicht der Geist dieses Gesetzes eine vorangeschickte Ausrechnung; welche in ausserordentlichen Fällen, die der Gesetzgeber aus Vermutung, daß man seinen Geist fasse, unberührt läßt, welche in solchen ausserordentlichen Fällen auch das Gesetz anders bestimmet? Ueberhaupt aber betrachten Sie nun die Geschichte dieser Wahrheit, daß nur eine Frau für einen Mann gehöre. Ganzen Nationen ist es nicht einmal eingefallen, daß dieses wahr seyn könnte. Andre haben das Gegentheil davon oder auch den Saz selbst in Uebung gebracht, je nachdem die Gesetze des Staates oder der Religion das eine oder das andre anordneten. Weil die Sucht der Heiligkeit sehr balde die gänzliche Enthaltung von Weibern, als das beste Mittel zur Vervollkommnung angab: so waren andre ehrliche und weniger heiligsüchtige Leute froh, die Erlaubnis zu einer Frau wenigstens noch zu behalten. Die Spötter und Freylebende, die nicht lange nach der Reformation zum Vorschein kamen — wie sie denn immer zu kommen pflegen, sobald der grosse Aberglaube gestürzt ist, aus dem natürlichen

Grunde, weil die Menschen nicht leicht die Mittel halten — Diese Leute behaupteten ohne überlegte Einsicht, den Vorzug der Vielweiberey. Endlich sind wir soweit, daß wir ihre Einwürfe durch Gründe und nicht mehr durch Machtsprüche haben können; und ich glaube, es sagen zu können, daß dieser Saz eine Eroberung des achtzehnten Jahrhunderts ist.

Man mag dieses Jahrhundert im Scherze oder im Ernste das philosophische nennen: so viel bleibt immer gewiß, daß, wenn wir auch in spekulativen Materien noch nicht soweit sind, als wir wünschen, und doch immer weiter, als Ausländer wissen, die nur lesen und nicht lernen wollen: daß nichts destoweniger die politische Philosophie so grossen Fortgang unter uns zu gewinnen scheint, als sie nicht leicht vorher gehabt hat. Wundern sie sich ja nicht über dieses Beywort der Philosophie, daß dieselbe bey Unwissenden leicht lächerlich machen könte; Sie aber vermuthen lassen muß, daß ich wohl einigen Grund dazu haben dürfte, den sie bald hören sollen.

Wenn Sie eine Erklärung der Weltweisheit anzunehmen geneigt sind, die etwas mehr nach dem Boden schmeckt, worauf die menschliche Weisheit wächset, als die andre, die von allen möglichen Dingen schwazet: so sagen sie immer mit mir, daß die Philosophie eine Kentnis oder Wissenschaft oder Kunst sey, die Verhältnisse des Menschen gegen alles, was er ausser sich denket, anzugeben. Dazu gehört nun eine Kentnis der wechselsweisen Kräfte; und Sie sehen wohl, daß ich spekulative und praktische Kentnisse, die leztere von allen Arten, nach Beschaffenheit der Verhältnisse, und von der Mathematik soviel, als man jezt schon zu gebrauchen anfängt, zu dieser Philosophie bringen kann. Ich habe den Vortheil dabey, daß man den Menschen, für den diese Kentnisse gehören sollen, niemals aus dem Gesichte verliert; und ihn zwar nicht zum Mittelpunkte aller geschaffenen Dinge macht; welches wohl einer der grössesten und allgemeinesten Irrthümer seyn dürfte; aber auch nicht die Linien von dem Orte, wo er nun auch stehen mag, nach andern Dingen zu ziehen vergisset.

Zunächst führe ich auch dadurch den Philosophen in den Staat ein — keinesweges in das Kabinet. Denn es ist was anders als Bürger denken, und als Staatsminister rathen.

Lassen Sie uns einmal die Spöttereyen über die gelehrte Politiker durch ein freyes Geständnis hemmen: Verstehet man unter der Politik die Kentnis von dem jedesmaligen gegenwärtigen Interesse der Europäischen Mächte gegen einander; von ihrer wahren oder nur geglaubten Macht; von ihren ächten oder nur eingebildeten Hülfsquellen; ihren geheimen oder vorgeblichen Gesinnungen, ihrer aufrichtigen oder gelogenen Freundschaft, den Triebfedern ihrer Ränke und Verbindungen, den Karakteren der Mächtigen entweder dem Titel oder der That nach; und noch andern dahin gehörigen Stücken: so ist es wahr, daß der Gelehrte vom Handwerke in seiner Studierstube davon nichts ergrübeln kann.

Wem die geheimen Nachrichten und Briefe nicht mitgetheilt werden, der kann davon nichts wissen. Aber daß sich nur auch Leute, die zu diesen Geheimnissen blos als Leser kommen, nicht

zu viel darauf einbilden, denn ich unterscheide sie noch immer theils von dem, der diese Nachrichten erforschet, wozu immer Geld und nach Beschaffenheit der Umstände vorzügliche Talente der Seele oder des Körpers gehören; theils von dem, der auf diese Nachrichten ein System baut, das sich zu seinem Staate am besten schicket und es auch zur Ausführung zu bringen weis. Für den leztern vorzüglich gehört das Genie, das wie ein Schutzengel ein Reich schaffen, erhalten, schützen, erweitern kann.

Verstehet man aber unter der Politik die Kentnis von der Natur der bürgerlichen Gesellschaften, ihrer Geseze und wahren Vortheile, angemessen nach den Bedürfnissen, Kräften und Neigungen der würklich lebenden Menschen: so begreife ich nicht wie der Philosoph von dieser Kentnis soll ausgeschlossen seyn, ja wie ein andrer, als er, sie haben soll; woferne man nur nicht darunter blos den Professor auf der Universität sich denket.

Und diese Kentnisse sind es, die ich unter dem Namen der politischen Philosophie bezeichne und die jezt allgemein getrieben und allgemein beliebt

zu

zu werden scheinen. Die Linien des Systems, worauf jezt alle, und sicher genug bauen, sind ohngefehr diese: Jeder Staat muß blühen, und dazu gehört vornemlich Sicherheit von aussen; so wie die Pflanze gegen den allzurauhen Nordwind geschüzet wird. Diese Sicherheit erhält man entweder durch eigene furchtbare Macht, oder durch mächtige Bündnisse. Beyde können und müssen bey grossen Staaten verbunden werden. Diese Macht aber rührt nicht von vielen Provinzen, sondern von vielen Einwohnern in den Provinzen, her. Viele Einwohner erhält man entweder durch den Zuwachs von Erwachsenen oder von Neugebohrnen Also durch die Bevölkerung. Diese Bevölkerung nun hängt von den Ehen ab. Frägt sich, von monogamischen oder polygamischen? Die leztern werden verworfen. Aber die ersten? Man heyrathet nicht auf Zeit Lebens, wenn man nicht Frau und Kinder ernähren kann. Woher der Unterhalt? Durch Arbeit; und welche Arbeit? Ackerbau und Fabriken: und jener kann nicht besser getrieben werden, als durch eine weise Vertheilung der Aecker. Dis ist

 das

das System des Mirabeau und aller anderer, die zu dem nämlichen Zwecke arbeiten. Sie sehen aber wol; daß man um diesen Sätzen ihre Gewisheit zu geben, wissen mus; wie das Verhältnis der Lebenden zu den Gestorbenen, dieser zu den Gebohrnen, der Lebenden zu den Verehlichten, und alles dieses nach Beschaffenheit der verschiedenen Aufenthalte, ist, die sich die Einwohner wählen. Hier fängt nun die Süßmilchische Schrift an, ihre Brauchbarkeit zu zeigen, und sich, wie ich hoffe, in ihrem wahren Standorte darzustellen.

B.

Zweyhundert und sechs und vierzigster Brief.

Die Kritik über die Ordnung, welche der Verfasser einer Schrift gewählt hat, ist immer gefährlich, weil es immer schwer seyn mus, sich gerade in den Gesichtspunkt zu stellen, aus dem der Schriftsteller seine Materie übersehn und darnach angeordnet hat. Seine Absichten ebenfalls können ihm manches zu seiner Ordnung anrathen, was einem andern, dem sie nicht alle bekant sind, verkehrt scheint. Ich will also nicht sagen, daß ich des Hrn. O. C. Raths Ordnung tadle. Es wäre was verzweifeltes, wenn in einer Schrift, die von lauter Ordnung handelt, Unordnung wäre. Aber an Sie darf ich ja alle meine Grillen, und folglich auch die Ordnung, die ich mir, wenn ich ein ähnliches Werk schreiben wolte, dem Zusammenhange mit andern Kentnissen gemäs, würde gewählt haben, frey überschreiben.

Ich würde den Saz, den der Hr. V. im 13ten Kapitel abhandelt, daß die Vorsorge für die Erhaltung des Lebens der Unterthanen nothwendig und nüzlich sey, als allgemein zugestanden, weglassen, oder ihn mit ein Paar Worten nur berühren; damit ich nicht Wissenschaften ganz abzuhandeln schiene, wozu mein Beytrag nur als ein Theil anzusehen wäre. Es ist ein Fehler unserer Nation, der ihr von der unrecht verstandenen mathematischen Methode noch immer anklebt, daß sie fast keine einzelne Materie abhandelt, ohne das ganze System zugleich mit durchzulaufen. Bey diesem 13ten Kapitel werden sie zwar mit mir gestehen, daß der Hr. V. durch seine Tabellen alles interessant machen kann. Aber doch wäre es in meiner Schrift wenigstens an diese Stelle keineswegs gekommen.

Meinen Anfang würde ich, deucht mir, ganz natürlich mit der etwanigen Bestimmung aller Einwohner auf dem Erdboden gemacht haben. Ich hätte meinen Lesern beym Eintritte gleich den

vollen

vollen Schauplaz gezeiget, damit sie desto bequemer die Ankunft der einen, und den Abtritt der andern, wahrnehmen, und dann überzählen könten, auf welcher Seite der Ueberschuß wäre. Auf der einen Seite des Schauplatzes werden einige herausgetragen, auf der andern Seite sinken einige vor unsern Augen weg. Hier kämen also die Verhältnisse der Gestorbenen, gegen die Lebende; der Gebohrnen gegen die Lebende; und der Gebohrnen gegen die Sterbende zu stehen, wobey ich allerdings den Unterschied aller dieser Verhältnisse nach den verschiedenen Aufenthalten der Menschen in grossen Städten, kleinen Städten und Dörfern bemerken würde. Diese Stücke kommen im 2ten, 6ten und 7ten Kapitel des Hrn. B. vor.

Weil keine Geborne zum Vorscheine kommen, woferne sich nicht die Lebende gatten: so würde ich nun zunächst Achtung geben, wie sich diese paaren, und in welcher Anzahl sie sich stellen. Diese Betrachtung müßte mich auf das Verhält-

nis

nis der jährlich getrauten Paare zu den Einwohnern eines Ortes, und auch der Gebornen zu den Ehen führen. (das 4te und 5te Kap. in Hrn. Süßmilchs Abhandlung.) Allerdings könte sich hier die Anmerkung über die Geschwindigkeit der Vermehrung anschliessen (das 8te Kapitel der Schrift.) Alles dieses wäre gleichsam für die Augen. Mein Leser betrachtet mit Erstaunen, fängt an Aehnlichkeit und Wiederholung eines beständigen Gesezes zu bemerken; ich helfe ihm zählen, die Verhältnisse entdecken, und er müßte nun neugierig genug seyn, um verschiedene Fragen über die Ursachen dieser Erscheinungen anzustellen. Die Forschung nach Ursachen leitet immer auf das Philosophische. Hier also fienge sich eigentlich meine politische Philosophie in dieser Schrift an. Die natürlichste Frage, und welche jeden zuerst einfallen mus, ist wol diese: woher der Unterschied, der sich bey allen diesen Verhältnissen zwischen grossen und kleinen Städten, und Dörfern findet? Bey der Auflösung würde man geneigt seyn, ohne langes Nachdenken beydes die

physi-

physischen und moralischen Ursachen anzugeben, welches doch nicht hinlänglich wäre, wenn man sich nicht erst über die Bedeutungen genau erklärte. Eine allgemeine Meynung ist fast immer gewesen, daß durch das Clima die Fruchtbarkeit, nebst der Dauer des Lebens bestimmet werde, da doch die Uebereinstimmung der Tabellen auch von den entferntesten Gegenden gerade das Gegentheil darthut. Man mus nur nicht Leute nehmen, die von einem Clima in das andre sind versezt worden. Nennt man aber physische Ursachen, wozu Kräfte natürlicher Dinge, ohne nächste Richtung derselben von dem, auf welchen sie wirken, gebraucht werden; moralische hingegen, wozu eben diese Kräfte durch eigene Richtung dessen, der ihre Wirkung fühlet, angewant werden: so wird es schwer fallen, sie so auseinander zu sezen, daß nicht eine in die andre laufe. Nichts destoweniger würde sich für die erstere Krieg, Hungersnoth, Brand, Fluthen, Seuchen, unfruchtbares Land, Einrichtung der Regierungsform und Anordnung der verschiedenen Stände angeben, für die andern

den Aufwand und die Sitten sezen; darunter vorzüglich Faulheit, Trunkenheit und tiefe Unwissenheit meiner Betrachtung würdig scheinen müßten.

Die Eintheilung in die Beförderungsmittel der Ehen und Geburten und Hinderungsmittel des Todes könte demjenigen bequem dünken, der weitläufig seyn wolte; obgleich auch diese beyde Stücke manchmal in einander laufen.

Doch sie sey einmal angenommen. Man könte alsdann bey den erstern die falschen von den wahren absondern. Unter den falschen haben sich besonders zwey sehr berühmt gemacht; die Polygamie und die auf kurze Zeit geschlossene Ehen, welche leztere als eine Art der Entschädigung für die im römischen Rathe verworfene Polyandrie angesehen werden können. Die erste müste durch das Kapitel von der Ordnung in der Fortpflanzung beyder Geschlechter ganz zu Boden fallen, und die daraus folgende Unbequemlichkeiten hiengen sich ganz natürlich an eben dieses Kapitel an. Ich will unten noch ein Paar Worte über diese

Materie

Materie sagen, und gehe also weiter. Die Ehen auf fünfjährigen Kontrakt, nach dem Vorschlage des Marschals von Sachsen würden auf der Prüfungswage ebenfals zu leicht befunden werden.

Zu den wahren Mitteln gehört die Agronomie, Sorgfalt für Fabriken und Handlung, Aufsicht über die Sitten, Bestimmung des Aufwandes, Vertheilung der meisten Einwohner auf das Land und in kleinere Städte, und vornemlich Anmassung vieler Kinder für den Staat. Es ist unbegreiflich wie dieses letztere Stück von allen Regierungen bisher so nachläßig hat können behandelt werden. Man glaubt durch Findel- und Waysenhäuser alles gethan zu haben, und würklich bleibt doch noch das Wichtigste zu thun übrig.

Bey den Hinderungsmitteln des Todes würde sich abermals dem Auge ein seltenes Vergnügen durch die wichtige Tabellen des Hrn. S. verschaffen, darin die Ordnung der Sterbenden nach den Krankheiten, den Jahrszeiten, und dem Alter erläutert

läutert wird. Was für ein merkwürdiger Aufzug, wenn wir die Abtretende von der grossen Bühne nach diesen Ordnungen sich richten sehen, und die volle Schaar der Unmündigen, welche die Bände des Lebens noch nicht gefühlet haben, voran eilen; die andern, welche angefangen die Süßigkeiten des Lebens zu kosten, hurtig nachfolgen, die übrigen endlich mit Schweiß und Staube bedekt, durch Sorgen gerunzelt, und durch Seufzer entathmet diese Last träge nachschleppen, und jährlich eine bestimmte Zahl derselben sie abiegen sehen.

Der Beschluß folgt.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 5. August 1762.

Beschluß des zwey hundert und sechs und vierzigsten Briefes.

Auch die wichtige Lehre würde nicht allzu leise für unsre Ohren ausgesprochen werden, daß wir durch unsre Sorgfalt zwar die dem Menschen gesezte Stufen erreichen, keinesweges aber sie weiter hinaus rücken können.

Der Kanzler Bacon würde sagen: Am Ende dieser Schrift bringe ich nun meine Metaphysic an; und nachdem ich mich lange genug unter den Menschenkindern verweilet, um ihre wichtigsten Veränderungen, und die daraus zu erndtende Vortheile zu betrachten, schwinge ich mich zu dem Göttlichen, lehre die Ordnung und lasse die Absichten des Schöpfers errathen. Allerdings müßte eine solche Betrachtung, zu der die Bewei-

se das ganze Buch hindurch vorangeschickt werden, am Schlusse desselben eine vortrefliche Würkung thun, die den Großen der Erde, oder denen, die nur allzu ofte ihre Stelle, manchmal zu gutem Glücke der Unterthanen vertreten, noch näher gerückt würde, wenn der Verfasser in dem erhabenen Styl eines Burnet, (in seiner Theorie der Erde) oder gleichsam mit dem feyerlichen Tone der Schuzengel, welche bey der Geburt und dem Tode der Menschen die Aufsicht haben, von seinen Lesern Abschied nähme.

B.

Zwey hundert und sieben vierzigster Brief.

In meinem lezten Briefe habe ich Ihnen an statt einer Abschrift der 25 Kapitel des Hrn. O. C. R. Süßmilchs, meinen unmaßgeblichen Plan über die nämliche Materie, vielleicht aus der einzigen Ursache überschickt, weil ich lieber zugleich denken, als blos abschreiben wolte. Unterdessen ziehe ich auch noch diesen Vortheil daraus, daß ich die Stücke, die ich etwa ausziehen werde, nach meinem Entwurfe anführen kan, ohne mich ängstlich an die Folge der Kapitel zu binden Das historische geht voran, wie sie wissen, das philosophische kömmt nach.

Die Sterblichkeit ist auf dem Lande $\frac{1}{42}$, in den kleinern Städten $\frac{1}{32}$, in sehr grossen $\frac{1}{24}$, in Berlin (aus welcher Ursache weis ich nicht,) $\frac{1}{28}$, im Durchschnitte einer ganzen Provinz $\frac{1}{36}$; folglich, die Todten einer Provinz, 36 mal genommen, geben die Zahl der Einwohner; und der Herr B. nimmt eben daher (Th. 1 S. 79.) auch zur Regel an: „wo nur halb so viele sterben, da

 „leben

„leben auch nur halb so viele, nämlich wenn Zei„ten und Orte ähnlich sind. Die Regel mag ganz richtig seyn; ich gestehe aber, daß mir das Beyspiel von Halle einige Schwierigkeiten macht: Für das Jahr 1710 stehen 500 Gestorbene; Für das Jahr 1751 steigt die Zahl bis an 1530. Ich kann die Sterblichkeit nicht so groß als in Berlin, und nicht so klein als in den kleinern Städten annehmen, sie mag also $\frac{1}{30}$ seyn. Für das Jahr 1710 kommen daher 15000, für das Jahr 1751 aber 45900 Einwohner. Nun ist offenbar, daß in neuern Zeiten alle Akademien an der Anzahl der Studierenden abgenommen; die Regierung von dar nach Magdeburg verlegt worden, die französische Colonie, wie fast allenthalben, ausser in Berlin, kleiner wird; daß ferner die beyden Jahre einen Unterschied an Getauften haben, der merklich zum Nachtheil des neuern ausfält: Und doch sollte die Zahl der Einwohner dreymahl so groß geworden seyn?

Unter 108 zugleich Lebenden scheint wohl am gewöhnlichsten ein Ehepaar zu entstehen; oder unter 54 lebenden Personen heyrathet eine; wenn man

man nicht auch die Ausnahme der holländischen Dörfer sieht, da immer einer unter 32 in den Stand der Ehe tritt. Gegen jede Ehe kommen etwa 4 Kinder; in Leipzig wegen einer verborgenen Ursache der Unfruchtbarkeit nur 3. Auf dem Lande verhalten sich die Gebohrne zu den schon Lebenden, wie 1 zu 30, in kleinen Städten 1 : 24 und in Berlin 1 : 28; welches merkwürdig genug ist, da man leicht schliessen solte, daß auf dem Lande die Geburten schneller giengen; auch die Ehen häufiger wären; hieraus kann eine tiefe noch zu heilende Wunde vermutet werden.

Sechs und sechzig stehende Ehen geben jährlich nicht mehr als 15 Kinder, und eben so viel Familien nur 10. Bey dem allen bleibt ein Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbene, die sich gegen einander verhalten wie 133 : 100; woraus nichts destoweniger die Verdoppelung der Einwohner in einer Provinz nach Verlauf von 96 Jahren geschehen kann.

Der Herr V. hat diese Materie von der Geschwindigkeit der Vermehrung in einem eigenen Kapitel abgehandelt, und durch Tabellen, die

Herr Euler gerechnet, erläutert. Dieser hat schon in seiner Introd. in Anal. Infinit. die hieher einschlagende Exempel gegeben; und gezeigt, daß wenn die Zahl der Lebenden jährlich nur um $\frac{1}{144}$ anwachse, doch die lebende Menge in hundert Jahren verdoppelt seyn könne. Quam ob caussam setzt er S. 81. hinzu: maxime ridiculæ sunt eorum incredulorum hominum objectiones, qui negant tam brevi temporis spatio ab uno homine universam terram incolis impleri potuisse.

Bey dieser Materie streitet unser V. auch gegen den Herrn v. Bielefeld und andre, die geglaubt haben, daß von Periode zu Periode auf dem Erdboden beinahe eine gleich grosse Anzahl von Menschen lebe. Mir scheint alles auf einen Wortstreit hinaus zu laufen. Werden die Einwohner in einer Provinz, in einem Staate vermehrt, und nach Verlaufe einiger Zeit gar verdoppelt? Ja, niemand kann dis läugnen. Werden sich aber die merklichen Zusätze dieses Landes durch den merklichen Verlust eines andern, wo es auch seyn mag, und durch was für Ursachen dieses

auch

auch kommen mag, nicht wieder aufheben; so daß von tausend zu tausend Jahren ohngefehr eine glei- che Anzahl Menschen auf dem Erdboden lebet? Beyde Theile haben nur Muthmassungen, und ich sehe nicht, wozu die Entscheidung dieser Frage nützet: wenigstens thut ihre Bejahung der Gottes- gelahrheit gewiß keinen Abbruch.

Dem Preußischen Unterthanen muß anstatt der abstrakten Frage, das Beyspiel seines Staates wichtig scheinen, der in seinen alten Provinzen in der Zeit von 50 Jahren einen Zuwachs an 1090800 Seelen erhalten hat. Der V. zeigt, daß dieses eben so gut sey, als die Eroberung von zweyen Pro- vinzen, die so groß als Pommern und die Mark zusammen wären. Betrachtungen stürzen bey ei- nem solchen Anblicke gleichsam auf einen jeden zu; die Stelle aus dem Zuschauer, darinn die Siege und Eroberungen Ludwigs des XIV. gegen den Verlust seiner alten Unterthanen berechnet sind, fällt jedem ein: weil aber beydes in der Abhand- lung vom Schaden des Krieges bey der Bevölke- rung vorkömt, so schenke ich Ihnen die Mühe von mir etwas darüber zu lesen, und überlasse Ihnen

die Wahl entweder nachzudenken, oder den Hrn. W. nachzulesen. Leider können die Lorbern für euch Herren nicht in hinlänglicher Menge wachsen, ohne daß wir eine Menge Kornähren ausjäten.

Eine Kleinigkeit im Ausdruck will ich hier noch anmerken. Der Herr Verf. sagt immer (z. E. S. 276. 277.) nach Berechnung des Ueberschusses der Gebohrnen über die Gestorbenen: „Die „Zahl der Lebenden wird also mit $\frac{1}{72}$, oder mit „$\frac{1}{180}$, oder dergleichen vergrössert.„ Dieses heißt dem ersten Anblick nach die Zahl der Lebenden wird mit einem solchen Bruch multiplicirt; welches falsch ist. Die Zahl der Lebenden kriegt den Zusatz von $\frac{1}{x}$ n, oder wird durch so viel grösser.

Die Erforschung der Ursachen fängt nun an; und ich denke meine einzelne Anmerkungen für einen andern Brief zu sparen.

B.

Zwey=

Zweyhundert und acht und vierzigster Brief.

Ich finde bey nochmals angestelleter Durchsicht meines Planes, daß ich die Eintheilung in Vorsorge für die Ehen und Geburthen, und in Vorsorge gegen den Tod brauchen kann. Bey dem erstern Stücke sondere ich die Wegräumung der Hindernisse, von den Beförderungsmitteln, wahren oder falschen ab; und bringe unter beyde, physische und moralische Ursachen; die sich auch für das andre Stück, die Vorsorge gegen den Tod schicken.

Von dem Kriege, den Herr Süßmilch in allen seinen schröcklichen Folgen, als eines der gewaltsamsten Hinderungsmittel der Bevölkerung darstellet, will ich nichts sagen, da so viel über die Materie gesagt ist, und so wenig darauf geachtet wird; vielleicht kaum geachtet werden kann. Es mag seyn daß unsre Art Krieg zu führen, menschlicher geworden; Der gröste Vortheil liegt wohl in dem bessern Anbau der Länder in währendem Krieg; der doch nicht gegen einen 20 Jahre daurenden Krieg

aushält. Unsre Geschichte von Europa seit den Zeiten Carls des Vten, oder seit der Erfindung des Gleichgewichtes preßt der Menschheit Seufzer, und dem Philosophen Klagen aus.

Neuer, und eben so wichtig sind die Betrachtungen über die Hungersnoth. In England (Th. 2. S. 521.) bleibt bey einem fruchtbaren Jahre nicht mehr als auf 5 Monate Vorrath für das folgende Jahr übrig. $\frac{1}{10}$ Mangel an der Erndte macht $\frac{3}{10}$ höhern Preis, die Hälfte Mangel $\frac{45}{10}$ oder der Preis wird fünftehalbmal so hoch. Dis ist hinreichend zu Betrachtungen. Werden die Grossen der Erde noch nicht bald alle anfangen zu bedenken, daß Leute verhungern können, während, daß die Fürstlichen Tafeln besetzt sind? noch länger mit jener vornehmen Dame glauben, daß Leute, die Hungers sterben, nur noch Butter und Brodt haben?

Die Register von der Pest sind schröcklich. Sie raffet manchmal $\frac{1}{12}$, zuweilen $\frac{1}{3}$ ja bis zur Hälfte der Einwohner weg. Mitten unter diesen traurigen Anmerkungen steht die tröstliche Beob-

achtung;

achtung; daß die Pest durch gute Anstalten immer mehr könne abgehalten werden, welches England und Deutschland beweisen. Ein paar Anekdoten will ich hier ausziehen. „Um das Jahr 1711, „zwey Jahre nach der wütenden Pest in Preussen, „brachte ein Pohlnischer Jude alte Kleider zum „Verkauf in das Städtgen Reppen, so nur zwey „Meilen hinter Frankfurt an der Oder liegt, wo „keiner mehr an die Pest dachte. Plötzlich ward „nicht nur dieses Städtgen, sondern auch einige „nahe liegende Dörfer angesteckt. Allein durch „die genaueste Einschliessung aller dieser Oerter „ward die Verbreitung verhütet „ — „Im „Jahr 1758 sind in Breslau (vorzüglich in den „ersten Monaten) verstorben 18572. Es fehlte „also wohl nichts als der Name, die Pestbeulen, „und timor specificus, welches nach dem Urtheil „der Aerzte bey einer ausbrechenden Pest von be„sonders schädlichen Folgen seyn soll. Die be„ständige Gegenwart Sr. Königl. Majestät, nebst „Dero Gefolge, an diesem Orte bis zur Eröfnung „des Feldzuges im April, und die Sorgfalt ge„schickter Aerzte trugen ohnstreitig sehr vieles bey

„zur

„zur Verhütung mehrerer Folgen.„ Es ist unmöglich, den Dank den wir der Vorsicht schuldig sind, bey Erwähnung eines solchen Umstandes zu verschweigen, die sich des Helden und Königes, der dem Tod unter allen Gestalten in die Augen tritt, bedienet, um das Vaterland zu retten.

Die Regierungsform, im weitern Verstande, so daß sie alle Gesetze für das weltliche und geistliche begreift, kann unter den Hindernissen der Bevölkerung ihren Plaz finden. Sie wissen, was die Verfechter der Freyheit so ofte von dieser Seite für sich angeführt haben: Liberty and property ist das Losungswort der Engländer, und auch ihre angepriesene Quelle, woraus viele und gute Unterthanen geschöpft werden. Unstreitig muntern gute Gesetze auf, in einem Lande nicht nur sich niederzulassen, sondern auch in demselben seine Nachkommenschaft festzusetzen. Allein, wenn die Frage ist, ob der Unterschied, daß bey der einen Verfassung das Volk seine Stimme zur Regierung mitgeltend macht, bey der andern aber ganz davon ausgeschlossen ist, ohne jedoch gedrückt zu werden; ob dieser Unterschied sage ich, einen Unterschied

terschied in der Bevölkerung verursache: so wolte ich es wohl fast durchgängig verneinen. Herr Süßmilch ist hierinn mit mir eins, und es ist ihm bey dieser Gelegenheit eine Anmerkung entfahren, deren Verstand sie in ihrem ganzen Umfange fassen, und deren Dreistigkeit sie loben werden. (Th. 2. S 503.) „Der Mensch, sagt er, „ist so geartet, daß man aus ihm alles machen „kann. Er küsset seine Ketten, und die Geschich„te giebt Beyspiele, daß Völker sollen Dankfeste „gefeyert, daß sie ihre Freyheit verlohren, und „aus einer republikanischen Regierungsform in „eine monarchische und schlechterdings souveraine „sind versetzt worden.„ Meinem Erachten nach wäre in Absicht auf die Bevölkerung diejenige Regierungsform die nachtheiligste, darinn nicht nur einige Stände ganz vom Heyrathen ausgeschlossen sind, sondern auch eben diese Stände vor den andern so viele und so grosse Vorzüge, theils der Ehre, theils dem Reichthum, theils der Gewalt nach, voraus haben, daß die übrigen Stände entweder dadurch ganz niedergeschlagen, oder angelockt werden, ihre Kinder in die erstern

zu

zu versetzen. Sind ferner keine Schranken für diesen Uebergang geordnet, und können andre Stände nicht so viel Reichthum erwerben, der dem Ansehen und der Macht das Gegengewichte halten würde; herscht endlich ein Zwang, der ohne die Freyheit in der That ganz zu benehmen, ihr ofte den Anschein benimmt: so werden wenigstens Ausländer von freyen Stücken selten Colonisten in einem solchen Lande abgeben.

Dieser Nachtheil findet sich nun vorzüglich in den katholischen Staaten, darinn der ehlose Stand der Priester, der Vorzug dieses Standes nicht nur den Würden und der Macht, sondern auch den Reichthümern wenigstens der Gemächlichkeit nach; kleine oder übel bezahlte Armeen, Handel, der durch Monopolien entkräftet ist, Entfernung der Ausländer, Trägheit des Volkes, Versendung einer Menge desselben nach Colonien, die obenangeführten Umstände nicht nur völlig darstellen, sondern auch noch anhäufen. Der Schade, den das Verbot der Ehe für die Geistlichkeit in Absicht auf die Bevölkerung anrichtet, ist von so vielen mit so starken Farben gemahlet worden,

daß eine blosse Zeichnung entweder allzubekannt oder allzuschwach für Sie werden müste. Unerwarteter mag es für Sie seyn, daß der Herr V. behauptet, der Schade sey nicht so groß, als er selbst von Päbstlichen Schriftstellern angegeben worden. Freuen Sie sich nicht über diesen Gesichtszug eines redlichen Geistlichen, der einen Beweis für den offenbaren Nutzen der Kirchenverbesserung nicht einmal in dem ganzen Umfange brauchen will, der ihm selbst von den Gegnern zugestanden wird? Daß wir aber auch eine Beobachtung über den Fortgang des gesunden Denkens nicht versäumen! Vor hundert Jahren wolte ich keinem Prediger gerathen haben, eine nachtheilige Folgerung für die sogenante Hure zu Babel zu verringern. Man begnügte sich damals nicht, sie aus dem Lande verwiesen zu sehen, sondern gleich Strassenjungen liefen wir hinten nach, um sie noch mit Kothe zu werfen, der gewiß nicht immer vor ihrer ehmaligen Wohnung aufgelesen war.

Zurück auf meine Materie. Mir scheint doch der Herr V. den Schaden allzusehr zu verringern. Es müssen von den Lebenden nicht nur die Geistli-

chen

chen abgezogen werden, wenn man die Ehen berechnen will: sondern man müße auch wissen, wie viel jährlich in die Klöster oder überhaupt in den geistlichen Stand treten, um das Verhältnis der Ehen zu den Lebenden richtig zu bestimmen. Dieses beredet mich, daß in solchen Ländern der Ueberschuß der Gebohrenen über die Gestorbenen fast nichts seyn werde, wenn anders nicht diese politisch Todte zum Besten der Bevölkerung verstohlene Zeichen des Lebens zuweilen von sich geben.

Der Beschluß folgt.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 12. August 1762.

Beschluß des zweyhundert und acht und vierzigsten Briefes.

Montesquieu wird hier, die Hände auf den Rücken gebunden, vorgeführt, weil er seine Perser hat behaupten lassen, daß die Christliche Religion der Bevölkerung nachtheilig geworden. Wenn sie die Theorie unserer Gebote deswegen angeklagt haben: so sind sie offenbar ungerecht gewesen. Wenn sie aber die Christliche Religion, wie sie einen grossen Raum der Geschichte hindurch mit allem angehängeten Geschleppe erscheinet, darunter verstanden haben; so weis ich nicht, was wir ihnen eigentlich darauf antworten sollen. Die sehr bald entstandene Verfolgungen haben nicht nur eine ungeheure Menge vor der Zeit weggeraffet, sondern auch die dadurch verur-

sacheten Bedrängnisse, haben selbst den Rath eines Apostels veranlasset, daß der ledige Stand dem verehlichten vorzuziehen sey. Eine eingebildete Heiligkeit, wenn man sich der Weiber enthielte; die gnostische Philosophie von den frühern Rückflus der Seele in das göttliche Wesen, wenn man sich von der sündigen Materie und folglich auch vor der Vermischung mit derselben im eigentlichen Verstande hütete; die von den Barbaren nach Zerstückung des Römischen Reiches angenommene Christliche Religion mit allen irrigen ihr aufgebürdeten Lehrsätzen: die überhandnehmende Unwissenheit und dadurch verursachete Entäusserung der Güter zur Büssung der Sünden, wodurch vielen verarmeten Erben keine andre Hülfe als die Wahl der geistlichen Orden übrig bliebe; die ungemeinen Vortheile der Geistlichkeit, wodurch endlich die Barbaren selbst zu diesem Orden angelockt wurden, die von den Christen erregte Verfolgungen mit denen aus einerley Grunde übernommenen Kreutzzügen; der innern Religionszwistigkeiten zu geschweigen; alle diese Stücke, die zwar nicht in der Theorie unserer

Religion,

Religion, aber doch in ihrer Geschichte befindlich sind: solten diese nicht den Ueberschuß der Gebornen, ja einen grossen Theil der Lebenden viele Jahrhunderte hindurch weggewischet haben, ob ich gleich zugebe, daß die übertriebene Bevölkerung in Norden auf einem irrigen Urtheile beruhe?

Es findet sich aber auch in den Protestantischen Ländern ein ehloser Stand, der sehr grossen Schaden anrichtet, und der immer mehr zuzunehmen scheint. Der Herr V. wie Sie leicht vermuthen werden, hat ihn nicht übersehen. Daß die Soldaten, und noch weniger die untergeordnete Officiere, bey dem einmal eingeführten Solde, keine Familie ernähren können, ist eine allzu bekante Wahrheit, und wir fühlen die Folgen daraus, die vielleicht einem anhaltenden Kriege gleich zu rechnen sind. Man hat auf einer Seite durch die häufigern Erlaubnisse zum Heyraten für die Gemeine, und durch Stiftung eigener Armenhäuser für Soldatenkinder dem Uebel etwas abhelfen; auf der andern Seite es für nothwendig aus dem Grunde einer geringern Tapferkeit bey Beweibeten erklären gewolt. Die

sacheten Bedrängnisse, hab
nes Apostels veranlasset, d
dem verehlichten vorzuziehe
dete Heiligkeit, wenn ma
hielte; die gnostische Ph
Rückflus der Seele in
wenn man sich von d
folglich auch vor der S
im eigentlichen Verst
Barbaren nach Zerst
ches angenommene C
irrigen ihr aufgebür
handnehmende Unt
sachete Entäusserun
Sünden, wodurch
andre Hülfe als
übrig bliebe; die
lichkeit, wodur
diesem Orden o
sten erregte V
Grunde über
Religionszwi
Stücke, die

...und aber nur als
...ge für ein Vater=
...ntet, und der
...ur darben,
... Brodt gehen

...et in einer gewissen
...der auf dem Lande
...olten vertheilt wer=
...rrich, sie erst groß
... sie allenfalls schon
...gebraucht wer=
..., deren Be=
...e Soldaten, blos
..., eben diese Zu=
... so lange bis sie
... gewendet würden:
... schwer nicht fal=
... Jahren die Kleidung
... Nachher werden
...; der Bauer be=
komt

...t. gr. 8. Frkf.

und Mägde umsonst, der König
ohrne Soldaten, oder der Bedien-
en Zuwachs, der den sonst beträcht-
gang auf dem Lande vermindert, oder
bt. Wenn die Stiftungen für die Kin-
Soldatenwitwen verwant würden, deren
r im Dienste des Königes ihr Leben zuge-
und in die Fräuleinstifte nur Officierwitwen
nommen würden, in welchen Falle gewis die
ten Fräulein erst gnädige Frauen werden sol-
, (und auf einige wenige kömt es alsdenn nicht
): so dürfte alsdann meiner Einsicht nach, der
Schade besser aus dem Grunde geheilet seyn.

Was bisher unter Hindernissen der Bevölke-
rung ist angeführt worden, rechne ich auf physi-
sche Ursachen, weil einzelne Personen durch ihre
freye Bestimmung zu einem solchen Hindernisse,
das für sie erwächst, nichts beytragen, ob es
gleich andre moralische Wesen thun können.

Nun sind die sittlichen Ursachen noch übrig.
Diese bringe ich auf zwo: Aufwand oder Lu-
xus und Sitten. Nennen sie es auch Moden
und Sitten. Eine Mode ist die für schöngehal-

Hülfe ist unzureichend; der Grund aber nur als-dann wahr, wenn der Soldat nicht für ein Vaterland, sondern blos für Sold streitet, und der Staat den verdienstvollen Benarbeter darben, und die Kinder des Patrioten nach Brodt gehen läßt.

Herr Philippi * behauptet in einer gewissen Schrift, daß die Soldatenkinder auf dem Lande unter die Bauren zum dienen solten vertheilt werden. Die Schwierigkeit ist freylich, sie erst groß zu ziehen, so weit neulich, daß sie allenfals schon zum Hüten der Heerden können gebraucht werden. Wenn aber bey Regimentern, deren Befehlshaber oft Zulagen an ihre Soldaten, blos wegen der Grösse gegeben haben, eben diese Zulagen auf Beweibete mit Kindern so lange bis sie für die Dörfer tauglich sind, gewendet würden: so dürfte diese Erziehung so sehr schwer nicht fallen, zumal da in den ersten Jahren die Kleidung ihren Eltern so viel nicht kostet. Nachher werden diese Kinder zur Arbeit gehärtet; der Bauer bekomt

* J. A. Philippi, vergrösserter Staat. gr. 8. Frft. und Leipzig. 1751.

kömt Knechte und Mägde umsonst, der König entweder gebohrne Soldaten, oder der Bedientenstand einen Zuwachs, der den sonst beträchtlichen Abgang auf dem Lande vermindert, oder gar aufhebt. Wenn die Stiftungen für die Kinder an Soldatenwitwen verwant würden, deren Männer im Dienste des Königes ihr Leben zugesezt, und in die Fräuleinstifte nur Officierwitwen aufgenommen würden, in welchen Falle gewis die meisten Fräulein erst gnädige Frauen werden solten, (und auf einige wenige kömt es alsdenn nicht an): so dürfte alsdann meiner Einsicht nach, der Schade besser aus dem Grunde geheilet seyn.

Was bisher unter Hindernissen der Bevölkerung ist angeführt worden, rechne ich auf physische Ursachen, weil einzelne Personen durch ihre freye Bestimmung zu einem solchen Hindernisse, das für sie erwächst, nichts beytragen, ob es gleich andre moralische Wesen thun können.

Nun sind die sittlichen Ursachen noch übrig. Diese bringe ich auf zwo: Aufwand oder Luxus und Sitten. Nennen sie es auch Moden und Sitten. Eine Mode ist die für schöngehal-

tene Anordnung des nicht nothwendigen im Leben. Unter Sitten verstehe ich die festgesetzte freye Handlungsweise nach dem Karakter, nach Grundsätzen und nach Beyspielen. Ich glaube also Recht zu haben, diese Dinge zu unterscheiden, ob gleich eins in das andre seinen Einfluß äussern kann und meistens äussert.

Der Herr V. hat ein eigenes Kapitel, das die Ueberschrift führt: *Von der Schädlichkeit des Luxus.* Ich kenne keine schwerere Materie die sich mehr einem allgemeinen Ausspruche widersetzet, und davon mehr, sowohl für als gegen geschrieben worden. Mir geht es dabey, wie Popen bey den dogmatischen Streitigkeiten: Ich war immer, sagt er, der Meynung des letzten, den ich gelesen hatte. Der Luxus auf einen gewissen Grad getrieben, ist schädlich. Die gänzliche Verbannung desselben: wo hat sie ihre Grenzen? in dem blossen Zustande der Natur oder der ungebildeten Gesellschaft, eben so wie der Fortgang in de gänzlichen Entkräftung des Staates; bey unserer Handlung, bey den Fabriken, bey der Eintheilung der Stände, die nun einmal gemacht

macht ist: was soll man sagen? das einzige vielleicht, das schon gesagt ist; daß er in grossen Staaten seine Folgen nicht so schnell und nicht so gewaltig äussert, als in kleinen, daß man auf Mittel denken müsse, die schrecklichsten unter seinen Folgen zu hindern; welche Mittel nicht sowol in Gesetzen als in einem der ganzen Nation mitgetheilten Geiste bestünden, davon der grosse Vater des grössern Sohnes ein so glorreiches Beyspiel * gegeben hat; daß endlich eben dieser Luxus eines von den natürlichen Mitteln werde, wodurch die Vorsicht den Wechsel der menschlichen Dinge bewerkstelliget, und Königreiche erst untergräbt, daß sie nach und nach sinken und endlich bey ganz aufgehabener Zucht plötzlich in das Verderben stürzen, um auf ihren Trümmern neue Gebäude mit gleicher Mäßigung im Anfange aufführen zu lassen.

* Die Vergleichung zwischen dem Grossen Churfürsten und Ludwig den XIV. ist von dieser Meisterhand verfertiget worden; Ich wünschte, daß eine ähnliche zwischen Peter dem Grossen, und Friedrich Wilhelm angestellet würde. Plutarch hätte sie nicht ausgelassen. O! einen Plutarch für unsere Tage!

Unter die nachtheilige Sitten wolte ich vornehmlich Trägheit, Trunckenheit und tiefe Unwissenheit rechnen. Warum? weil diese einzig und allein etwas beständiges und allgemeines für eine ganze Nation werden können, da andre Laster nur auf eine Zeitlang und für einen Theil der Nation schädlich sind. Ich möchte niemals in solchen Dingen etwas übertreiben. Man schadet der guten Moral sehr, wenn man diesem oder jenem Mißbrauche so gräßliche Folgen beylegt, die die Erfahrung nicht bestätiget. Enge Köpfe verwerfen nachher auch das andre, was wahr ist. Lesen Sie einmal das folgende, was der Hr. D. C. R. (Th. 1. S. 475.) aus einem franz. Verfasser anführt, und urtheilen Sie, ob ich Recht habe. „Das „Schauspiel fehlte noch zu unserm Verderben; — „unsre Schauplätze sind privilegirte Oerter der „öffentlichen Prostitution. Die Debauche ist da„selbst gleichsam in ihrem Vaterland, und die „ungestrafte Laster in seiner Gemächlichkeit. „Wenn eine Frau durch ihr böses und liederli„ches Leben eine ganze Stadt geärgert hat: so „hat sie ein ohnfehlbares Mittel sich den Gesetzen

„der

„der Policey zu entziehen, wenn sie sich unter die „Comödianten begiebt. Das Theater ist der „Ort, wo alle Reichthümer unserer Städte sich „wie in einem Abgrunde verlieren. — Es heißt „bey denen, so am Ruder der Regierung sitzen, „daß man einem grossen Volke ein Amusement „schaffen müsse: eine allzuscharfe Untersuchung ge„gen die, so ihre Geschicklichkeit auf dem Thea„ter üben, könte sie alle Augenblick unterbrechen. „Allein diese Sätze haben unsere Bevölkerung „mehr als alle andre verringert „ Dieses letztere ist nun ganz offenbar falsch. Vergleichen Sie dieselben mit dem Cälibat, mit zwanzig andern Ursachen, die einem Staate in diesem Stücke schaden können. Wenn auch 200 Comödiantinnen in Frankreich sind, und auf jede 20 Mannspersonen kommen, die nach und nach in Verbindungen mit ihnen stehen, und zwar diese zwanzig noch ausser denen, die ohnehin nicht hätten heyrathen dürfen, (worunter die Animaux indefinissables vifs comme de moineaux des Voltaire eine gute Anzahl ausmachen:) wird denn dieses der Bevölkerung mehr schaden als alles übrige. Ich

bin weit entfernt die Unordnungen zu vertheidigen; allein, eine Wahrheit durchs Uebertreiben zur Falschheit zu machen, ist wohl das ärgerlichste Ding in der Welt.

Hingegen möchte ich darüber eine gute Abhandlung lesen, wie viel die tiefe Unwissenheit eines Volkes an der Zunahme seiner Einwohner hindert. Diese Unwissenheit besteht nicht in dem Mangel blos spekulativer Wissenschaften, sondern derer, die zur Erhaltung und Ausbesserung einer Gesellschaft unumgänglich nöthig sind. Sie ist eine Folge der Trägheit, und der erbärmliche Zustand einiger Afrikanischen Völker stellet ein lebhaftes Gemählde davon dar, wenn man sich anders auf Reisebeschreibungen verlassen kann.

B.

Zweyhundert und neun und vierzigster Brief.

Dieser Brief soll der letzte von denen seyn, deren Inhalt durch des Herrn Süßmilchs Schrift veranlasset worden. Weil Sie die Schrift vermuthlich selbst lesen werden: so habe ich ausser den ausgezogenen Verhältnissen fast nichts für Sie abgeschrieben, sondern immer nur den Hauptinhalt seiner Betrachtungen mit den meinigen begleitet, die hoffentlich auch die Ihrigen seyn werden. Wofür läsen wir auch solche Bücher, wenn sie uns nicht Anlaß zum Dencken gäben? Ich bin meinen Eintheilungen zu folge bis zu den Beförderungsmitteln bey der Vorsorge für die Ehen und Geburten gekommen; und zuerst muß ich die falschen durchgehen. Wenn ich mir ein Ansehen geben wollte, so würde ich sagen: Die Pforten der Serrails springen auf: ich sehe die Opfer der Begierden eines einzigen und noch öfters ihrer eigenen. u. s. w. Doch ich will lieber demüthig fortfahren. Von der Vielweiberey ist die Rede. Diese ist bisher fast immer durch

Gründe

chen abgezogen werden, wenn man die Ehen berechnen will: sondern man müße auch wissen, wie viel jährlich in die Klöster oder überhaupt in den geistlichen Stand treten, um das Verhältnis der Ehen zu den Lebenden richtig zu bestimmen. Dieses beredet mich, daß in solchen Ländern der Ueberschuß der Gebohrnen über die Gestorbenen fast nichts seyn werde, wenn anders nicht diese politisch Todte zum Besten der Bevölkerung verstohlene Zeichen des Lebens zuweilen von sich geben.

Der Beschluß folgt.

VII. Den 12. August 1762.

Beschluß des zweyhundert und acht und vierzigsten Briefes.

Montesquieu wird hier, die Hände auf den Rücken gebunden, vorgeführt, weil er seine Perser hat behaupten lassen, daß die Christliche Religion der Bevölkerung nachtheilig geworden. Wenn sie die Theorie unserer Gebote deswegen angeklagt haben: so sind sie offenbar ungerecht gewesen. Wenn sie aber die Christliche Religion, wie sie einen grossen Raum der Geschichte hindurch mit allem angehängeten Geschleppe erscheinet, darunter verstanden haben; so weis ich nicht, was wir ihnen eigentlich darauf antworten sollen. Die sehr bald entstandene Verfolgungen haben nicht nur eine ungeheure Menge vor der Zeit weggerafft, sondern auch die dadurch verur-

sacheten Bedrängnisse, haben selbst den Rath eines Apostels veranlasset, daß der ledige Stand dem verehlichten vorzuziehen sey. Eine eingebildete Heiligkeit, wenn man sich der Weiber enthielte; die gnostische Philosophie von den frühern Rückflus der Seele in das göttliche Wesen, wenn man sich von der sündigen Materie und folglich auch vor der Vermischung mit derselben im eigentlichen Verstande hütete; die von den Barbaren nach Zerstückung des Römischen Reiches angenommene Christliche Religion mit allen irrigen ihr aufgebürdeten Lehrsätzen: die überhandnehmende Unwissenheit und dadurch verursachete Entäusserung der Güter zur Büssung der Sünden, wodurch vielen verarmeten Erben keine andre Hülfe als die Wahl der geistlichen Orden übrig bliebe; die ungemeinen Vortheile der Geistlichkeit, wodurch endlich die Barbaren selbst zu diesem Orden angelockt wurden, die von den Christen erregte Verfolgungen mit denen aus einerley Grunde übernommenen Kreutzzügen; der innern Religionszwistigkeiten zu geschweigen; alle diese Stücke, die zwar nicht in der Theorie unserer

Religion,

Religion, aber doch in ihrer Geschichte befindlich sind: solten diese nicht den Ueberschuß der Gebornen, ja einen grossen Theil der Lebenden viele Jahrhunderte hindurch weggewischet haben, ob ich gleich zugebe, daß die übertriebene Bevölkerung in Norden auf einem irrigen Urtheile beruhe?

Es findet sich aber auch in den Protestantischen Ländern ein ehloser Stand, der sehr grossen Schaden anrichtet, und der immer mehr zuzunehmen scheint. Der Herr V. wie Sie leicht vermuthen werden, hat ihn nicht übersehen. Daß die Soldaten, und noch weniger die untergeordnete Officiere, bey dem einmal eingeführten Solde, keine Familie ernähren können, ist eine allzubekante Wahrheit, und wir fühlen die Folgen daraus, die vielleicht einem anhaltenden Kriege gleich zu rechnen sind. Man hat auf einer Seite durch die häufigern Erlaubnisse zum Heyraten für die Gemeine, und durch Stiftung eigener Armenhäuser für Soldatenkinder dem Uebel etwas abhelfen; auf der andern Seite es für nothwendig aus dem Grunde einer geringern Tapferkeit bey Beweibeten erklären gewolt. Die

sacheten Bedrängnisse, haben selbst den Rath eines Apostels veranlasset, daß der ledige Stand dem verehlichten vorzuziehen sey. Eine eingebildete Heiligkeit, wenn man sich der Weiber enthielte; die gnostische Philosophie von den frühern Rückflus der Seele in das göttliche Wesen, wenn man sich von der sündigen Materie und folglich auch vor der Vermischung mit derselben im eigentlichen Verstande hütete; die von den Barbaren nach Zerstückung des Römischen Reiches angenommene Christliche Religion mit allen irrigen ihr aufgebürdeten Lehrsätzen: die überhandnehmende Unwissenheit und dadurch verursachete Entäusserung der Güter zur Büssung der Sünden, wodurch vielen verarmeten Erben keine andre Hülfe als die Wahl der geistlichen Orden übrig bliebe; die ungemeinen Vortheile der Geistlichkeit, wodurch endlich die Barbaren selbst zu diesem Orden angelockt wurden, die von den Christen erregte Verfolgungen mit denen aus einerley Grunde übernommenen Kreutzzügen; der innern Religionszwistigkeiten zu geschweigen; alle diese Stücke, die zwar nicht in der Theorie unserer

Religion,

Religion, aber doch in ihrer Geschichte befindlich sind: solten diese nicht den Ueberschuß der Gebornen, ja einen grossen Theil der Lebenden viele Jahrhunderte hindurch weggewischet haben, ob ich gleich zugebe, daß die übertriebene Bevölkerung in Norden auf einem irrigen Urtheile beruhe?

Es findet sich aber auch in den Protestantischen Ländern ein ehloser Stand, der sehr grossen Schaden anrichtet, und der immer mehr zuzunehmen scheint. Der Herr V. wie Sie leicht vermuthen werden, hat ihn nicht übersehen. Daß die Soldaten, und noch weniger die untergeordnete Officiere, bey dem einmal eingeführten Solde, keine Familie ernähren können, ist eine allzubekante Wahrheit, und wir fühlen die Folgen daraus, die vielleicht einem anhaltenden Kriege gleich zu rechnen sind. Man hat auf einer Seite durch die häufigern Erlaubnisse zum Heyraten für die Gemeine, und durch Stiftung eigener Armenhäuser für Soldatenkinder dem Uebel etwas abhelfen; auf der andern Seite es für nothwendig aus dem Grunde einer geringern Tapferkeit bey Beweibeten erklären gewolt. Die

Hülfe ist unzureichend; der Grund aber nur als-dann wahr, wenn der Soldat nicht für ein Vaterland, sondern blos für Sold streitet, und der Staat den verdienstvollen Benarbeter darben, und die Kinder des Patrioten nach Brodt gehen läßt.

Herr Philippi * behauptet in einer gewissen Schrift, daß die Soldatenkinder auf dem Lande unter die Bauren zum dienen solten vertheilt werden Die Schwierigkeit ist freylich, sie erst groß zu ziehen, so weit nemlich, daß sie allenfals schon zum Hüten der Heerden können gebraucht werden. Wenn aber bey Regimentern, deren Befehlshaber oft Zulagen an ihre Soldaten, blos wegen der Grösse gegeben haben, eben diese Zulagen auf Beweibete mit Kindern so lange bis sie für die Dörfer tauglich sind, gewendet würden: so dürfte diese Erziehung so sehr schwer nicht fallen, zumal da in den ersten Jahren die Kleidung ihren Eltern so viel nicht kostet. Nachher werden diese Kinder zur Arbeit gehärtet; der Bauer bekomt

* J. A. Philippi, vergrösserter Staat. gr. 8. Frft. und Leipzig. 1751.

feint Knechte und Mägde umsonst, der König entweder gebohrne Soldaten, oder der Bedientenstand einen Zuwachs, der den sonst beträchtlichen Abgang auf dem Lande vermindert, oder gar aufhebt. Wenn die Stiftungen für die Kinder an Soldatenwitwen verwant würden, deren Männer im Dienste des Königes ihr Leben zugesetzt, und in die Fräuleinstifte nur Officierwitwen aufgenommen würden, in welchen Falle gewis die meisten Fräulein erst gnädige Frauen werden solten, (und auf einige wenige kömt es alsdenn nicht an): so dürfte alsdann meiner Einsicht nach, der Schade besser aus dem Grunde geheilet seyn.

Was bisher unter Hindernissen der Bevölkerung ist angeführt worden, rechne ich auf physische Ursachen, weil einzelne Personen durch ihre freye Bestimmung zu einem solchen Hindernisse, das für sie erwächst, nichts beytragen, ob es gleich andre moralische Wesen thun können.

Nun sind die sittlichen Ursachen noch übrig. Diese bringe ich auf zwo: Aufwand oder Luxus und Sitten. Nennen sie es auch Moden und Sitten. Eine Mode ist die für schöngehal-

tene Anordnung des nicht nothwendigen im Leben. Unter Sitten verstehe ich die festgesetzte freye Handlungsweise nach dem Karakter, nach Grundsätzen und nach Beyspielen. Ich glaube also Recht zu haben, diese Dinge zu unterscheiden, ob gleich eins in das andre seinen Einfluß äussern kann und meistens äussert.

Der Herr B. hat ein eigenes Kapitel, das die Ueberschrift führt: **Von der Schädlichkeit des Luxus.** Ich kenne keine schwerere Materie die sich mehr einem allgemeinen Ausspruche widersetzet, und davon mehr, sowohl für als gegen geschrieben worden. Mir geht es dabey, wie Popen bey den dogmatischen Streitigkeiten: Ich war immer, sagt er, der Meynung des letzten, den ich gelesen hatte. Der Luxus auf einen gewissen Grad getrieben, ist schädlich. Die gänzliche Verbannung desselben: wo hat sie ihre Grenzen? in dem blossen Zustande der Natur oder der ungebildeten Gesellschaft, eben so wie der Fortgang in de gänzlichen Entkräftung des Staates; bey unserer Handlung, bey den Fabriken, bey der Eintheilung der Stände, die nun einmal gemacht

macht ist: was soll man sagen? das einzige vielleicht, das schon gesagt ist; daß er in grossen Staaten seine Folgen nicht so schnell und nicht so gewaltig äussert, als in kleinen, daß man auf Mittel denken müsse, die schrecklichsten unter seinen Folgen zu hindern; welche Mittel nicht sowol in Gesetzen als in einem der ganzen Nation mitgetheilten Geiste bestünden, davon der grosse Vater des grössern Sohnes ein so glorreiches Beyspiel * gegeben hat; daß endlich eben dieser Luxus eines von den natürlichen Mitteln werde, wodurch die Vorsicht den Wechsel der menschlichen Dinge bewerkstelliget, und Königreiche erst untergräbt, daß sie nach und nach sinken und endlich bey ganz aufgehabener Zucht plötzlich in das Verderben stürzen, um auf ihren Trümmern neue Gebäude mit gleicher Mäßigung im Anfange aufführen zu lassen.

* Die Vergleichung zwischen dem Grossen Churfürsten und Ludwig den XIV. ist von dieser Meisterhand verfertiget worden; Ich wünschte, daß eine ähnliche zwischen Peter dem Grossen, und Friedrich Wilhelm angestellet würde. Plutarch hätte sie nicht ausgelassen. O! einen Plutarch für unsere Tage!

Unter die nachtheilige Sitten wolte ich vornehmlich Trägheit, Trunckenheit und tiefe Unwissenheit rechnen. Warum? weil diese einzig und allein etwas beständiges und allgemeines für eine ganze Nation werden können, da andre Laster nur auf eine Zeitlang und für einen Theil der Nation schädlich sind. Ich möchte niemals in solchen Dingen etwas übertreiben. Man schadet der guten Moral sehr, wenn man diesem oder jenem Mißbrauche so gräßliche Folgen beylegt, die die Erfahrung nicht bestätiget. Enge Köpfe verwerfen nachher auch das andre, was wahr ist. Lesen Sie einmal das folgende, was der Hr. D. C. R. (Th. 1. S. 475.) aus einem franz. Verfasser anführt, und urtheilen Sie, ob ich Recht habe. „Das „Schauspiel fehlte noch zu unserm Verderben; — „unsre Schauplätze sind privilegirte Oerter der „öffentlichen Prostitution. Die Debauche ist da„selbst gleichsam in ihrem Vaterland, und die „ungestrafte Laster in seiner Gemächlichkeit. „Wenn eine Frau durch ihr böses und liederli„ches Leben eine ganze Stadt geärgert hat: so „hat sie ein ohnfehlbares Mittel sich den Gesetzen

„der

„der Policey zu entziehen, wenn sie sich unter die „Comödianten begiebt. Das Theater ist der „Ort, wo alle Reichthümer unserer Städte sich „wie in einem Abgrunde verlieren. — Es heißt „bey denen, so am Ruder der Regierung sitzen, „daß man einem grossen Volke ein Amusement „schaffen müsse: eine allzuscharfe Untersuchung ge„gen die, so ihre Geschicklichkeit auf dem Thea„ter üben, könte sie alle Augenblick unterbrechen. „Allein diese Sätze haben unsere Bevölkerung „mehr als alle andre verringert „ Dieses letztere ist nun ganz offenbar falsch. Vergleichen Sie dieselbren mit dem Cälibat, mit zwanzig andern Ursachen, die einem Staate in diesem Stücke schaden können. Wenn auch 200 Comödiantinnen in Frankreich sind, und auf jede 20 Mannspersonen kommen, die nach und nach in Verbindungen mit ihnen stehen, und zwar diese zwanzig noch ausser denen, die ohnehin nicht hätten heyrathen dürfen, (worunter die Animaux indefinissables vifs comme de moineaux des Voltaire eine gute Anzahl ausmachen:) wird denn dieses der Bevölkerung mehr schaden als alles übrige. Ich

bin weit entfernt die Unordnungen zu vertheidigen; allein, eine Wahrheit durchs Uebertreiben zur Falschheit zu machen, ist wohl das ärgerlichste Ding in der Welt.

Hingegen möchte ich darüber eine gute Abhandlung lesen, wie viel die tiefe Unwissenheit eines Volkes an der Zunahme seiner Einwohner hindert. Diese Unwissenheit besteht nicht in dem Mangel blos spekulativer Wissenschaften, sondern derer, die zur Erhaltung und Ausbesserung einer Gesellschaft unumgänglich nöthig sind. Sie ist eine Folge der Trägheit, und der erbärmliche Zustand einiger Afrikanischen Völker stellet ein lebhaftes Gemählde davon dar, wenn man sich anders auf Reisebeschreibungen verlassen kann.

B.

Zwey-

Zweyhundert und neun und vierzigster Brief.

Dieser Brief soll der letzte von denen seyn, deren Inhalt durch des Herrn Süßmilchs Schrift veranlasset worden. Weil Sie die Schrift vermuthlich selbst lesen werden: so habe ich ausser den ausgezogenen Verhältnissen fast nichts für Sie abgeschrieben, sondern immer nur den Hauptinhalt seiner Betrachtungen mit den meinigen begleitet, die hoffentlich auch die Ihrigen seyn werden. Wofür läsen wir auch solche Bücher, wenn sie uns nicht Anlaß zum Dencken gäben? Ich bin meinen Eintheilungen zu folge bis zu den Beförderungsmitteln bey der Vorsorge für die Ehen und Geburten gekommen; und zuerst muß ich die falschen durchgehen. Wenn ich mir ein Ansehen geben wollte, so würde ich sagen: Die Pforten der Serrails springen auf: ich sehe die Opfer der Begierden eines einzigen und noch öfters ihrer eigenen. u. s. w. Doch ich will lieber demüthig fortfahren. Von der Vielweiberey ist die Rede. Diese ist bisher fast immer durch

Gründe

Gründe bestritten worden, bey denen allemal eine Ausflucht blieb. Man konte immer antworten: die Verschnittenen zur Bewachung der Serrails sind nur ein Mißbrauch; bey bessern Sitten werden sie wol wegfallen. Die Untreue der Weiber wird auch durch die Monogamie nicht ganz gehindert. Daß die Männer zu frühzeitig entkräftet werden, kömt nicht von der Polygamie, sondern von dem unmäßigen Gebrauche des Beyschlafes, der auch bey der Ehe mit einer einzigen Statt finden kann. Gesetzt, daß die Frauen nicht so ofte schwanger würden, weil sie mit mehrern theilen müßten: so ist auf der andern Seite der Vortheil, daß mehrere an Statt einer einzigen dasjenige erhalten, worauf sie alle Anspruch haben, und daß das Unglück, mit einer unfruchtbaren verbunden zu seyn, durch die nebenvorhandenen gehoben wird. Kurz, so lange die Vermuthung bleibt, daß mehrere vom weiblichen, als männlichen Geschlechte vorhanden seyen; so lange die erstern unter einander ein gleiches Recht zu den Heyrathen haben: so lange kann die Polygamie, (so wie das Heyrathen manchmal,) den Klug-

heits-

heitsregeln gemäß widerrathen, aber nicht ganz verworfen werden.

Dieses Stück nun, nemlich, die merkliche Gleichheit beyder Geschlechter um die Zeiten der Mannbarkeit, kam auf die Berechnung an, und siehe, die genauesten Tabellen beweisen fast von allen Ländern einen Ueberschuß der gebornen Knaben über die gebornen Mädchen, welcher Ueberschuß sich aber gegen das 20ste Jahr hin aufhebt, so daß meist eins durchs andre genommen, ein Männlein für ein Fräulein übrig bleibt.

Doch damit wir genauer zu den Verhältnissen selbst kommen, 21 Knaben gegen 20 Mädchen, oder 26 der erstern gegen 25 der letztern. — Dis macht in grossen Zahlen das beständige Gesetz aus. Bey dem ersten Anblicke hat man gleich geschlossen, daß dieser Ueberschuß für die grössre Sterblichkeit der Mannspersonen, die im Kriege, auf dem Meere, bey 100 andern gefährlichen Arbeiten das Leben daran setzen, gerechnet sey. Aber wie es mit den übereilten Schlüssen auf die göttliche Absichten geht: Plötzlich sind sie widerlegt, und eine Menge erbaulicher Betrachtungen geht

zu Schanden. Nemlich, es sterben wieder 27 Knaben gegen 25 Mädchen, so daß würcklich etwas mehr Jungfern als Junggesellen vorhanden sind. Denn da nach dieser Bemerkung $\frac{2}{25}$ Knaben mehr sterben; vorher aber $\frac{1}{25}$ Ueberschuß vorhanden war; so fehlt $\frac{1}{25}$ Theil gegen die Jahre der Mannbarkeit.

Dieses macht stutzig. Der Herr V. giebt aber einen ziemlich sinnreichen Grund an, um diese Ungleichheit zu erklären. In den Zählungen finden sich immer mehr Witwen als Witwer; und dieses merklich mehr. In Pommern sind 2½ mehr Witwen als Witwer. Dieses komt nach unserm V. meistens auch daher, weil mehr Witwer wieder heyrathen als Witwen. Die erstern können also leicht den Ueberschuß von Jungfern wegnehmen, und so komt die Gleichheit heraus. Doch wenn dis auch nicht wäre: so wird doch niemals aus diesem Ueberschusse die Nothwendigkeit der Polygamie gefolgert werden können. Sogar in den warmen Ländern, wo man die grosse Ueberlegenheit der Anzahl an Mädchen über die Anzahl an Knaben

chen für ausgemacht angegeben hat, finden sich die nämlichen Gesetze in den Verhältnissen, wie in Europa, unser V. beweist dis mit Listen aus Amboina und Batavia in Ostindien, auch aus Tranquebar: Allenthalben die Mädchen gegen die Knaben, wie 25 : 26. Eben so wenig hat China darinn eine Ausnahme, wo nach dem Bericht der Missionarien, die Herr Mairan darum befragt hat, gewiß eben so viele Knaben als Mädchen gebohren werden, ja am Ende weit mehr Knaben übrig bleiben, weil man mehr Mädchen aussetzt.

Montesquieu führet das Exempel von Bantam an, wo 10 Frauen gegen einen Mann kommen sollen; imgleichen Miaco die Hauptstadt von Japan, wo sich 41503 mehr vom weiblichen Geschlecht befunden haben. Dem erstern aber widersprechen die Nachrichten aus China und Tranquebar; und aus dem letztern erhellet, daß nur immer unter 4 Mannspersonen einer hätte zwey Frauen nehmen dürfen; zu schweigen, daß sich in eine Hauptstadt sehr leicht mehr vom weiblichen Geschlechte ziehen, woraus auf das ganze kein Schluß zu machen ist. Wenn nun zu diesen unläugbaren

läugbaren Beweisen die andre Unbequemlichkeiten gesezt werden, die aus der Polygamie fliessen: so ist freylich nicht abzusehen, was für sie noch könte gesagt werden. Und doch lassen sich die Leute dieses nicht so leicht ausschwazen. Woher? ich wolte es wohl errathen.

Der Beschluß folgt.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 19. August 1762.

Beschluß des zweyhundert und neun und vierzigsten Briefes.

Im Jahr 1738 waren in allen Städten der alten Preußischen Staaten, Geldern ausgenommen, 28506 mehr vom weiblichen Geschlecht; in Berlin im Jahr 1737 waren 2217 mehr; im Jahr 1747 waren 6822 mehr. In der Stadt Brandenburg fürs Jahr 1736 waren 570 mehr. Dis nun fällt in die Augen. Man sieht an den Orten, wo man lebt, mehr mannbare Mädchen, als weibbare Junggesellen. Daher wünscht man öfte, daß die Polygamie erlaubt seyn möchte.

Um Ihnen nun ganz aufrichtig meine Gedanken zu sagen: die Polygamie kann niemals durch

ein Gesetz eingeführt werden, weil unstreitig der einen Hälfte der Mannspersonen die Weiber entzogen würden; der häufigen Unmöglichkeit mehrere Frauen zu ernähren, und andrer Folgen jetzt nicht zu erwähnen. Auf der andern Seite aber sieht man durch die genaue Abtheilung der verschiedenen Stände des Lebens, und durch die Schwierigkeit des Unterhaltes so viele Personen unverheyrathet. Was fangen wir mit ihnen an? Ein Staat, der blos auf die Bevölkerung sehen wolte, hätte, deucht mir, nur zwey Mittel, sich zu helfen. Entweder, er besorgt eine genaue Einschränkung des Aufwandes und dadurch Erleichterung zum Heyrathen; oder es könte auch ein jedes unbemanntes Mädchen von 35 Jahren dem Staat anheim fallen. Hierdurch erhält er das Recht, es an jemand auf beständig oder nur auf eine Zeitlang zu verheyrathen, dagegen er aber die Erziehung und Versorgung der Kinder über sich nimmt. Doch alles recht überlegt, glaube ich, müssen wir gestehen, daß so wie nicht alle fruchtbare Gegenden unsers Erdbodens genutzet,

und alle Früchte genossen werden, auf nämliche Art, manche Zeugungskraft unangewannt liegen bleibe, ohne daß wir alle Absichten einer solchen Einrichtung zum Nichtbrauche einsehen können.

Von den Ehen auf 5 Jahre oder wenn sie so wollen, Lustral-Ehen läßt sich ein gleiches Urtheil fällen. Durch Gesetze sie einzuführen, wäre rasend. Ausnahmen finden sich ofte: aber sie überwiegen die Allgemeinheit nicht.

Nach den falschen Beförderungsmitteln verdienen wol die wahren eben so weitläufig ausgeführt zu werden. Allein, ausser den Gränzen meiner Briefe muß ich von Rechtswegen auch die Langeweile vor Augen haben, die ich ihnen durch die Länge meines Auszuges, oder eigentlicher, meiner Parallel-Gedanken mit den Ausführungen des Herrn R. S. verursachen kann. Ich muß also einzelne Anmerkungen machen. Der V. dringt mit dem Mirabeau, vornemlich auf eine gute

Eintheilung der Aecker und auf die Zerstreuung der Einwohner auf das Land und in kleinere Städte. Gerade das Gegentheil von der ängstlichen Bemühung mancher Leute alles in die Hauptstadt zu ziehen. Das 15te Kapitel von den Ackergesetzen der Römer, und die Anmerkungen über den Nachtheil grosser Städte. Th. I. 114 432. 499. II. 435. 573 sind merkwürdig. Der Hr. V. hat die Vertheidigung der Leibrenten und Tontinen, wodurch eben sehr viele vom Lande und aus den Provinzen in die grossen Städte gezogen werden, so ziemlich auf sich genommen; gegen welche doch Mirabeau in seinem Menschenfreunde mit so bittern Eifer losgeht. Die Fabriken, die eine grosse Quelle der Bevölkerung sind, aber auch wieder eine reiche Quelle von Nachtheilen abgeben können, hat unser V. mit vielem Scharfsinne beurtheilt. Die wichtigste und fruchtbarste Eintheilung derselben, wornach sich auch das Urtheil über ihre Güte oder Schädlichkeit bald fällen läßt, beruht wohl darauf, ob der Vorrath der Materialien

rialien im Lande selbst angetroffen oder von aussen hereingeschaffet werde. Durchaus setzt er sie dem Ackerbau nach, aus Gründen die sie Th. 2. S. 63 u. f. bey ihm lesen können.

Die Sitten des Volkes! Eines der wichtigsten Stücke zur Bevölkerung. Wie bringt man einem Volke Sitten bey? dadurch daß man ihm einen lebendigen Athem einbläset Nicht eher wird ein Volk Sitten, vortheilhafte Sitten für einen Staat haben, als wenn es vortheilhaft für seinen Staat denkt. Gebt ihm erst einen Geist! Und wer soll diesen geben? Grosse dieser Erde! wenn ihr grosse Thaten mit euren eigenen Unterthanen für das Wohl eures Staates gethan habt; so lernt die Leute kennen, welche diese Thaten zu schönen Beyspielen auszuarbeiten wissen; denkt als Bürger, und euer Volk wird sodann wie ihr denken, und was ihr denkt, lesen und fühlen; Handelt als Bürger. Man wird eure Handlungen, und die Handlungen aller rechtschaffenen

schaffenen vorstellen, und euer Volk wird gute Sitten haben. So lange es aber noch die Kopie von andern Völkern ist, wie ihr die Kopie von andern Fürsten. —

B.

Zwey=

Zweyhundert und funfzigster Brief.

Noch ein Brief, meiner Zusage zuwider, den aber ein Zufall veranlasset hat. Ich brach nemlich gestern plötzlich im Schreiben ab, weil ich in eine allzustarke Versuchung fiel, über den Artikel der Sitten weitläufig zu werden. Heute fühle ich mich stärker, um manches zu unterdrücken, und ich fahre sogleich fort. Von der Anmassung der Kinder für den Staat habe ich schon bey dem Soldaten-Celibat geredet. Ich komme also endlich auf die Vorsorge gegen den Tod. Man wird diese leicht in die Vorbereitungen, ehe die Gefahr gegenwärtig wird, und in die Sorgfalt, wenn sie es ist, absondern. Die Policey mit aller ihrer Vorsicht, Vertheilung der Einwohner auf das Land, die Aussendung der Aerzte und Hebammen, werden zum ersten Stück hinreichend seyn. Der Herr Verf. schlägt vor, daß die jungen Theologen wenigstens einige derselben sich zugleich auf die Arzneykunde legen sollen. Wenn der Prediger aus den Kirchengeldern auch eine kleine Hausapotheke anschaffete,

und kein Küster gewählt würde, der nicht eine Ader zu öfnen verstünde: so würde wohl mancher Kranker gerettet werden. Bey den Krankheiten selbst, besonders bey epidemischen solte wohl der Landesherr sich am geschäftigsten als ein bekümmerter Vater für seine Kinder beweisen. Die Register der Sterbenden dienen ausser der Entdeckung einer ganz wunderbaren Ordnung, auch zur Kentnis derer Krankheiten, welche eine nähere Aufmerksamkeit erfordern.

Dahin gehören die Convulsionen der Kinder, die Zahl derer Kinder, welche daran sterben, hat sich verdoppelt. Unter 25000 Todten waren vorher in London ohngefehr 4000 solcher Kinder, jetzt steigt ihre Zahl bis an 8000. Der Herr B. sucht die Ursache davon in dem Verderben der Sitten, die Schlagflüsse sind ebenfalls von 5 bis auf 13 unter tausend gestiegen, so wie die Lethargie von 4 bis auf 12. Aus den nämlichen Ursachen, daß unter der Rubrik von Schlagflüssen in Berlin so viele Todte sind, rührt wohl daher, weil die Fieber vorzüglich sich meistens durch einen apoplectischen Zufall in den Tod endigen, und

nachher

nachher die gemeinen Leute es mit der Apoplexie verwechseln, und als eine solche es dem Küster anzeigen.

Hingegen die an der Colik gestorbene sind von 170 bis auf 7, die Krankheiten der Drüsen von 19 bis auf 4, die in den Wochen gestorbene von 14 bis auf 8 vermindert worden: Die Aufnahme der Medicin ist Ursache hievon; daß die Einpfropfung der Blattern hier nicht vergessen worden, können sie leicht vermuthen. Der Herr B. vertheidigt sie mit allen möglichen Gründen — ich solte denken, bey dieser Frage müßte das abstrakte und jeder einzelne Fall gehörig unterschieden werden; Abstrakt angesehen läßt sich wohl nichts dagegen einwenden. — Wenn aber ein Vater seinem Kinde soll die Blattern einpfropfen lassen: so muß er unstreitig auch auf die Geschicklichkeit des Arztes sehen, den er bey der Hand hat, und auf die Denkungsart derer, die gleichen Antheil an dem Kinde nehmen. — Wofern das Kind durch die Unwissenheit des Arztes verunglückt: darf wohl dem Vater diese Unwissenheit nicht mit zugerechnet werden? und wenn es durch einen Zufall ver-

unglück, und die Mutter z. E. schreibt es aus Irthum der Einpfropfung zu, und leidet ihr ganzes Leben hindurch an Gewissensbissen, so wie ihr Mann durch Vorwürfe: solten diese Dinge nicht mit in die Ueberlegung gezogen werden? Ich glaube immer, daß unter solchen Umständen der einzelne Fall für die Entscheidung schwer ist. Ein sehr vernünftiger Arzt hat mir gesagt: „In kleinen Städten wolte ich eben nicht leicht die Einpfropfung einführen. Unter gemeinen Leuten „sterben mir so viele Kinder nicht an den Blattern, sie müßten denn gewaltig bösartig seyn, „weil gemeine Leute den Kindern durch eine übertriebene Sorgfalt nicht so leicht schaden. Hingegen können sie bey der Vorbereitung zur Inoculation leicht was versehen, und ein einziges „Kind, das alsdann stürbe, müßte dem Arzte „alles Zutrauen benehmen, worauf doch so vieles „ankommt.„ Die Menge der gewaltsam gestorbenen giebt einen schaudernden Anblick, die merkwürdigsten darunter sind die vom Soffe gestorbene, zu denen man nicht nur die todtgefundene auf der Strasse, welche von den Ermordeten unter-

schieden werden, sondern auch viele hektische mit Recht zählen kann. Zunächst die Selbstmörder, deren sich unter jedem tausend Todten zween finden, ferner die Opfer der Lustseuche, van denen man nur die armseligsten, die in Lappen wandelten, hat nahmhaft machen können, da andre, welche noch besser gekleidet zu diesem Todtenaltar treten, unter andern Rubriken der Krankheiten vorkommen.

Der Herr B. nennt diese Krankheit meistens mit dem Namen der Franzosen. Hierbey fällt mir ein, daß sich einst ein Franzose gegen mich über diese Benennung als über eine Grobheit gegen seine Nation beklaget. Ich versprach ihm, daß wir sie abschaffen wolten, sobald seine Nation sich gegen die Neapolitaner anheischig machte, die Krankheit nicht mehr mal de Naples zu nennen. Es ist sonderbar, daß im Anfange dieser epidemischen Krankheit kein Geheimnis auch bey den grössesten Herren daraus gemacht worden. Von den berühmten Arzte Vesalius ist eine Schrift in klein Folio noch vorhanden, darinn er die Geschichte der Neapolitanischen Krankheit, womit

der

der Großmächtigste Kayser und Herr, Carl der Vte, befallen gewesen erzählet.*

Ich komme wieder zurück. Auch derer Kinder die von Ammen erdrückt worden, ist eine grosse Anzahl. Auf 10000 Todte sind bis 45 gekommen, die aber doch wieder vermindert worden.

Ich habe die schönste Ordnung bis ans Ende aufbehalten; Nichts ist schöner; als die Ordnung der Sterbenden nach dem Alter, von tausend Gebornen treten bis zum 20sten Jahre 500 wieder ab, in den 18 folgenden Jahren und in den nächsten 24, also bis zum 73 Jahr noch 300; von 74 bis 80 wieder 50, von dar bis 85 also in 5 Jahren 25, in nochmals 5 Jahren 15 und endlich der kleine Rest von 10.

Die größte Sterblichkeit herrscht unter Kindern von der Geburt bis zum ersten Jahr. Von tausend

* Der Titel der Schrift ist: Andreæ Vesalii, de radice Chynæ, epistola: de modo & ratione propinandi radicis Chynæ Decocti, quo nuper invictissimus Carolus V, Imperator usus est: in lucem edita a Francisco Vesalio fratre. Venetiis 1542. 8vo. und nachher Basileæ apud Joannem Oporinum 1546. in Folio.

fend sterben nach einer Mittelzahl 293. Vom 1sten bis zum 2ten Jahr zeigt sich schon ein grosser Sprung, der Sterbenden sind nur 80 Im 13, 14, 15ten Jahr sind die wenigsten. Immer nur 2, welches also die sicherste Zeit des Lebens zu seyn scheint. Jedem fällt sogleich die Frage ein, warum läßt der Schöpfer so viele Kinder, ehe sie noch die Absichten eines eigenen Lebens erreicht haben, so frühe vom Schauplatze wieder abtreten? „Es ist schwer, wo nicht unmöglich, sagt unser „V. (Th. 2. S. 312.) einen hinreichenden Grund „anzugeben, wenn wir blos bey dieser Welt wol„len stehen bleiben, die göttliche Offenbarung „giebt uns aber einen Aufschluß, indem sie die „Zeit und Ewigkeit in Verbindung setzt, und uns „belehret, daß dieses kurze Leben blos eine Zeit „der Uebung und Zubereitung sey auf die Ewig„keit. Da nun das Verderben und die Verfüh„rung in der Welt so sehr groß ist: so bringt Gott „die eine Hälfte in Sicherheit. u. s. w.

Es scheint mir, daß der Herr V. durch seinen Grund nichts weniger, als die Auflösung der Schwierigkeit gebe, auch nicht habe geben wollen. Denn

Denn wenn dieses Leben eine Zeit der Prüfung ist: warum wird es für so viele Kinder keine Zeit der Prüfung? Tausende treten ab, ohne das Rechte vom Linken unterscheiden zu können. Nimmt Gott sie weg, weil ihr Verstand könte verderbt werden: warum nur die eine Hälfte und nicht auch die andre? Hätten die Verstorbene der Versuchung untergelegen: so hat er sie offenbar vor der Verdamnis gewaltsam bewahrt: wären sie alle treu geblieben: so sind der Welt Exempel entzogen. Mit einem Worte: es bleibt uns nichts übrig, als in tiefer Demuth anzubeten, sobald von den Absichten des Schöpfers die Rede ist. Selbst die Offenbarung lehrt uns nicht unsre eigentliche Bestimmung. Sie zeigt uns Mittel zu unsrer Vollkommenheit. Aber die Bestimmung des Menschen heißt nicht seine Vollkommenheit überhaupt, sondern das Quantum, welches er zur Vollkommenheit des Ganzen beytragen soll, woraus sich auch seine Würde bestimmen läßt, so fern er seinen Beytrag seiner Freyheit gemäß entrichtet. Unsre Schwätzer über die Würde und Hoheit des Menschen, worunter auch Young sehr ofte ge-

hört;

hört; unsre Schwätzer haben nicht einmal einen richtigen Begriff davon; daher denn die unverschämten Verkleinerungen des Menschen durch die Spötter, noch immer so viel Gewicht behalten, und ein Candide bey vielen die vermeinte Ueberzeugung, welche Nachtgedanken geben sollen, wieder schwächet. Man kann nicht sorgfältig genug seyn, bey Materien ein leeres Geschwätze zu vermeiden, über welche sogar Seraphim ein tiefes Schweigen beobachten. Unser Daseyn auf der Erde macht einen kleinen Theil des Ganzen aus: wer will sein Verhältnis dagegen bestimmen? Wer will sagen, wo sich ein Glied zur genauern Verbindung der Kette anschmiegen müsse, welches Glied seiner selbst aber nie bewußt wird, und nach den Gesetzen der Natur hervorgebracht, blos zum Zusammenhange dienet? Warum es nun seiner nicht bewußt werde, und blos seine Kraft in der Anknüpfung gezeigt habe; nachher aber seinen Ort wieder verlasse, ohne doch die geäusserte Kraft wieder aufzuheben, die noch in ihrer Würkung bleibt? darüber kann es selbst kein Urtheil fällen.

Wir mögen die Ordnung bewundern, darüber einstimmen. Unser Nachforschen mag die Gesetze ent-

 decken,

decken, denen diese Ordnung folget. Aber nur der unendliche Geist schwebt auf dem Wasser, und weis, warum sich Ebenen zeigen, wo vorher der Ocean gebrauset, und da Menschen wohnen, wo erst Fische schwammen. Unsre Vernunft sieht die Verbindungen; fast niemals das Warum derselben. Wir sehen genug um diesen Verbindungen gemäs zu handeln; und der HErr über alles sieht mit Wohlgefallen auf Geschöpfe herab, die den Zusammenhang durch tugendhafte Handlungen befestigen, und dadurch seine höchste Absichten mit allen untergeordneten erfüllen.

Ich bin am Ende meines seltsamen Auszuges. Aber so seltsam er auch seyn mag: so werden Sie daraus sehen, daß des Hrn Süßmilchs Schrift eine der lehrreichesten ist, die sie lesen können. Es wäre vielleicht möglich sie etwas näher zusammen zu ziehen. Aber selbst seine Widerholungen werden durch diesen oder jenen neuen Zusatz nicht blosse Widerholungen. Sein Styl ist plan und deutlich, wie er seyn muste. Manchmal weitschweifig; doch dis vergiebt man leicht. Wenigstens ich, der ich fast gleiche Vergebung für diesen langen Auszug von ihnen erbitten muß.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 26. August 1762.

Zweyhundert und ein und funfzigster Brief.

Sie müssen nun schon von Zeit zu Zeit über meinen Tacitus etwas von mir lesen. Als ich vor ein Paar Wochen Alemberts Versuche einer Uebersetzung einzelner Stücke aus dem Tacitus durchlief, gerieth ich auf den Einfall, die Uebersetzung etwas näher zu prüfen, und zugleich eine deutsche daneben zu wagen, damit ich erführe, welche Sprache den alten Römer am besten ausdrücken könte. Nun vermeine ich bey einem sehr kurzen Stücke sogar einen Alembert auf zween oder drey Fehlern ertappet zu haben. Urtheilen Sie über das französische und deutsche nach dem lateinischen, welches ich unter die beyden Columnen der ersten schreiben will.

Karakter des Galba, Neros Nachfolger.

Dieses Ende nahm Galba in einem Alter von 73 Jahren, nachdem er unter fünf Kaysern in blühenden Umständen gelebet, glücklicher unter der Herrschaft anderer als während der seinigen. Sein Haus war von altem Adel, von grossen Mitteln; sein eigener Karakter unbestimmt, mehr lasterfrey als tugendsam. Er war nicht ganz sorglos um seinen Ruf, aber damit auch nicht prahlerisch; nach fremden Schätzen nicht lüstern, mit dem seinigen sparsam, mit dem öffentlichen geizig. Rechtschaffene [illegible] seinen Freunden und Freygelassenen, litte er wenn es [illegible]

[illegible]

Tac. Hist. I, 49.

Hunc exitum habuit Ser. Galba, tribus & septuaginta annis, quinque principes prospera fortuna emensus, & alieno imperio felicior, [illegible] quam

Portrait de Galba, Succeſſeur de Neron.

Ainſi finit Galba à l'âge de ſoixante & treize ans, ayant joui de ſa fortune ſous cinq Empereurs, & plus heureux ſous le regne d'autrui que pendant le ſien. Sa Nobleſſe étoit ancienne, ſes biens immenſes, ſon *Eſprit médiocre;* plutôt ſans vices que vertueux, il n'eut ni *mépris* ni *avidité* pour la gloire; avare des deniers publics, il ménageoit ſon bien, ſans deſirer celui d'autrui; il *ſupportoit ſans peine* la vertu de ſes amis & de ſes affranchis, quand ils en avoient, & ignoroit auſſi leurs vices avec une

quam ſuo. Vetus in familia nobilitas, magnæ opes; ipſi medium ingenium, magis extra vitia, quam cum virtutibus. Famæ nec incurioſus, nec venditator; Pecuniæ alienæ non appetens, ſuæ parcus, publicæ avarus. Amicorum libertorumque, ubi in

 bonos

nige waren, um sich, und darinn ist er tadellos; Die Bösewichte darunter kante er nie, aus strafbarer Unwissenheit. Allein, seine hohe Geburt und die gefährlichen Zeiten halfen ihm, daß man das Weisheit nannte, was Trägheit war. Bey guten Kräften that er sich als Soldat in Deutschland hervor. Africa verwaltete er als Proconsul mit Mäßigung, und das diesseitige Spanien, als er schon älter war, eben so gerecht. Im Privatstande schien er grösser als ein Privatmann, und einstimmig zur Regierung fähig, wenn er nie regiert hätte.

bonos incidisset, sine reprehensione, patiens; si mali forent, usque ad culpam ignarus. Sed claritas natalium, & metus temporum obtentui, ut quod segnitia erat, sapientia vocaretur. Dum vigebat ætas, militari laude apud Germanias floruit. Pro-

consul

une indifférence coupable. Mais sa naissance & le malheur des tems firent donner à cette indolence le nom de philosophie. Dans la vigueur de l'âge il se distingua à la guerre de Germanie; Proconsul modéré en Afrique, il gouverna dans la vieillesse l'Espagne citérieure avec la même justice; au dessus d'un particulier, jusqu'à ce qu'il eût cessé de l'être, & digne de l'empire au jugement de tout le monde *tant qu'il ne regna pas.*

consul Africam moderate; jam senior, citeriorem Hispaniam pari justitia continuit; major privato visus, dum privatus fuit, & omnium consensu capax imperii, nisi imperasset.

Bey den unterstrichenen Stellen werden Sie finden, daß ich vom Alembert abweiche, und wie ich hoffe, mit Recht. Medium ingenium soll heissen: Son esprit étoit médiocre. Dis ist unrichtig, deucht mir. Medius heißt zwar zuweilen mittelmäßig. Aber hier! Tacitus redet hier noch nicht von den Fähigkeiten des Galba. Alles zunächstfolgende geht auf den moralischen Karakter; und das unmittelbar damit verknüpfte magis extra vitia &c. rechtfertiget augenscheinlich meine Uebersetzung. Alembert hat es mit dem nächsten famæ nec incuriosus verbinden wollen, weil er wohl gemerkt, daß es sich zu seinem esprit médiocre nicht schicke; aber leider schickt es sich auch zu dem andern nicht; Denn der lasterhafteste Mensch kann famæ venditator seyn. Beyläufig ist eben dieser Pinselzug sehr nachläßig oder wol gar falsch im französischen ausgedrückt.

Ein weit grösserer Fehler steckt in dem il supportoit sans peine la vertu de ses amis;

fine

Sine reprehensione patiens sollte dieses heissen? Nimmermehr. Und denn wie reimt es sich zu dem übrigen Karakter des Galba? Er wäre ein Ungeheuer gewesen, wenn er mit Verdruß Tugendhafte um sich gelitten. Amelot hat nicht gemerkt, daß sine reprehensione und usque ad culpam im Gegensatze stehen. Man kann nicht an ihm aussetzen, daß er die tugendhafte vom Hofe verbannt; ingenium extra vitia magis, aber er trägt die Schuld seiner Unwissenheit in Absicht auf lasterhafte Freunde und Bediente, quam cum virtutibus; und so war er patiens amicorum si boni, sine reprehensione, aber si mali, ignarus usque ad culpam.

Nisi imperasset kann nicht durch tant qu'il ne regna pas gegeben werden. Der omnium consensus geht nicht blos auf die Zeitgenossen des Galba; auch alle Nachkommen würden ihn zur Regierung fähig gehalten haben, woferne man ihn nicht auf dem Throne und die darauf begangene Fehler gesehen hätte. Der Unterschied in dem Gedanken ist merklich.

Die Erndte würde, ich wolte es fast sagen, beträchtlich seyn, wenn man die ganze Uebersetzung des Hrn. A. so durchnehmen wolte. Und hat sogar ein so grosser Mann gefehlt: wie schwer muß es seyn, bey dieser Arbeit allen Schlaf abzuhalten.

B.

Zweyhundert und zwey und funfzigster Brief.

Ich hatte eben eine Rede im Thucydides ausgelesen; und da ich nach löblicher Gewohnheit manchmahl von einem Buche zum andern streife: so fiel ich auf * wenige Bogen, die auf meinem Schreibtische lagen. Urtheilen Sie von meinem Vergnügen, als ich darinn sehr viel Aehnlichkeit mit dem einfältigen Ernste der Griechen zu erblicken glaubte; fast gar nichts von dem gedunsenen Wesen einiger schwermütigen Modescribenten, die Moral vortragen wollen. Ich belausche schon seit geraumer Zeit die Herren Schweizer, und sie scheinen mir endlich das Erdreich gefunden zu haben, zu dessen Anbau sie Talent besitzen. Die Poesie kann niemals viele zu ihrem Vortheile beschäftigen; und wenn eine ganze Nation darauf verfället: so leidet die Dichtkunst bey den Zeitgenossen, und die Dichter leiden bey der Nachwelt. Aber man kann ja auch in Prosa schreiben.

* Patriotische Vorstellungen und sichre Mittel arme Staaten zu bereichern, in zwey Abschnitten. 1762.

Nun war noch die Moral übrig. Und auch in dieser setzten wir uns zu enge Grenzen. Wir reden entweder nur von den ungezwungenen Pflichten des einzelnen und häußlichen Menschen; man solte denken; wir gehörten keinem Staate an; es gäbe unter uns keine Bürger; oder wir steigen gar zu kleinen Anständigkeiten herunter, die wir mit einer abgenutzten satyrischen Einkleidung recht angenehm, so Gott will, vortragen; und so bleibt immer noch der gemeine Mann, der ausser den Predigten, und ausser dem Bibellesen, noch andern Unterricht geniessen solte, so bleibt immer dieser gemeine Mann unuaterrichtet. Wie sollen doch aber nun Liebe zum Vaterland, Eifer bey der Erziehung seiner Kinder, Standhaftigkeit im angewiesenen Dienste, Zufriedenheit mit dem Stande worinn man ist, wie sollen alle diese herrlichen oder gesellschaftlichen Tugenden recht bekannt und beliebt werden; wenn der allergrösseste Theil der Bürger, der oft noch am ersten zu bewegen wäre, nicht anders weiß, daß er mit andern verbunden ist, als daher, weil er sie einerley Steuren mit ihm darbringen sieht? Von den Predigern

darf

darf man nicht erwarten, daß sie diesen Unterricht auf sich nähmen. Sie haben sich einmal gewisse Materien gewählt, über welche sie nicht wegschreiten.

Hier ist also die Lücke, welche unsre deutsche prosaische Schriftsteller noch anszufüllen haben, und für welche seit einiger Zeit die Schweizer rühmlich gearbeitet. Für den Bürger! Für den Bürger! würde ich jedem prosaischen Schriftsteller zurufen, dessen Absicht nicht wäre blos speculative Wahrheiten vorzutragen. Und was soll denn der Bürger lernen? ich habe es schon gesagt; Nur ist es nicht in allen Staatsverfassungen einerley. Die Engländer schreiben beständig für ihr Volk, aber diesen können wir freylich nicht nachahmen, die Gründe davon fallen jedem selbst in die Augen; Doch könten wir folgendes thun, deucht mir: die Pflichten, die Gesinnungen, welche für jede Gesellschaft gehören, bekannt machen und einschärfen. Wenn wir eine Wochenschrift gehabt hätten, mit der Aufschrift: der Bürger: so würde darinn schon vorgearbeitet seyn. In

Halle

Halle ist vor einigen Jahren: der Gesellige geschrieben worden. Aber anstatt die grosse Geselligkeit zu lehren, haben sich jene Verfasser mit der kleinern Art sich in kleinen Zusammenkünften zu betragen, beschäftiget — Aus weisen Gründen vermuthlich: Denn ausserdem, daß zu einer solchen Schrift ein genauer Plan wäre erfordert worden, davon die Herren Wochenschreiber nichts wissen; ausserdem, sage ich, hätten sie die süßliche Satyre nicht anbringen können, die noch immer eine Gattung von Lesern bezaubert, und der andern das Buch aus der Hand zwingt. Noch mehr! was für eine Einfalt des Styls, was für eine griechische Beredsamkeit gehört nicht dazu, um diese wichtige Materien recht faßlich und zugleich würdig vorzutragen.

Ich möchte fast sagen, daß hierinn der starke Unterschied zwischen den Alten und Neuen läge. Jene wolten immer den Willen zu etwas bereden. Diese wollen immer dem Verstande und höchstens dem Witze etwas zu schaffen geben; Bey den erstern war die Beschäftigung der übrigen Seelenkräfte

Kräfte ein Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen, und die Anwendung, welche sie von diesem Mittel machten, war immer unvermerkt. Die Neuern, die sich fast mit dem Willen nichts zu thun machen, erreichen auch ofte nicht einmal ihren andern Zweck; weil man nicht immer aufgelegt ist, etwas zu begreiffen; aber immer etwas zu wollen; und weil auch der Vorsatz das Wollen zu erregen, die Wege in den Verstand öfnet. Wer etwa bey dieser Anmerkung denken wolte, daß wir des schönern Vortrages, und wenn ja das Wort nöthig ist, des witzigen und aufgeräumten alsdann verlustig gehen würden, hätte mich gewis nicht verstanden. Sokrates Ironie! meine Herren; und denn verbrennen sie ganze Bände von ihren Satyren; unter andern auch die neueste Satyrische Bibliothek. Wenn nur erst der gesunde Verstand des Bürgers Nahrung hat, wenn nur erst der wahre Sensus communis, wie ihn Shaftesbury nennt, das ist, die Empfindung dessen, was zu der Ordnung und zum Wohl des Ganzen etwas beytragen kann, recht be-

kannt

kannt ist: so wird die Empfindung des Schönen wohl entstehen: die nichts anders ist, als das Gefühl einer solchen Ordnung nach Absonderung des Nützlichen.

Der Beschluß folgt.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 2. September 1762.

Beschluß des zweyhundert und zwey und funfzigsten Briefes.

So oft sich eine neue Bahn öfnet, müssen wir uns in Deutschland vor dem Gedränge der Nachahmer fürchten. Durften denn wohl bey den olympischen Spielen die Knaben sich unter die Kämpfer mischen? Aber doch besorge ich, bey dieser Art Schriften weniger von diesem Haufen, als bey irgend einer andern Art der Schriften. Da hier Einfalt und Deutlichkeit herrschen muß: so giebt es zu viele Richter, und diese Richter können nicht bestochen werden. Das Publikum, vor welchem man mit einer solchen Arbeit erscheint, ist zu groß und zu unpartheyisch; als daß man lange ungestraft schlecht bleiben könte. Wer von dem Tone, davon ich Ihnen nun Bey-

spiele aus der angerühmten Schrift geben will, zu viel abweicht, hat den Weg zum Herzen seiner Bürger verloren. —

S. 5. „Es ist nicht so fast der Ort, geliebte „Mitbürger, wo etwa eine Nation wohnet, son„dern die Nation selbst ist das eigentliche Vater„land. Welche Lieblichkeit, welchen Reiz, wür„de dieser oder jener anmuthige Erdstrich für ei„nen inngebornen Menschen haben, der darinn „unter fremden, unbekannten, widriggesinnten; „gehäßigen, feindseligen und verabscheuten „Schaaren seine Tage schmachtend und elend ver„streichen (lassen) müßte; inzwischen daß seine „Mitbürger, seine Landesleute anderwärts ihren „Sitz aufgeschlagen hätten. O stünde der einge„tauschte Sitz mit seinem anerbornen Vaterlande „in keinen Stücken zu vergleichen: so würde ihn „dennoch sein Trieb immerfort nach seiner Nation, „nach seinen Mitbürgern, nach seinen Landesleu„ten lenken; deren freundlichere Gesellschaft ihm „tausendmal werther, als sein traurig verwandel-

„tes

„res Vaterland wäre! * Laßt uns also nicht auf
„die Erde, worauf wir wandern, sondern auf
„unsre Gefehrten das steifste Augenmerk richten,
„sie innig lieben, mit ihnen vertraulich leben, und
„ihnen unsre Gefälligkeiten, unsre Zärtlichkeit
„widmen. Nur sie sind unser Vaterland, und
„dem sollen wir getreulich dienen. —

S. 8. „Gleichwie eine schwache Hand einzel-
„ne, ob zwar starke Röhre mit leichter Mühe
„bricht, hingegen eine Menge derselben in ei-
„nen Bund geflochten sich auch von den stärksten
„Männern schwerlich brechen läßt: eben so blei-
„ben wir vor tausendfältigen Anfällen, wenn wir

* Da ich hier auf einen Imperativus stosse, der uns im Deutschen besonders bey den Uebersetzungen aus dem französischen und lateinischen ängstiget: so will ich ihnen einen Einfall zur Prüfung vorlegen. — Wenn wir unser daß dazu brauchten, und die Periode damit anfiengen: z. E. hier: Daß wir also unser Augenmerk richten: Einige Schweizer haben versucht zu sagen: richten wir; aber die Zweydeutigkeit wird zu groß.

„fest zusammen halten, geschirmet; so bald aber
„einer vom andern abweicht, unterliegt bald die-
„ser bald jener. — — S. 11. Meine Anrede
„wird denjenigen mißfallen, die Gott, den Näch-
„sten, das Vaterland und die Freyheit verläug-
„nen; und die Zufriedenheit, die ächte Seelen
„ohne den unrühmlichen Besitz schnöden Ueber-
„flusses fühlen, auf keine Weise in ihren unarti-
„gen Gemüthern empfinden. Doch ihr alle, die
„ihr in der Klasse dieser Unmenschen stehet, er-
„muntert euch und wartet getrost zu; denn ich
„will dermalen nicht näher zu eurem versteinerten
„Herzen reden, sondern blos das schöne Verhält-
„nis eines glücklichen Weltalters in etwelchen
„Staatsgebäuden zeigen; und hernach ausführ-
„licher abhandeln, wie arme Bürger wieder be-
„reichert werden können. Dieses leztere muß an-
„genehm zu hören seyn.„ —

Ich kann unmöglich alles abschreiben: Sie se-
hen unstreitig schon die Wendungen, die mit der
Alten ihren so viel ähnliches haben. Die Ab-
handlung des ersten Stückes sagt den Gelehrten

vom

vom Handwerke nichts neues; aber wohl Bürgern, die in diesen Materien nicht von Hause aus unterrichtet worden. Was man bey solchen Absichten fordern muß, ist vornemlich dis, daß nichts falsches vorgetragen werde, und ich besinne mich eben nicht etwas unrichtiges, wenigstens meinen Einsichten nach, hier gefunden zu haben; es wäre denn die Vervielfältigung der Sprachen beym berühmten Thurmbau, die ich lieber aus natürlichen Folgen als aus einem Wunderwerke erklären wolte.

Der zweyte Abschnitt ist unstreitig wichtiger, der Verf. fängt ihn folgendermassen an. S. 76. „Viele stellen sich mein Versprechen als ein prahlerisches Hochsprechen vor, und bilden sich ein, „ich werde mein Wort nimmermehr halten können: sie mögen aber mit ihren mißtrauenden „zweifeln so lange inne halten, bis sie diesen Zweyten „Abschnitt durchwerden blättert haben. Ich habe „mir darin zu zeigen vorgenommen, wie leicht es „sey, in dem innersten einer jeden Republik unerschöpfliche Reichthümer ausfündig zu machen, so

 „ferne

„ferne nur die Bürger einmal aufwachen, und
„unverdrossene Hände an das heilsamste Werk
„legen, und nicht selbst an ihrem Heile verzwei-
„feln; sonst wären sie warlich auch selbst Schuld
„daran, wenn sie sämtlich arm verbleiben, und
„zulezt, da ihnen kümmerlich das Brodt,
„und das Wasser sparsam, oder gar keine Nah-
„rung im verödeten Vaterlande zu statten kom-
„men, nach fremder Vögel Art in grossen Hau-
„fen weitabgelegene Welten durchstreichen müs-
„sen.„ — S. 80. „Jedoch könte ich in der
„That unmöglich mein Wort halten, wenn ich
„um sämtlicher Republiken heutige Beschaffen-
„heit mich nicht vollständig erkundigen dürfte. —
„S. 83 Es entstehet nun die Frage, wie die
„Menschen, die die ersten Augenblicke jedes kom-
„menden Morgens mit Gott und ihrem ewigen
„Heyl, die meiste Tageszeit mit Arbeit und Pfle-
„ge ihrer häuslichen Angelegenheiten, die sie aus
„Liebe und zur Ehre Gottes, als auch zum Nu-
„zen ihrer selbst und des Nächsten verrichten, ei-
„nige wenige Stunden aber mit nöthiger Rast
„und Leibs und Gemüthserquickung zubringen,

„elend,

„elend, mangelhaft und arm seyn können? Weil „ja diese Plagen Strafen eines sündigen Volkes „sind; woraus richtig folget, daß unsre heutigen „Republikaner entweder nicht arm oder nicht tu„gendhaft sind.„ Diese Folge ist so richtig nicht, als sich der V. wohl einbildet. Daß wir einmal schulgerecht verfahren. Der wahre Saz ist: Die Strafen eines sündigen Volkes sind Armuth, Mangel und Elend. Kann ich nun geradezu umkehren? Gewis nicht nach der Logik. Aber zum Theil; Einige Armuth, einiges Elend, einiger Mangel sind Strafen eines sündigen Volkes. Folglich muß erst erwiesen werden, daß die herrschenden Gebrechen in einer Republik zu dieser besondern Gattung des einigen gehören. Dieses aber liesse sich von dem Elende und der Armuth, welche aus Müßiggange und unnützem Aufwande entstehen, leicht darthun. Dann gehn die Folgen ohne Schwierigkeit fort. Bey solchen praktischen Säzen komt es hauptsächlich auf eine genaue Bestimmung an, weil die geringste Unrichtigkeit Zweifel zurückläßt, die alle gute darauf gebauete Lehren fruchtlos machen.

 „Man

„Man wandre von einem Orte zum andern;
„man frage wo man will; so heißt es einmüthig:
„der Müßiggang hat die guten Leute arm ge-
„macht. Nun nimmt mich nicht mehr Wunder,
„daß viele Bürger arm sind. Es wäre ein Wun-
„der über alle Wunder, wenn müßige Bürger
„reich wären.

Nun macht der Verf. drey Klassen der Uebel. Die erstere gehn hauptsächlich die Magistraten, die zweyte die Bürger, und die dritte die Unterthanen an. Man sieht schon vorher, was unter der ersten Rubrik etwa vorkommen wird. Aber folgender Artikel verdient wohl angeführt zu werden. S. 93. „Die unbedächtliche Verwerfung
„einer nützlichen Aufnahme neuer Bürger, die
„das Glück der Alten fördern könten, und die
„thörichte Aufnahme andrer, die so unbemittelt
„sie auch sind, dennoch öfters denen Alten auf der
„Haube sitzen, und durch tausend Schliche ihre
„Handlungen, Gewerbe, Handwerke und Glück
„verderben, sind der richtigste Pfad, worauf
„ganze Bürgerschaften an Bettelstab gebracht,

„aller

„aller Hände zur Arbeit stumpf gemacht, und die
„Hospitäler mit thränenwerthen Faullenzern an-
„gefüllt werden, die nie dem schändlichen Müs-
„siggange sich würden ergeben haben, so fern
„ihnen nicht die Früchte ihres Schweisses und
„die nöthige Unterhaltungen unbarmherzig wä-
„ren entzogen worden.„ Die Betrachtung geht
mit eben der Stärke noch fort; ich aber muß ab-
brechen. Sie vermuthen wohl, daß der V. sich
wird in Schilderungen einlassen müssen, und ich
kann Ihnen versichern, daß das Kolorit stark ist.
Ein Paar Beyspiele sollen ihr Zutrauen auf meine
Aussage vermehren. S. 124. „Die Töchter ge-
„horsamen den Eltern nicht mehr, und achten
„sich klug genug, sich selbst zu regieren. Entwe-
„der vermag ihr äusserlicher Reiz ihnen einen
„oder mehr Liebhaber zu zulocken; wo nicht, so
„stellen sie sich geputzt, wie die geschminkte Jeza-
„bel so lange an ihren Fenstern, oder auf den
„Strassen, oder gar in den Tempeln zur Schau
„dar, bis sie einen nichtswürdigen Aufwärter fin-
„den. Sie mögen der Zeit nicht erwarten, bis
„sie in den Ehestand abgefordert werden; und

 „gelingt

„gelingt es ihnen nicht, verlassen sie die schändli-
„chen Ausschweifungen ihrer ungebändigten Ju-
„gend doch nimmer; und da man sie nicht in star-
„ker Hut hält, und von gefährlichen Gelegenhei-
„ten abwendet, mißbrauchen sie sich selbst, behar-
„ren in einem schamlosen Wesen, und strecken,
„wie ein reisender Mann der dürstet, ihren Mund
„nach dem Brunnen, trinken von allem Wasser,
„das am nächsten ist, setzen sich bey jeder Pfütze
„nieder, und thun gegen alle Pfeile ihre Köcher
„auf, bis sie müde sind. Wenn aber endlich Ju-
„gend und Anmut sie verlassen, werden sie ihren
„Liebhabern und sich selbst beschwerlich, und be-
„reuen alsdann in quaalvoller Verzweiflung ihre
„verwandelte Zierde und Reizungen, nicht ihre
„Sünden und wohlfeil verkaufte Unschuld.„

Eine andre Folge von Gemälden: S. 166.
„Ist es nicht ärgerlich, wenn bey einigen Seel-
„sorgern die fettesten Einkünfte nicht zulängen,
„ihre überschwengliche Pracht und Verschwendung
„zu bestreiten, und oft leichtgläubige Gläubiger
„mehr an ihnen, als an den liederlichsten Welt-
„menschen

„menschen einbüssen, indem sie das fürgestreckte
„als gefunden ansehen, und denenjenigen Be-
„schwernis machen, die ihnen geholfen haben;
„und da sie bis zum Empfang die Hände dessen
„küssen, der ihnen geben solte, und fast demüthig
„in ihren Verheissungen reden; wenn aber die
„Zeit der Bezahlung kömt, Verlängerung und
„Aufschub begehren, oder gar verdriesliche Wor-
„te geben, und murren, oder so sie es nicht wie-
„der geben können, den Gläubiger um sein Geld
„betriegen — wenn sie als Zweyzüngige Ohren-
„bläser Unruhen anrichten, und grundlose, oder,
„ob zwar begründete, doch annoch unbekannte
„Werke von ihrem Nebenmenschen ausplaudern;
„ja sie gar durch Verläumdungen und Ehrab-
„schneiden, um allen Unterhalt, um Glück und
„Ehre bringen, und weder Fleis, List, noch Be-
„redsamkeit sparen, sie mit Straf und Verach-
„tung zu belegen, und vollends zu verderben —
„wenn sie eines schwachen um Verzeihung und
„Gnade flehenden Feindes nicht einmal um Got-
„tes willen schonen, und ihre ungebührliche, ja
„öfters ganz unverschuldete Rache, die besten
„Freunde

„Freunde, die nächsten Angehörigen empfinden
„lassen, und da sie selbst Rache üben wollen; Ra-
„che vom Herrn auf ihre Nacken reizen, die ih-
„nen ihre Sünden ohne Zweifel behaltet?„ Ich
wolte hier schliessen, aber ich muß wider mei-
nen Vorsaz aus der 172sten S. noch etwas hin-
setzen. „Ist es nicht ärgerlich, wenn es in vie-
„len Haußhaltungen so bunt und verworren zuge-
„het, daß sie an Getümmel denen öffentlichen
„Märkten, an Unehre heimlichen Schandwinkeln,
„an List und Betrug jüdischen Kramläden, an
„Fluchen und Raufhändeln wilden Mördergruben
„und rauchenden Fleischbänken, an Mangel und
„Elend ausgeplünderten Scheunen, an Jammer,
„Eckel und Ueberdruß schauerichten Gräbern, ja
„der düstern Hölle an Noth und Verzweiflung
„gleichen.„ Daß nun unsre zierliche und glatte
Wochenschreiber herkommen, und ihre Stücke
gegen diese Gemälde halten. Man fordert eben
nicht, daß sie alle so ernsthaft aussehen sollen;
aber wenn ja Einförmigkeit herschen soll; und die-
se treffen wir bey unsern Satyristen nur zu häufig
an: so will ich lieber nakte Figuren, allenfals mit

Wun-

Wunden sehen, als bekleidete, woran nur der Schlafrock und die Mütze lächerlich gemacht wird.

Beym Zurückblättern finde ich auf der 65sten S. noch einen Strich, und ich merke, daß ich ihnen eine vortrefliche Schilderung der verderbten Oligarchie, dazu die Originale leider häufig genug sind, habe abschreiben wollen. Weil es aber einmal vergessen ist, so mag es bleiben.

B.

Nachschrift.

Weil meine Briefe an Sie beynahe mein Kollektanienbuch sind: so will ich folgende zween Artikel geschwinde noch besonders eintragen. No. 1. Sie erinnern sich noch, wie sehr man das Wort des Herrn Pitt im Englischen Parlamente: „Amerika ist in Europa erobert worden„ ausgezeichnet hat. Lesen Sie nun kommende Stelle im

Themistocles des Plutarch. Es war die Frage: Ob nach der Schlacht bey Salamin Xerxes in Griechenland solte eingeschlossen werden, welches durch Abwerfung der Brücke beym Hellespont hätte geschehen müssen, oder ob man suchen solte den Xerxes sobald als möglich aus Griechenland zu entfernen. Themistocles war für das leztere. Weil er aber erst gerne des Aristides Meynung wissen wolte, vor dem er sich scheuete, da er vorher mit ihm überworfen und nur während dieser grossen Noth wieder vereinigt gewesen: so stellte er sich als einen Anhänger der erstern Meynung mit dem Zusatze des wichtigsten Grundes dafür. Θεμιστοκλῆς δ' ἀποπειρώμενος Ἀριστείδου λόγῳ, γνώμην ἐποιεῖτο λύειν τὸ ζεῦγμα τῶν ναυσιν, ἐπιπλεύσαντας εἰς Ἑλλήσποντον, Ὅπως, (ἔφη) τὴν Ἀσίαν ἐν τῇ Εὐρώπῃ λάβωμεν. Um den Aristides durch seine Reden zu prüfen, dichtete sich Themistocles die Meynung an, daß sie durch die Ueberfarth nach dem Hellespont zum Abwerfen der dortigen Brücke gelangen wolten, damit wir, sagte er, Asien in Europa erobern. Die Aehnlichlichkeit dieser beyden Gedanken von Themistocles

und

und Pitt ist zu stark, als daß man nicht entweder vermuthen solte, des erstern seiner sey dem leztern bekant gewesen, oder einen neuen Beweis daraus hernehmen solte, daß grosse Leute in einerley Situationen auf gleiche Art denken, wozu ich ein neues Beyspiel auf einen andern Brief sparte.

No. 2. Lesen Sie einmal wieder die schöne Idee, die Montesquieu Th. 1. p. 135. vom Despotismus giebt. Quand les Sauvages de la Louisiane veulent avoir du fruit, ils coupent l'arbre au pied, & cueillent le fruit, voila le gouvernement despotique. Nun lassen Sie sich folgende Geschichte, deren Wahrheit ich verbürgen kann, dazu erzählen. Während diesem Kriege kommen Englische Soldaten in ein Dorf im Paderbornischen; und einer darunter fordert aus einem Hause Kirschen. Die Tochter des Hauses ist dazu willig, und verlangt nur die nöthige Zeit um sie zu pflücken. Der Engländer, dem die Zeit zu lang daurt, droht dem Baum umzuhauen. Das Mädchen fleht mit den Worten: laß er

doch

doch den Baum stehen, er ist ja älter als sein Vater. Umsonst, der Engländer haut ihn um, legt ihn auf einen Wagen, und sezt sich dazu, um die Kirschen davon abzuessen.

B.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 9. September 1762.

Zweyhundert und drey und funfzigster Brief.

Das was wir Ihnen aus der deutschen Litteratur überschreiben, ist freylich nicht allemal das allerneueste. Sehr ofte gehören die Schriften, deren wir an Sie erwähnen, blos zu den Neuern. Inzwischen verlieren Sie dabey gewis nicht viel; wo sie nicht gar dadurch gewinnen. Sie können unterdessen die Urtheile anderer einziehen, oder beyläufig hören; und wir warten bis an den Abend des Tages, an dem sich der glänzende Fremdling zuerst gezeiget, um nicht durch die gemurmelten Lobsprüche bey der öffentlichen Audienz verführet zu werden. Trägt sich vollends das Gerüchte mit der Sage, daß diese oder jene Schrift einen vornehmen Vater habe: so warten

wir, bis das natürliche Kind die Jahre erreichet, um seinen Verstand blicken zu lassen, damit wir nicht nach dem gewöhnlichen Vorurtheile, alle natürlichen Kinder vornehmer Leute für witzig ausschreyen mögen. Manchmal dürfen Sie zwar die Ursache unsers Schweigens nicht so tief suchen; sondern Sie finden sie ohne Mühe bey unserer Faulheit, die uns ofte den Wahlspruch des berühmten Molanus ins Ohr raunet: Stultum est laborare, cum quiescere possis. Doch das mag seyn, wie es will: Von der Schrift mit dem Titel, der Sonderling, die schon 1761 herausgekommen ist, * erfahren Sie nur jetzt erst etwas, — von uns wenigstens.

Wenn wir diese Schrift für eine Sammlung von Exercitien ausgeben, so thun wir dem V. nicht Unrecht, oder gar Gewalt. Er selbst sagt in der Vorrede: „Ich habe gewisse Untergebene. „Selbigen sollte ich zum Versuch einige Beyspiele „von Erzählungen, Schilderungen und andern „Sprachübungen geben. Daraus entstanden „diese Blätter. — Ob die Versuche gerathen, „darüber

* Hannover, bey Richter, in 8.

„darüber lasse ich andre urtheilen. Mir selbst
„gefallen sie nicht recht.„

Dismal könten Sie also einen Augenblick der güldenen Zeit erleben, darinn die Fehde zwischen dem Kunstrichter und Schriftsteller aufgehoben, und beyde über den kützlichsten Punkt, über den Werth des Buches einig sind. Dieser Zeit die die gewisse Schriftsteller nie wolten erscheinen sehen, sondern dem Kunstrichter voller Gift entgegen rufen:

Ὡς ὐκ ἐςι λεουσι καὶ ἀνδρασιν ὁρκια πιςα
Ὀυδε λυκοι τε καὶ ἀρνες ὁμοφρονα θυμον ἐχουσιν
Αλλα κακα φρονεουσι διαμπερες ἀλληλοισιν
Ὡς ὐκ ἐς' ἐμε καὶ σε φιλημεναι.

Ich habe indessen doch Lust einen andern Weg der Kritik einzuschlagen, und nach Lord Roscommon's Rathe, blos nach den Schönheiten des Buches mich unterzutauchen, ohne mich um das Stroh auf der Oberfläche viel zu bekümmern.“

Weil die ganze kleine Schrift aus einzelnen Gedanken zusammengesetzet ist, die weiter keine Verbindung unter einander haben, als die Namen der Moden, die in dem französischen Sak-Kalen-

der dieses Jahres bey dem Monat April stehen, neimlich, daß es Namen der Moden sind: so darf ich nur die einzelnen Gedanken, die mir gefallen haben, nach der Reihe hersetzen. Darüber gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich nicht leicht einen auslassen werde, der des Anmerkens werth ist. Was übrige können Sie ungelesen lassen, ohne den V. zu beleidigen. Denn er muß billig genug seyn, zu glauben, daß vieles für seine Untergebene neu seyn könne, was es für Sie, bey einer stärkern Belesenheit nicht mehr ist. Mein Auszug fängt an.

S. 45. „Die Russen haben ein Sprichwort: „man empfängt den Mann nach dem Kleide, und „begleitet ihn nach dem Verstande.„ (Ich habe nicht leicht eine feinere, und zugleich natürlichere Anmerkung gelesen.)

S. 54. „Das Land der Weisheit und das „Land der Thorheit liegen unter einem Himmels-„striche ganz nahe an einander. Die Einwohner „des Landes der Weisheit, welche in den obern „Gegenden, wo das Land der Narren anstößt, „zu Hause gehören, nehmen vieles von ihren

 „Nach-

„Nachbarn an, und reden, wie gemeiniglich an
„den Gränzen geschiehet, eine gemengte Spra-
„che.„ (Diese gemengte Sprache hat mir un-
gemein gefallen.)

S. 63. „Je weitläufiger der Lehrbegrif ist, in
„desto mehreren Punkten kann dessen Umkreis be-
„rührt werden; und von jeglichem geht eine Linie
„nach dem Mittelpunkte.„ (Deucht ihnen nicht
daß diese Linien, die bey einer Dogmatik von je-
dem Punkte des Umkreises nach dem Mittelpunkte
gehen, sehr gut ausgedacht sind?)

S. 64. „Gewisse Erschütterungen sind der
„Wahrheit vortheilhaft. Die Asche fällt dadurch
„von den Kohlen, und was kaum noch glimmte,
„wird wieder in heilsamen Brand gesetzet.„

S. 68. „Ich verabscheue nichts mehr, als das
„stinkende Rauchwerk, so das Laster der Tugend
„zu Ehren anzündet.„ (Wenn der, welcher das
Rauchfaß hält, vollends in einem schmutzigen Auf-
zuge erscheinet: so muß sich nothwendig die Sinn-
lichkeit empören.)

S. 69. „Es giebt Schwärmer, die es gut
„meynen, und die Ordnung nicht stören. —

 „Dickes

„Dickes Geblüt macht tiefsinnig; der Mensch
„fängt Grillen; wenn er heute die Offenbahrung
„lieset, und morgen die Zeitungen: so bestimmet
„er übermorgen den jüngsten Tag.„

S. 79. „Ein gereiseter Witzling sieht alles mit
„demjenigen Mitleiden an, das er selber verdienet —
„Er glaubt ein Muster vorzustellen, und in der
„That ist er oft, wie Richey sagt, ein Wurm,
„der andre Würmer heckt.

S. 83. „Ein Dichter, der schlechte Verse
„machte, und sie allen Leuten vorlas, hatte ein
„Paar junge Herren, welche eben zur Thüre hin-
„aus wolten, dahin gebracht, daß sie Stand
„halten, und ihn anhören mußten. Er pflegte,
„wenn er an eine, seiner Meynung nach, beson-
„ders rührende Stelle kam, die Augen zu zuma-
„chen, und sich einer süssen Entzückung zu über-
„lassen; einen solchen günstigen Moment mach-
„ten sich die beyden Herren zu Nutze, und als
„der sanft hingerückte Dichter die Augen wieder
„öfnete, waren seine Zuhörer verschwunden.„
(Diese Zeilen haben mir in einer sonst sehr mittel-
mäßigen Schilderung gefallen.)

S. 103.

S. 103. „Die Menschen haben oft wunder„bare Einfälle. Ich war neulich bey einer Jung„fer, welche verschiedene Heirathen ausgeschla„gen, und darüber das funfzigste Jahr zurückge„legt hatte. Selbige erzählte mir mit einer Art „des Kummers, wie sie beständig etwas wimmern „hörte, und nicht anders glauben könnte, als „daß es die wehklagende Stimme der Kinder wä„re, welche von ihr nicht zur Welt gebracht wor„den. Ich richtete sie so gut auf, als ich konnte; „bin aber versichert, daß, wenn ein gewisser tief„denkender Philosoph dieses Gewimmere gehöret, „er daraus eine wichtige Beobachtung würde ge„machet, und es für Seufzer möglicher Wesen „gehalten haben, deren ausgebliebene Würklich„keit gewissen Ecken der Welt das Unglück zuge„zogen, nicht vorgestellet zu werden.„ (Dieses Einfalles, um einen nicht verstandenen metaphysischen Satz lächerlich zu machen, dürfte sich Voltaire nicht schämen.)

S. 108. „Selbst bey der heilsamen Kirchenver„besserung blieb in verschiedener Absicht der Ver„stand unter dem Joche der alten Vorurtheile.

 „Die

„Die Grundsätze wurden verworfen, aber die
„Folgen beybehalten. Die Ehe hielt man für
„kein Sacrament; man taufte keine Glocken
„mehr; den Kirchengütern sprach man die Hei-
„ligkeit ab; und gleichwohl mußten es noch Geist-
„liche seyn, welche über diese Sachen gerichtlich
„erkannten. Einen Widerspruch suchte man
„durch den andern zu heben. Dem Landesherrn
„wurden zween Köpfe aufgesetzt: bald regierte er
„als Fürst, bald als oberster Bischof. Noch zu
„unserer Zeit wird diese ungereimte Sprache ge-
„führet; zum klaren Zeugnis, daß wenn gleich
„ein alter Schade geheilet ist, die Narben sich so
„leicht nicht verlieren.„

Ein Urtheil des Verf. über unsre Dichter wird
sehr sicher auf ihren Beyfall Anspruch machen,
und wo möglich eine gewisse Sekte überführen,
daß wir nicht die einzigen sind, die durch ihr ra-
sendes Gewäsche empört werden.

„Wie seufzt nicht die Vernunft, wenn im glän-
„zenden Schimmer ein leeres Nichts erscheinet;
„wenn der Dichter sein Talent zum Unsinn oder
„zur

„zur Verführung mißbrauchet? Erblickt man da-
„gegen in dem Schmucke und prachtvollen Kleide
„der Musen das Kluge, das Wahre, das Nütz-
„liche, so machet sich das Herz daraus ein rechtes
„Empfindungsfest, da bewundert man einen Hal-
„ler, dessen grosser Geist sich gleichsam mit der
„Sprache herumkämpfet, die ihm Worte liefern
„soll, um seine starke Gedanken auszudrücken.
„Was für ein sanftes Vergnügen durchwallet ei-
„nen nicht, wenn die heimliche Kunst eines un-
„nachahmlichen Gellerts die Natur beschleichet,
„sie an der Hand herumführet, jeden Schritt
„lehrreich machet, und kurz zu sagen, nichts
„suchet, und alles findet? Wie reizend, wie
„erhaben ist nicht ein Cramer, ein Uz, ein Wie-
„land und andre Dichter, welche die Grösse ih-
„rer Gaben, und die Anmuth ihres Gesanges
„nicht zum eiteln Spielwerke brauchen, sondern
„der Andacht, der Tugend und der Verbesserung
„der Sitten weihen.„ (Eine Anmerkung dar-
über, daß Uz und Wieland neben einander ge-
setzt werden, darf ich wohl nicht erst hinschreiben,
da sie Ihnen sogleich beyfallen wird. Aber ist

nicht Hallers und Gellerts Karakterisirung vortreflich gerathen?

Dis wären nun die guten Stellen, und wie gesagt, ich zweifle ob ich eine ausgelassen habe. Damit sie aber doch urtheilen können, was für Stroh ich weggeräumet habe, um zu jenem durchzubrechen: so will ich ein Paar Pröbchen hersetzen. S. 56. erzählt der V. ein Histörchen von einem Engländer, welcher jeden Morgen in freyer Luft funfzig Verse zu heilsamer Bewegung seiner Lunge ausgesprochen, „und weil ihm das „Griechische viel schnarchender und daher zur „Ausleerung seiner Brust weit bequemer geschie„nen: so hätte er zu dieser Gesundheits-Uebung „vorzüglich den Homerus gewählet.„ Das Griechische solte schnarchender als andre Sprachen seyn, und das schnarchendeste Griechische im Homer? Ich kann mich irren: wo nicht, so habe ich dis Histörchen im Schaftesbury gelesen. Aber ich will wetten, daß das Wort schnarchend sehr falsch übersetzt ist.

In der Schilderung, darinn der oben erwähnte Dichter mit den beyden jungen Herren vorkömt,

zeigt

zeigt sich auch Parallagramm, ein tiefsinniger Meßkünstler, welcher das Frauenzimmer mit den Quadraten der Winkel, so ihre Blumen und Zitternadeln machten, unterhielt. Ich wünschte wohl, daß kein Hofmeister mit seinen Untergebenen von Sachen schwatzte, die er nicht versteht. Quadrate von Winkeln! Ueberhaupt sehen die Schilderungen des V. denen in unsern gemeinen Wochenblättern so sehr ähnlich, daß der Verf. hierinn leider kein Sonderling ist.

Weil ich alles gethan habe, was ein redlicher Mann thun kann, einen Unbekanten nemlich nur von seiner guten Seite kennen zu lehren: so schliesse ich hier mit fröhlichem Herzen meinen Brief, ohne einmal zu erwähnen, daß ich fast nur abgeschrieben habe.

B.

Zwey-

Zweyhundert und vier und funfzigster Brief.

Leichtigkeit und nachdrückliche Kürze sind die vornehmsten Tugenden eines Prosascribenten. Die entgegenstehende Fehler auf beiden Seiten sind unangenehm. Weitschweifigkeit erregt Langeweile, und Dunkelheit Unwillen. Noch überwindet sich mancher die düstersten Irrwege einer unterirrdischen Höle durchzureisen, wenn er am Ende erhabene und wichtige Geheimnisse erfahren kann. Wenn man aber von der Mühe einen dunkeln Schriftsteller zu enträthseln, nichts als Einfälle zur Ausbeute hoffen darf, so bleibt der Schriftsteller wohl ungelesen. Das heisse eine beschwerliche Reise über die Alpen thun, um ein Feuerwerk anzusehen.

Das Mittel zwischen beiden Extremitäten zu finden, und zu halten, ist kein Werk des Genies, sondern des Geschmacks. Das Genie kennet nur seine eigene Kräfte, und nimmt die Grösse derselben allezeit zum Maasstabe an. Es urtheilt von der Fassungskraft andrer nach der Seinigen, oder

vielmehr

vielmehr es siehet gar auf andere nicht, und weiß niemals das rechte Maaß der Einsicht zu treffen, die es bey seinen Lesern voraussetzen kann. Daher kommen die Ungleichheiten, die man in dem Vortrage desselben zu bemerken pflegt. Wo das Genie zufälligerweise nicht mehr voraussetzt, als die Leser wissen, da drückt es sich mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit aus. Wo es dieses Ziel überschreitet, wird es dunkel, und wo es von seinem Feuer verlassen wird, weitschweifig und verwirrt. Daher scheinen die grossen Genies bald für Engel, bald für Kinder zu schreiben. Hingegen lehret uns der Geschmack unser Absehen allezeit auf eine gewisse Reihe von Lesern zu richten, durch Beobachtung und Nachdenken der höchsten und niedrigsten Stufen von Einsichten zu erfahren, die man ihnen zutrauen kann, und endlich im Durchschnitt denjenigen Ausdruck zu wählen, bey welchem der Geringste aus dieser Reihe nicht weniger; der Aufgeklärteste aber weit mehr denkt, als geschrieben stehet.

Wer sich von dieser glücklichen Mittelstrasse verlieret, ist in Gefahr vielmehr davon abzukommen,

men, je mehr Genie er hat, so wie ein edles Roß weiter vom Wege abführen kann, als ein gemeines Zugpferd. Besonders pflegt die Begierde sich einen eigenen Weg zu bahnen, um ein Original zu seyn, die besten Köpfe zu verführen. Diese Begierde ist wie eine Seuche, die die gesundesten und stärksten Temperamente dahin rast, und die Schwächlichen verschonet.

Ich habe itzt einen Schriftsteller vor mir, der eine feine Beurtheilungskraft besitzt, viel gelesen und verdauet hat, Funken von Genie zeigt, und den Kern und Nachdruck der deutschen Sprache in seiner Gewalt hat, der also vermöge dieser Eigenschaften einer unsrer besten Schriftsteller hätte werden können, der aber durch diese Begierde ein Original zu seyn verführt, einer der tadelhaftesten Schriftsteller geworden ist. — Sie werden sich eines kleinen Aufsatzes unter dem Titel: Socratische Denkwürdigkeiten erinnern, den ich Ihnen einst angepriesen. Die hier und da hervorblitzende Schönheiten dieser kleinen Schrift gefielen mir so sehr, daß ich das Dunkele und Räthselhafte in der Schreibart nicht sowohl dem Verf.

als

als irgend einer zufälligen Ursache zuschrieb. Ich glaubte, der Verf. habe diesen seltsamen, beynähe mystischen Ton nur zur Belustigung angenommen, als eine Art von Maske, um seinen Freunden etwas zu errathen zu geben. — Es erschienen nach der Zeit einzelne flüchtige Blätter von demselben Verfasser, in welchen sich seine Neigung zum Dunkeln und Räthselhaften in der Schreibart noch mehr offenbarte. Wir lasen diese Blätter, verstanden wenig davon, schüttelten die Köpfe, und schwiegen. Hier und da erblickte man einen treflichen Gedanken, der aber wie der Blitz, nach Shakespears Beschreibung, noch ehe ein Freund zum andern sagen kann, siehe! schon verschwunden war. — Endlich schrieb er unter dem Namen Abälardi Virbii, immer noch in demselben Ton, einen Brief über unsere Recension der neuen Heloise, den wir Ihnen, samt der Antwort, die ein Unbekannter in einem ähnlichen Geschmacke aufgesetzt hatte, überschickt haben. Der Unbekannte giebt dem Verf. am Ende seines Schreibens einen Verweis, der sehr gerecht ist. Er tadelt das Gesuchte, Allzuspruchreiche, Ge-

künstelte und Räthselhafte in seiner Schreibart, die weit hergehohlte Geheimnisse, die Menge in einander verschlungener Anspielungen, die in der Verschwendung, mit welcher er sie ausstreuet, dem Leser ermüden, und ihm Ueberdruß erwecken müssen. Ich hatte zu der gesunden Beurtheilungskraft dieses Schriftstellers, die aus seiner Dunkelheit selbst, allenthalben hervorleuchtet, das Zutrauen, er würde diese wohlgemeinte Erinnerung annehmen, und endlich erkennen, daß die Verzierungen nicht das Wesen des Styls ausmachen, und daß selbst an den Stellen, wo sie anzubringen sind, ihr vornehmstes Verdienst in einer ungesuchten Leichtigkeit bestünde.

Der Beschluß folgt.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 16. September 1762.

Beschluß des zweyhundert und vier und funfzigsten Briefes.

Jedoch ich schmeichelte mir vergebens. Der Verf. hat sich einmal in seinen abentheuerlichen Styl verliebt, und ist davon nicht abzubringen. Lesen Sie beykommendes, ich weis nicht was, das er, ich weis nicht warum, Kreuzzüge des Philologen nennet, in welchem er alle seine flüchtigen Blätter mit einigen neuen Aufsätzen vermehret, ich weis nicht wo, hat zusammen drucken lassen.

Der V. sagt in der Vorrede: „Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen „Zeitverwandten nicht verstanden, und dafür „gemishandelt zu werden, durch den Geschmack „an den Kräften einer bessern Nachwelt.„ — Da haben Sie auch alles, was wir Zeitverwandten des Verf. aus seiner Vorrede verstehen. Mit dem Uebrigen dieser Vorrede mag eine bessere Nachwelt sehen, wie sie zurechte kommt. Vielleicht findet sie mehr Geschmack an grillenhaften

Einfällen und witzigen Anspielungen, die nicht anders, als durch einen weitläufigen Commentarius verstanden werden können. Ich führe Ihnen nur ein Paar Zeilen zur Probe an, denn wer kann abschreiben, was man nicht versteht? — „Endlich habe ich noch, vermittelst geomantischer „Spiegel (mit syllogistischen Mittelbegriffen „von gleichen Stoffe!) gefunden, daß dieses „Bändchen, (welches ich die Ehre habe, Dir, „geneigter Leser! in die Tasche zu spielen,) nicht „Beängstigungen, sondern Kreuzzüge des Philologen heissen soll, denn wie Eugen,

— — schlägt er die heirchelnden Trommeln,
Hier und dort bricht er ein — — —
Siechbett.

An einem andern Orte: „Das Commißbrodt, „was die Bürger zu Gibeon mit sich nahmen, „war hart und schimlicht. — Also ist Kabbala; und damit holla!„ — So denn folget ein Sprüchelgen aus dem Hiob, das sich hieher paßt, wie die Kabbala zum schimlichten Commißbrodte. —

Bey der Menge solcher ungereimten Grillen, die der Leser auf allen Seiten antrift, muß er auf den Verf. nothwendig den Verdacht werfen, er wolle ihn zum Narren haben, oder träume mit offenen Augen.

Da Sie dieses seltsame Bändchen vielleicht mit Unwillen wegwerfen, und die Geduld nicht haben werden,

werden, die wirklich schönen Stellen aus dem Wuste hervorzusuchen; so will ich durch einige Beyspiele Ihre Aufmerksamkeit reizen. Wo das Fehlerhafte zu sehr in die Augen fällt; da muß der unpartheyische Kunstrichter, wenn doch wirkliche Schönheiten vorhanden sind, die Schönheiten aufsuchen.

In dem nicht viel bedeutenden Aufsatze über eine akademische Frage, finde ich folgende sehr richtige Bemerkung: — „Modewahrheiten, „Vorurtheile des Augenscheins und Ansehens, „die bey einem Volke circuliren, machen gleich„sam die künstliche und zufällige Denkungsart „desselben aus und haben einen besondern Einfluß „in seine Sprache. Der Augenschein der mathe„matischen Lehrart und das Ansehen der französi„schen und englischen Schriftsteller haben bey uns „grosse entgegen gesetzte Veränderungen hervorge„bracht. Es ist ein eigen Glück für unsere Spra„che gewesen, daß die Uebersetzungs- und Demon„strirsucht sich einander gleichsam die Stange ge„halten: die letzte würde sie zu einem Rosenkranz „abgezählter Kunstwörter, und die erste zu einem „Netz gemacht haben, das gute und faule Fische „allerley Gattung fängt und aufnimmt.„

Der zweyte Aufsatz enthält vermischte Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache, aus welcher Hr. B. Ihnen einst das ganz von ungefähr angeflickte Urtheil über des Herrn von Moser Herrn und Diener, in einer Nachschrift angeführt hat. — Dieser Aufsatz

ist voll feiner Gedanken und sehr guten Anmerkungen, die sich der Leser bey Erblickung des albernen Holzschnittes, mit welchen ihn der Verf. verunziert hat, wohl nicht versprechen wird. Hier sind ein Paar Proben!

„In der Vergleichung, welche man bey Ge„legenheit einer Streitfrage zwischen der latein„schen und französischen Sprache angestellt, ge„rieth man auch auf eine Untersuchung der Lehre „von den Inversionen. Es ist bekannt, wie „weit die Freyheit in der römischen Sprache geht, „die Wörter zu versetzen, und daß man in Schu„len die Gewohnheit hat, diese Schönheit der al„ten Schriftsteller, durch das sogenannte con„struiren, zu vernichten; weil durch diesen metho„dischen Unfug dem Ohr der Jugend die Uebung „des Wohlklangs, der zu einem lateinischen Pe„rioden gehört, entzogen wird, und zugleich der „Nachdruck des Sinns vielmals verloren geht, „wo durch die Stellung der Wörter die Aufmerk„samkeit des Lesers oder Zuhörers erweckt und „stuffenweise unterhalten werden soll.

„Die deutsche Sprache ist ihrer Natur nach „vor andern dieser Inversion fähig; und ihre „Kühnheit trägt mit zum Ansehn unserer poeti„schen Schreibart bey. Ich will ein leichtes Bey„spiel anführen. Wir können ohne Abbruch der „Reinigkeit und Deutlichkeit sagen: Er hat mir „das Buch gegeben.

„Mir hat er das Buch gegeben.

„Das Buch hat er mir gegeben.

„Ge-

„Gegeben hat er mir das Buch. Die erste „Wortfügung ist die geradeste; oder der Nachdruck derselben kann auf denjenigen, der gegeben „hat, gelegt werden. In der zwoten ruht der „Hauptbegrif auf dem Worte mir; in der dritten „weist man auf das Buch; in der letzten auf die „Handlung des Zeitwortes. Man sieht hieraus, „daß die Inversion nicht schlechterdings willkühr„lich oder zufällig, sondern dem Urtheil des Ver„standes und des Gehörs unterworfen ist.„

„Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem „Reichthum; eine gar zu gefesselte Richtigkeit, „ihrer Stärke und Mannheit. — In einer so „grossen Stadt, als Paris ist, liessen sich jähr„lich, ohne Aufwand, vierzig gelehrte Männer „aufbringen, die unfehlbar verstehen, was in „ihrer Muttersprache lauter und artig, und zum „Monopol dieses Trödelkrams nöthig ist. — „Einmal aber in Jahrhunderten geschieht es, „daß ein Geschenck der Pallas, — ein Men„schenbild, — vom Himmel fällt, bevollmäch„tigt, den öffentlichen Schatz einer Sprache mit „Weisheit, — wie ein Sülly, zu verwalten, „oder mit Klugheit, — wie ein Colbert zu ver„mehren.„

Das Sinnreiche dieser Vergleichung deutlicher einzusehen, muß man wissen, daß der V. im Anfange des Aufsatzes das Geld mit der Sprache verglichen, und an beyden nicht wenig ähnliche Eigenschaften gezeigt hat. Man begreift dadurch, wie er den guten Schriftsteller, welcher den Vor-

 rath

noch in seiner Sprache wohl zu gebrauchen weis, mit Sully, und das Genie, das seine Sprache vermehret, mit Colbert, gar füglich vergleichen konte.

Die Magi aus dem Morgenlande, zu Bethlehem, und das darauf folgende Klaggedicht in Gestalt eines Sendschreibens über die Kirchenmusik enthalten wenig merkwürdiges, ausser einem seltsamen Urtheil des Raphael Fregoso, von welchem der V. mit einigem Grunde besorget, die Leser und Kunstrichter dürften über ihn einen ähnlichen Ausspruch thun. „Iste maledictus Paulus „semper ita obscure loquitur, ut vix possit in„telligi, & si haberem eum in *manibus*, eum „per *capillos* interrogarem „.

Sodenn folget ein Auszug aus der kleinen franz. Schrift L'Inoculation du Bon-sens, und hierauf der Brief über unsere Recension der Neuen Heloise.

Was verstehet man unter Kleeblatt hellenistischer Briefe? Sie können es unmöglich errathen. Ich habe diese Briefe gelesen, und weis, daß ihrer drey sind, warum sie aber alle drey hellenistisch heissen sollen, da die ersten beyden vom Griechischen und der dritte vom Hebräischen redet, begreiffe ich nicht. Jedoch so ists, wenn man niemals, wie andere Leute reden will!

Der erste handelt von der Schreibart des Neuen Testaments bestehet aber nur in witzigen Einfällen, die in einer ernsthaften Sache nichts entscheiden, und also

als aus Wohlstand wegbleiben sollten. — Ich weis nicht was für Observationes sacras, der V. im Eingange im Sinne hat: Ich kann also nicht wissen, in wie weit das drolligte Urtheil gerecht, oder ungerecht seyn mag, das er davon fällt. „Sie „verweisen mit gutem Grunde, schreibt er an seinen „Freund, den Leser bey dem Titel des Buches auf „der Proprietät des Worts: Observationes, ich „weis aber keinen, warum man dergleichen Ob„servationes eben sacras, und nicht profanas, „criticas u. s. w. nennet, da sie doch in einem „Picknick aus Profanscribenten bestehet; frage al„so aus Haggai 2, 13. Wenn jemand heilig Fleisch „trüge in seines Kleides Geren, und rührte dar„nach an mit seinem Geren Brodt, Gemüse, Wein, „Oel, oder was es für Speise wäre, würde es „auch heilig? — Die Priester antworteten und „sprachen: Nein!„

Der zweyte Brief enthält sehr gute Gedanken über die Ordnung, in welcher man die griechische Schriftsteller lesen muß, und verdienet mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Er hat ausser seinem innern Werthe noch das unentbehrliche Nebenverdienst, daß man ihn verstehen kann. Der Verf. bleibt so ziemlich im Gleise. Hier und da nur lockt ihn der Schimmer des Sinnreichen ein wenig seitwärts, und er verfolgt seine Einfälle so ängstlich, als wenn er befürchtete, er würde niemals wieder welche haben. Z. B. „Ich möchte „eher die Anatomie für einen Schlüssel zum „Γνῶθι σεαυτὸν ansehen, als in unsern historischen „Skeletten die Kunst zu leben und zu regieren

 „suchen,

„suchen, wie man mir in meiner Jugend erzählen „wollen. Das Feld der Geschichte ist mir immer „wie ein weites Feld vorgekommen, das voller „Beine lag — und siehe! sie waren sehr verdor„ret „ — (Bis hieher war der spielende Einfall noch erträglich, aber der Verf. zerrt ihn weiter fort.) „Niemand als ein Prophet kann von die„sen Beinen weissagen, daß Adern und Fleisch „darauf wachsen, und Haut sie überziehe. — „Noch ist kein Odem in ihnen — bis der Pro„phet zum Winde weissagt, und des HErrn Wort „zum Winde spricht „ — Wars der Irrwisch wohl werth, daß ihm der Verf. so weit nachgelauffen?

Der dritte Brief soll ein Urtheil des Geschmacks, wie sich der Verf. ausdrückt, über des Hrn. H. Michaelis Schriften enthalten. Ob der Geschmack des Verf. in diesem Stücke richtig urtheile, ist hier meines Amts nicht zu untersuchen. Aber so viel ist gewiß, bescheidener hätte er urtheilen können, und überhaupt ohne Gründe anzuführen, lieber gar nicht urtheilen sollen. Durch Räthsel, Gleichnisse und Anspielungen läßt sich ein System weder behaupten, noch widerlegen. Ich will zwar des Herrn Michaelis Hauptsystem in Ansehung der Hebräischen Sprache keinesweges vertheidigen, aber ich möchte es mit ganz andern Waffen bestreiten sehen, als hier geschiehet, und (was manchen Zeitungsverfasser von einem Verfasser der Briefe wohl befremden dürfte) mit mehrerm Anstand. —

Was

Was sind Näschereyen, in die Dreßkammer eines Geistlichen? — Ohne einen Commentar wird niemand diesen kauderwelschen Titel verstehen. Man muß wissen, daß ein gewisser Geistlicher von des Verfassers Bekanntschaft gewisse Näschereyen in die Visitenzimmer geschrieben, und daß in einer gewissen Provinz Dreßkammer so viel als Sakristey bedeute. Nun läßt sich der Familienscherz einigermassen erklären. Da jener seine erbauliche Näschereyen in die Visitenzimmer hineinspielen will; so wagt sich dieser zur Vergeltung mit seinen philosophischen Näschereyen in die Sakristey, und liest Sr. Wohlehrwürden eine Beurtheilung über das bekannte Buch de la Nature vor. — In einer Note führt der Verfasser aus einer französischen Modeschrift ein niedriges und schimpfliches Urtheil über die Neue Heloise an, das mehr einer ehrvergessenen Schmähschrift, als einer Kritik ähnlich siehet. Man ist diesen Ton von den Feinden des Genfer Weltweisen endlich schon gewohnt, aber ein Deutscher sollte sich hüten, ein so ausgelassenes Urtheil anzuführen.

Hierauf folget eine Rhapsodie in kabbalistischer Prose. Hier ist der Verfasser in seinem Elemente, und er treibet in der That seine Grillen bis zur Ausschweifung. Was für ein Mischmasch von satyrischen Schwärmereyen, witzigen Luftsprüngen, verblümten Anspielungen, aufgedunsenen Metaphern, kritischen Orakelsprüchen, mit Schriftstellen bespickt, mit Versen aus dem Lateinischen und Englischen bebrämt, mit häufigen Noten aus dem Plato, Baco, Michaelis,

Aus-

Ausonius, Wachter, der heiligen Schrift, Petronius, Shakespear, Roscommon, Young, Voltaire und noch hundert andern versehen, daß der Leser, der einen gesunden Verstand sucht, vor Ungeduld rasend werden möchte. — Man muß sich wundern, wie ein Mann, der mit einem so guten Geschmacke die Alten liest, in einem so verdorbenen Geschmacke schreiben kann. Hier ist eine der deutlichsten Stellen, denn sie läßt sich noch zur Noth entziffern, mit welcher Sie zur Probe von der Denkungsart des Verf. in diesem Aufsatze, genug haben werden.

„Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Son-
„ne herrscht; das ist Tag. Seht ihr anstatt die-
„ser einzigen so viel, als Sand am Ufer des
„Meers: — hiernächst ein klein Licht * das
„jenes ganze Sonnenheer am Glanz übertrift; **
„das ist eine Nacht, in die sich Poeten und Die-
„be verlieben. — — Der Poet *** am An-
„fang der Tage ist derselbe mit dem Dieb **** am
„Ende der Tage. — —

Vom

* — — & notho
— lumine — Catull. Carm. sæc. ad. Dian.

** — — micat inter omnes
Julium sidus, velut inter ignes
Luna minores. Hor. L. I Od. XII.

*** 2 Kor. IV, 6.

**** Offenb. XVI, 15.

„Vom Zustande der Wissenschaften in unserm Jahrhunderte hegt der Verf. paradoxe Meinungen. Hören Sie, was er von der Geschichte und Weltweisheit urtheilet! „Taugt unsere Dichtkunst nicht, spricht er in seiner kabbalistischen „Entzückung; so wird unsere Historie noch magerer als Pharaons Kühe aussehen; doch Feenmährchen und Hofzeitungen ersetzen den „Mangel unserer Geschichtschreiber. Um Philosophie lohnt es gar die Mühe nicht zu denken: „desto mehr systematische Kalender! — mehr „als Spinnenweben in einem verstörten Schlosse. „Jeder Tagedieb, der Küchenlatein und „Schweizerdeutsch mit genauer Noth verstehet, „dessen Name aber mit der ganzen Zahl M. oder „der halben des akademischen Thieres (vermuthlich Magister oder Doktor. Welch eine übertriebene Neigung zum Räthselhaften!) gestempelt ist, „demonstriret Lügen, daß Bänke und die darauf sitzende Klötze, Gewalt! schreyen müssen, „wenn jene nur Ohren hätten, und diese, wie „wohl sie der leidige Spott Zuhörer nennt, mit „ihren Ohren zu hören geübt wären.„ —

Der Rest bestehet aus einem lateinischen Aufsatze, und einigen deutschen Gedichten, die ziemlich deutlich, aber leider! ziemlich schlecht sind. — Ein Denkmahl in Prose macht den Beschluß, das nicht ganz misfallen wird —

Ich glaube, Sie werden mit mir einstimmen, daß der Verf. bey allen seinen Fehlern, Genie verrathe, und daß ihm zum guten Schriftsteller nichts

nichts, als Geduld seine Ideen auszubilden, Sparsamkeit im Gebrauche der Redezierathen, und Verläugnung seiner Lieblingsgrillen fehlet. Was für ein Unterschied zwischen einem solchen Mann und einem andern, der sich durch keinen andern Titel zum Schriftsteller rechtfertigen kann, als durch das Talent so deutlich wie ein Kräuterweib zu wäschen. Aber freylich! so lange der gute Kopf auf seinem Eigensinn beharret, und sich nicht bessern will, so hat sein Antipode, der sich nicht bessern kann, die schönste Gelegenheit zu triumphiren. *

Z.

* S. die Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit.

Ende des funfzehnten Theils.

Briefe,
die
Neueste Litteratur
betreffend.



XVIter Theil.

Berlin, 1763.
bey Friedrich Nicolai.



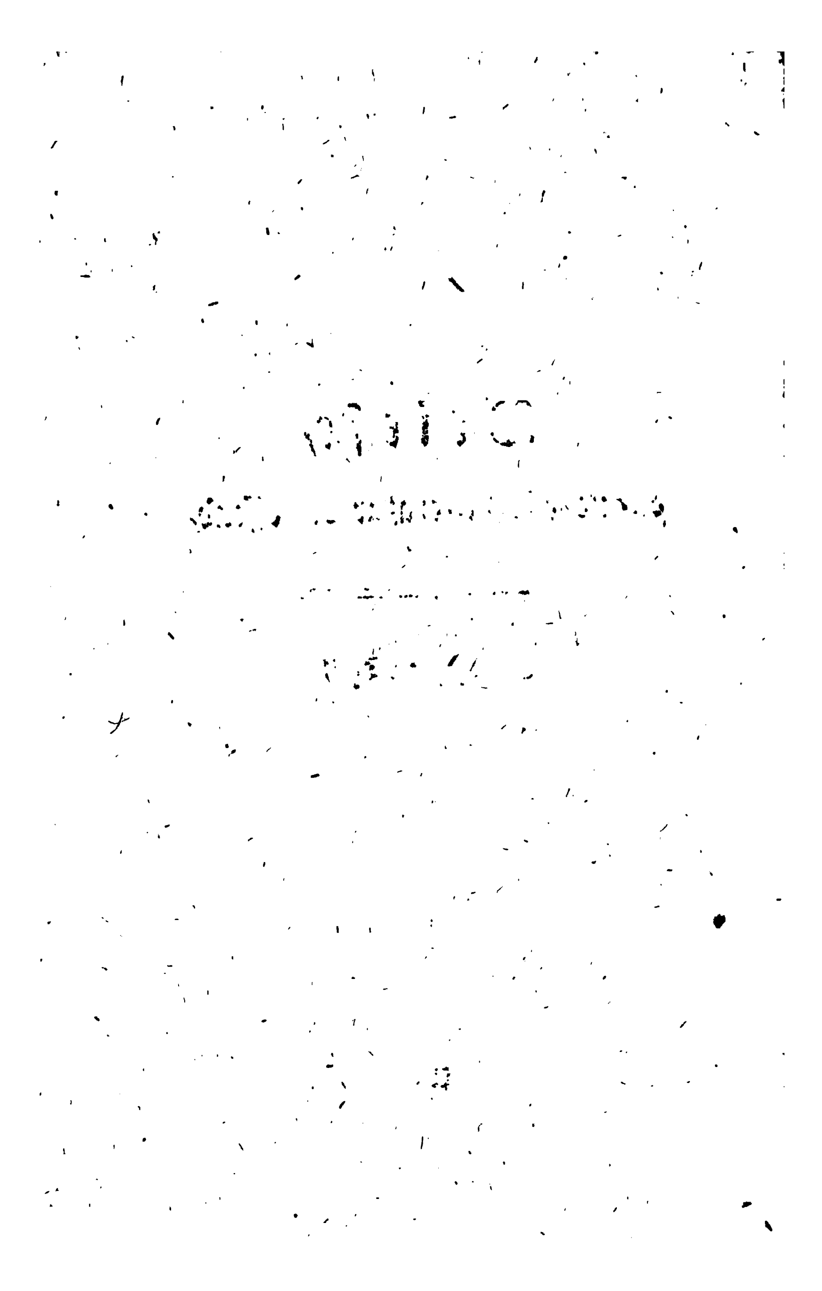
Inhalt der Briefe des sechszehnten Theils.

Zwey

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Sechszehnter Theil.



Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 6. Jenner 1763.

Zweyhundert und fünf und funfzigster Brief.

Es kann uns nicht ganz gleichgültig seyn, was unsere Nachbarn von unserer Litteratur denken. Hat es unsere Voreltern verdrossen, daß ein Franzose uns allen Witz absprechen wolte, so muß es uns angenehm seyn, daß unsere Nachbarn itzt billiger von uns urtheilen. Noch angenehmer muß es uns seyn, wenn wir hören, daß unsere besten Werke bey unsern Nachbarn mit Vergnügen gelesen werden; denn vor weniger Zeit waren wir gleichsam in unsere eigene Gränzen eingeschränkt, und man verachtete uns, ohne uns zu kennen. Wir sind daher denjenigen Dank schuldig, welche es unternommen haben, die besten Werke der Deutschen, den Ausländern bekannt zu machen.

Im April 1754 kam zu Paris das erste Stük des Journal étranger heraus, worin man den Franzosen, die Litteratur der Ausländer bekannt machen wolte. Weil aber die damaligen Verfasser theils in der auswärtigen Litteratur sehr unwissend waren, theils dem ohnerachtet, so viel französische Presomption hatten, daß sie alles was in den Schriften der Ausländer nicht genau nach dem französischen Leisten zugeschnitten war, mit äusserster Verachtung ansahen, so fand ihr Unternehmen nirgends sonderlichen Beyfall, und sie sahen sich genöthiget mit dem Ende des Jahres 1758 aufzuhören.

Inzwischen haben sich andere Verfasser gefunden, an deren Spitze der Herr Abt Arnaud ist, welche dis Unternehmen mit weit mehrerer Geschicklichkeit, und auch mit weit mehrerem Glükke angefangen, als ihre Vorgänger. Es ist also mit Anfang des 1760sten Jahres das neue Journal étranger herausgekommen, welches sich von dem alten auf eine sehr vorzügliche Art unterscheidet. Die Verfasser haben sich grosse Mühe gegeben, sich von der Litteratur eines jeden Landes genau zu unter-

unterrichten und urtheilen mit einer Bescheidenheit, die ihnen wirklich Ehre macht. Insbesondere sind sie von dem, was Deutschland angehet, gar genau unterrichtet, und haben an deutschen Schriften einen so grossen Geschmack gefunden, der fast alle Vermuthung zu übertreffen scheinet, sie kennen alle unsere besten Schriftsteller, und ehren sie so sehr, daß sie sie beynahe den Alten an die Seite setzen. Zugleich fängt auch unsere Sprache und Litteratur an, in Frankreich mehrere Liebhaber zu bekommen; der Hof hat aus politischen Ursachen angeordnet, daß die Officiers von der Armee die deutsche Sprache lernen sollen. Man hat zu diesem Behufe bey der Ecole Militaire vier Professores der deutschen Sprache angeordnet, unter denen Herr Huber der Uebersezzer der Schriften unsers Geßners der oberste ist.

Unsere beste Schriften sind zugleich durch das Journal étranger in Paris rühmlich bekannt worden, und was davon besonders ins französische übersetzt worden, hat so ungemeinen Beyfall erhalten, daß z. E. des Herrn Geßners Mort

d'Abel in wenigen Wochen einigemahl gedruckt worden. Dis hat vielen Lust gemacht unsere Sprache zu erlernen, um unsere beste Schriften im Original lesen zu können; und es giebt izt zu Paris mehrere Personen, welche auserlesene deutsche Bibliotheken haben.

Da nun das Journal étranger in unsern Gegenden sehr selten, oder vielmehr ganz unbekannt ist, so glaube ich keine unnütze Arbeit zu thun, wenn ich Ihnen daraus dasjenige auszieh, was Deutschland angehet. Sie werden daraus sehen, daß man dort auf alle Schrifften die in Deutschland einiges Aufsehen machen, aufmerksam ist, und auch überhaupt zu reden richtig darüber urtheilet; obgleich freylich, weil die Verfasser unsere Sitten, Philosophie und Art zu studiren nicht vollkommen inne haben, auch manches nicht völlig aus dem rechten Augpunkte angesehen wird.

Ich habe also die Jahre 1760 und 1761 des Journal étranger vor mir. Um Ihnen bey der grossen Anzahl deutscher Bücher, welche darin recensiret werden, von der Art der Verfasser solche zu beurtheilen einigen Begriff machen zu können, werde

werde ich bey manchem, was nicht so sehr erheblich scheinet, ganz kurz seyn müssen, um mich bey demjenigen, was für Sie interessant seyn kan, etwas länger aufzuhalten. Ja ich werde sogar einige Anzeigen die nicht viel bedeuten, ganz übergehen. Es versichet sich auch, daß ich von den Artikeln, welche andere Nationen angehen, nicht anders als beiläufig etwas erwähnen werde. Ich fange also mit dem Jahre 1760 an.

Dem Januar ist ein Prospectus oder allgemeine Einleitung vorgesetzet. Nachdem darin von der Nützlichkeit der Journale überhaupt, etwas gesagt worden, folgen einige Betrachtungen über die alten und neuern Sprachen, dabey, wie Sie leicht vermuthen können, behauptet wird, daß die französische zur allgemeinen gelehrten Sprache am allerbequemsten sey. Inzwischen erkennet der Herr Abt Arnaud auch die Schwächen seiner Muttersprache, und verschweigt nicht die Vortheile den übrigen Sprachen. Einige seiner Urtheil von der deutschen Sprache zeigen gleichwohl, wie sehr schwer sich ein Ausländer, von der Litteratur eines fremden Volks, und einer

Sprache, die er nicht vollkommen inne hat, einen vollkommen richtigen Begriff machen kan, und wie behutsam er deshalb in seinen Urtheilen verfahren solte. Der Herr Abt sagt z. B. die deutsche Sprache wäre nicht geschikt, das Lächerliche auszudrüken. Noch sonderbarer ist es, wenn er sagt: „Daß die Inversionen in der deutschen „Sprache weniger gebraucht würden, seitdem sie „von Gelehrten bearbeitet würde, die die Philo„sophie und die französische Sprache studiret „hätten.“ Je mehr ich mich besinne, je weniger kann ich finden, daß in dem Gebrauch der Inversionen in unserer Sprache einige Veränderung vorgegangen wäre. Und die französische Sprache würde allenfalls wohl am unschuldigsten daran gewesen seyn.

Sie erinnern sich ohnfehlbar noch, daß ein deutscher Schriftsteller den Verfassern des alten Journal étranger vielleicht nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht hatte, daß Sie bey dem Worte Etranger eben das dächten, was die Griechen bey dem Worte Barbar gedacht haben. Der Herr Abt erklärt sich hierüber sehr billig, er versichert,

sichert, daß er cette idée insultante keinesweges mit dem Worte Etranger verbinde, er betrachte alle Gelehrten als Mitglieder einer einzigen Republik, deren sämtliche Mitglieder unter sich gleich sind, und wo niemand sich einer Tiranney anmassen darf. Eben so vernünftig erklärt er sich über die Art wie die V. die Werke der Ausländer beurtheilen wollen. Er sagt, sie würden sich wohl hüten, die ausländischen Werke, nach der Weise der französischen zu beurtheilen; noch mehr würden sie sich hüten über die Werke der Ausländer solche übereilte Urtheile zu fällen, die schon vorher das Journal étranger in Mißcredit gebracht hätten. u. s. w.

Am Ende nennt der Herr Abt noch einige seiner Mitarbeiter, sie sind der Herr v. Montücla, der Herr v. Querlon, Herr Suard, Herr Baer, (Gesandschaftsprediger des Schwedischen Gesandten;) Herr Staunton ein Engländer, der Herr v. Tscharner, (der Uebersetzer der Gedichte des Hrn. v. Haller;) und Herr Schmidt, beyde zu Bern. Gegen das Ende dieses Jahres sind noch hinzu gekommen, der Herr Abt Bails,

 Herr

Herr Abt Roubaud, und Herr Huber, ein Schweizer von Geburt.

Uebrigens kommt in diesem Monate ausser einigen kurzen Anzeigen noch nichts aus Deutschland vor. Den Herrn Prof. Halle verwechseln hier die V. mit den Herrn v. Haller, bey Gelegenheit der Anzeige von des Ersten Naturgeschichte der Thiere.

Im Febeuar und März wird von des P. Boscowich Philosophiæ naturalis Theoria ausführlich Nachricht gegeben. Sie kennen dieses Buch schon aus dem zweyten Theile unserer Briefe, also sage ich hier nichts weiter davon. Am Ende der Recension wird ein Verzeichniß der sämtlichen Schriften des Paters beygefüget.

Ein Schreiben eines Gelehrten aus Rostock, (welches aber ohne Zweifel erdichtet ist,) streitet wider Herrn le Cat zu Rouen, der die ausgerechnete Erscheinung des Cometen von 1759 mit dem System der Cartesianischen Wirbel, welches doch dadurch beynahe unwidersprechlich widerlegt wird, hatte vereinigen wollen.

Des

Des Herrn Fueßli Leben Kupezki und Rugendas wird mit dem verdienten Lobe recensiret.

Der Madame Klopstockin hinterlassene Schriften, müssen ihrer ganzen Anlage, und dem darin herrschenden Geschmacke nach, allerdings einem Franzosen etwas ganz neues und sonderbares gewesen seyn. Inzwischen urtheilen die V. wirklich davon mit der Zurückhaltung, die sie sich in Ansehung der Werke der Ausländer vorgeschrieben haben. Sie sagen: „Ein Gemälde der „ehelichen Liebe ist nur für diejenigen rührend, „die im Stande sind, sie zu empfinden, doch hat „man bemerket, daß es jederzeit seine Wirkung „thut, wenn es von einer geschickten Hand her„kommt, und mit natürlichen Farben gemahlt „ist.„ Sie fahren fort, die Schriften der Madame K. aus diesem Augpunkte zu betrachten, übersetzen eine schöne Stelle daraus, und auch eine Stelle aus dem Trostschreiben eines Freundes des Herrn K. Bey Gelegenheit der Todtenbriefe der beiden Eheleute, woraus auch einiges zur Probe übersetzt wird; merken Sie, wie mich dünkt, sehr richtig an: „Sie werden zeigen,

„wie

„wie sehr, ohngeachtet man gewohnt wäre, leb-
„haft zu empfinden, dennoch, die Sprache der
„Einbildungskraft und eines erdichteten Schmer-
„zes, von der Sprache des wirklichen Schmer-
„zes unterschieden sey.„

Eine kurze Nachricht von der neuerrichteten churfürstlichen Akademie zu München, imgleichen von der zu Anspach herausgekommenen Oden-Sammlung (wobey ein Lied des sel. Herrn von Chronegk übersetzt wird,) macht den Beschluß des Märzmonats.

Im April wird des Herrn von Kleist Frühling nach der 1756 gedruckten Ausgabe, übersetzt geliefert. Die V. sagen bey dieser Gelegenheit:
„Als der Poet Eupolis im Schiffbruch umkam,
„da er seinem Vaterlande Athen gegen die Lace-
„dämonier dienen wollte, gaben die Athenienser
„ein Gesetz, wodurch den Poeten verboten ward,
„künftig die Waffen zu führen. Wenn es unsern
„itzigen Sitten, Gebräuchen und Regierungsfor-
„men gemäß wäre, die Poesie eben so wichtig zu
„finden, und für diejenigen die sich darin hervor-
„thun, eben die Sorgfalt zu haben, so würde
„Deutsch-

„Deutſchland nicht den Verfaſſer dieſes Werks,
„einen der gröſten Dichter und der tapferſten
„Krieger ſeiner Nation, bedauern dürfen.“

Die Ueberſetzung dieſes vortreflichen Gedichtes, ſcheinet, ſoweit es die franzöſiſche Sprache erlaubt, ſehr gut gerathen zu ſeyn; ich ſage erlaubt, denn bey einer ſolchen Ueberſetzung merkt man es recht deutlich, wie ſehr in der einen Sprache Richtigkeit, aber auch Zwang; in der andern Sprache hingegen Freiheit, aber auch Unregelmäßigkeit herrſchen. Ich will nur eine kleine Stelle anführen, welche zum Beiſpiel ſeyn mag, wie eine jede von dieſen Eigenſchaften, wechſelsweiſe Vortheil und Schaden bringen könne.

In überirdiſcher Höhe

Von krauſen Büſchen gezeugt, [illegible] zwiſchen Blu-
men der Geißhirt
Bläſt auf der hellen Schalmey, hält ein, und hö-
ret die Lieder
Hier laut in Buchen ertönen, dort ſchwach, und
endlich verloren
Bläſt, und hält wiederum ein. Tief unter ihm
klettern die Ziegen,
An jähen Wänden von Stein, und reiſſen an bit-
term Geſträuche.

Dieſes

Dieses wird in der Uebersetzung folgendermaßen gegeben:

„Assi au milieu des fleurs dans un berceau „formé de buissons touffus, le Berger enfle „son chalumeau sonore; il s'interrompt de „tems en tems pour entendre ses airs à tra„vers les hêtres, ou ses sons se perdent enfin „par gradation. Autour de lui les chêvres „grimpent sur des Rochers escarpés & brou„tent la feuille amère sur le bord des pre„cipices.„

Wenn man diese Stellen, so kurz sie sind, genau mit einander vergleichet, so wird man eine pfinden, was ich oben angemerket habe. Der Uebersetzer selbst, ist hievon vollkommen überzeugt, und füget am Ende einige Anmerkungen hinzu, die ich ihrer Gründlichkeit und Richtigkeit wegen, sehr gern ganz hieher setzen möchte, wenn es nur der Platz erlaubte. Er sagt: „Jede Ueber„setzung ist ein Schleyer, und wir möchten diesen „Schleyer gern so durchscheinend machen, wie „jene Gewänder auf der Insul Cos, von denen „Anakreon redete, nach denen sich die griechi„schen

„schen Bildhauer richteten, um das Nackende
„hinter dem Gewande, erscheinen und gleichsam
„fühlen zu lassen.„ Er entschuldiget sich wegen
der vielen Beywörter, die in der französischen
Sprache ungewöhnlich scheinen, in der That aber
in der Dichtkunst vielfältigen Nutzen haben. Er
preiset den Franzosen die in der deutschen Dicht-
kunst gewöhnliche Art, kleine Umstände zu be-
schreiben, an. Er entwickelt einige Schönheiten
des Frühlings, und schliesset endlich folgender-
massen: „Der Herr v. Kleist kennete die Alten,
„und betrachtete die Natur. Unsere Poeten mö-
„gen sich ja nicht betrügen; bloß auf diese Art,
„werden Sie uns Sachen vorlegen können, die
„zugleich neu und wahr sind. Die Natur, deren
„Erscheinungen, Eigenschaften, Wirkungen und
„Verhältnisse unendlich, und folglich unerschöpf-
„lich sind, wird ihnen allemahl, wenn sie darauf
„Acht haben, neue Ideen und neue Gemählde
„darbieten; aber bloß von den Alten werden sie
„lernen, diese neue Ideen gehörig auszubilden,
„das heißt, den feinen Punkt zu kennen und zu
„treffen, wo die Kunst und Natur sich unter-

„ein-

„einander vereinigen, mildern, dienen, und ver„schönern.„

Der folgende Artikel handelt von D. Störks Abhandlung vom Schierling, welches Werk das gebührende Lob erhält.

Des fünften Bandes erstes Stück, der Bibliothek der schönen Wissenschaften wird angezeigt, und des Herrn Winkelmanns Betrachtungen über die Werke der Kunst, daraus übersetzt. „Herr Winkelmann sagen die V. redet „von den Alten wie ein Alter selbst, seine Gedan„ken sind eben so gründlich, so edel, so simpel.“

In diesem Monate wird auch noch eine Nachricht von der engländischen Uebersetzung der Neumannischen Chymie gegeben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 13. Jenner 1763.

Beschluß des zweyhundert und fünf und funfzigsten Briefes.

Im Maimonat lieset man einen Brief aus Wien, worin von dem Zustande der dortigen Litteratur Nachricht gegeben werden soll. Man siehet wohl, daß der V. die übrigen Theile von Deutschland gar nicht kennet, und überhaupt sehr seicht urtheilet. Ich will nur eine einzige Stelle anführen. „Man findet in Deutschland „wenig Meisterstüke, noch weniger wahre Ken„ner, selten einen Liebhaber. Der Deutsche ist „inzwischen doch Musikus und sogar Maler. „Man siehet in diesem grossen Theile von Europa „ganze Städte, deren Häuser mit Bildern be„schmieret sind (barbouillés); und in allen Dör„fern findet man Hirten die auf einigen Instru-

„menten spielen.“ Welch ein Urtheil über eine Nation, die in der Malerey und sonderlich in der Musik, die grösten Meister hervorgebracht hat! Zum Beweiß, daß diese Künste den Deutschen nicht ganz unbekannt wären, versichert der V. Häuseranstreicher und Dudelsakspieler in Deutschland gesehen zu haben! —

Den grösten Theil dieses Briefs macht eine weitläufige Nachricht von der französischen Komödie und Italiänischen Oper in Wien aus. Diese Schauspiele interessiren aber meines Bedünkens nicht allein die deutsche Litteratur ganz und gar nicht, sondern sind auch nicht einmahl für die Franzosen besonders anmerkungswürdig, denn es ist ja Weltbekannt, daß an den meisten grossen und kleinen deutschen Höfen französische Komödien und italiänische Opern zu finden sind.

Des Herrn Weisse, Beytrag zum deutschen Theater wird recensiret; aus dem Trauerspiele Eduard III. wird ein weitläufiger Auszug geliefert, und dasselbe mit dem gebührenden Lobe belegt.

Des

Des Herrn Winkelmann Nachricht von dem berühmten Torso, nebst noch einigen andern Nachrichten, sind aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften übersetzt.

Man erwähnet auch noch einiger Dissertationen und mittelmäßigen Gedichte, die aber weder für einen Deutschen noch Franzosen interessant sind.

Weit interessanter müssen einem jeden deutschen Leser im Brachmonate, die Betrachtungen über den Mechanismus der italiänischen engländischen und deutschen Versification seyn. Der Verfasser dieser Abhandlung ist ein gebohrner Franzose, nemlich der Herr Chevalier von Castelus, Oberster des Regiments la Marche Province. Dieses ist ohnfehlbar das erstemahl, daß, wenigstens ein Ausländer die deutsche Dichtkunst, auch nur in einige Vergleichung mit der Dichtkunst unserer Nachbarn gesetzet hat. Man muß es also dem Verfasser Danck wissen, daß er sich hat erinnern wollen, daß auch die Deutschen eine Versification haben; und es ist an einem gebohrnen Franzosen allerdings zu bewundern, daß er Kenntniß genug von der deutschen

Sprache und ihren innern Eigenschaften hat, um über ihre Versification, einige im Ganzen betrachtet, nicht ungegründete Urtheile zu fällen.

In dieser Abhandlung wird zuvörderst die italiänische und engländische Versification miteinander verglichen, und in beiden ungemein viel einstimmiges gefunden; und darauf kommt der V. auf die deutsche Sprache. Er fällt im Anfange ein etwas ungültiges Urtheil darüber. Er meint, die besten deutschen Köpfe würden nicht in Abrede seyn können, „daß ihre Sprache etwas barba-„risches an sich habe, sowohl wegen der vielen „Consonanten, mit denen sie überhäuft ist, als „wegen der sonderbaren (bisarre) Construction „ihrer Redensarten, die dem Schriftsteller keines-„weges mehr Freyheit oder mehr Hülfsmittel „giebt, sondern nur ohne Noth die metaphysi-„sche Ordnung der Wörter störet.“ Ich zweifle sehr, daß unsere beste Köpfe hierinn der Meynung des Herrn Verfasser seyn werden; Sie werden ohnfehlbar gar nicht finden, daß die vielen Consonanten so gar fürchterlich sind, als es manchem Franzosen vorkommt, und im Gegentheil werden

sie

sie, wie mich dünkt, ganz ausdrücklich behaupten; daß die verschiedenen Constructionen deren verschiedene Redensarten unserer Sprache fähig sind; dem Schriftsteller allerdings mehr Freyheit, mehr Hülfsmittel gebe. Und wie könte es auch anders seyn, Haller, Klopstok, Kleist, Zachariä, Geßner, die der Verfasser unter unsern besten Köpfen insbesondere neunet, haben sich dieser Freyheit und der daraus entspringenden Hülfsmittel alzuoft bedienet, als daß sie nicht der deutschen Sprache dafür danken solten.

Der Verfasser giebt ein gar seltsames Beispiel davon, daß die deutsche Constructionen die metaphysischen Ordnung der Wörter verändern sollen. Er sagt, „Gestern Abend langte der Feldmar„schall Graf von Daun, alhier an" klänge eben so als wenn man schreiben wolte. „Hier au soir „vint le Feldmarchal Comte de Daun ici „*par*." Wenn doch der Herr Verfasser bedacht hätte, daß eine jede Sprache ihre eigene Art hätte, und daß man wenn man alle Partikelgen in eben der Ordnung in eine andere Sprache übertragen wolte, es allemahl lächerlich werden müsse. Der

Sprache und ihren innern Eigenschaften hat, und über ihre Versification, einige im Ganzen betrachtet, nicht ungegründete Urtheile zu fällen.

In dieser Abhandlung wird zuvörderst die italiänische und engländische Versification miteinander verglichen, und in beiden ungemein viel einstimmiges gefunden; und darauf kommt der V. auf die deutsche Sprache. Er fällt im Anfange ein etwas ungütiges Urtheil darüber. Er meint, die besten deutschen Köpfe würden nicht in Abrede seyn können, „daß ihre Sprache etwas barbarisches an sich habe, sowohl wegen der vielen „Consonanten, mit denen sie überhäupt ist, als „wegen der sonderbaren (bisarre) Construction „ihrer Redensarten, die dem Schriftsteller keines„weges mehr Freyheit oder mehr Hülfsmittel „giebt, sondern nur ohne Noth die metaphysi„sche Ordnung der Wörter störet.„ Ich zweifle sehr, daß unsere beste Köpfe hierinn der Meynung des Herrn Verfasser seyn werden; Sie werden vielleicht gar nicht finden, daß die vielen Consonanten so gar fürchterlich sind, als es manchem ... kommt, und im Gegentheil werden

sie, wie mich dünkt, ganz ausdrücklich behaupten; daß die verschiedenen Constructionen deren verschiedene Redensarten unserer Sprache fähig sind; dem Schriftsteller allerdings mehr Freyheit, mehr Hülfsmittel gebe. Und wie könte es auch anders seyn, Haller, Klopstok, Kleist, Zachariä, Geßner, die der Verfasser unter unsern besten Köpfen insbesondere nennet, haben sich dieser Freyheit und der daraus entspringenden Hülfsmittel alzuoft bedienet, als daß sie nicht der deutschen Sprache dafür danken solten.

Der Verfasser giebt ein gar seltsames Beispiel davon, daß die deutsche Constructionen die metaphysischen Ordnung der Wörter verändern sollen. Er sagt, „Gestern Abend langte der Feldmarschall Graf von Daun, alhier an" klänge eben so als wenn man schreiben wolte. „Hier au soir „vint le Feldmarchal Comte de Daun ici „*par*." Wenn doch der Herr Verfasser bedacht hätte, daß eine jede Sprache ihre eigene Art hätte, und daß man wenn man alle Partikelgen in eben der Ordnung in eine andere Sprache übertragen wolte, es allemahl lächerlich werden müsse. Der

Herr

Herr Verfasser sagt auf eben dieser Seite: „Aussi „la plupart des anciens Auteurs allemands se „sont-ils bornés à chercher &c.“ Würde er wohl glauben daß diese Redensart deswegen unnatürlich sey, weil sie der Ordnung der Wörter nach im Deutschen lautet: „Auch der meiste „Theil der alten Schriftsteller deutschen sich haben „sie eingeschränkt zu suchen u. s. w.“ In wie fern Inversionen nützlich oder schädlich sind, muß gewiß aus ganz andern Gründen, als durch solche wörtliche Uebersetzungen erörtert werden; und was diesen Fall betrift, wenn der Herr Verfasser bedacht hätte, daß hier an ein Adverbium motus ad locum sey * und daß es hier auf den Begrif, welchen das Lasso schon zu erregen angefangen hatte, gleichsam das Siegel setze, welches sein französisches *par* ganz und gar nicht thun kan, so würde er zu vermuthen anfangen, daß die Ursach, warum dergleichen Partikeln in der deutschen Sprache, so, und nicht anders gesetzt werden

* S. Wachteri Proleg. ad Glossar. Germ. Sect. V. verglichen mit Frisch, Th. 1. S. 26.

den sich dennoch wohl philosophisch könne erklären lassen.

Doch dieses auszuführen würde freilich mehr Raum erfordern als ich übrig habe. Ich halte mich also nicht weiter dabey auf, zumahl da der Herr Verfasser gestehet, daß diese vermeinte Fehler der deutschen Sprache, durch andere Schönheiten ersetzet werden. Er kommt nun auf unsere Versarten, und findet mit Recht daß die Jambischen und Trochäischen die vornehmsten sind; von diesen kommt er auf die Hexameter. Mich wundert daß er nichts von unsern daktylischen, anapästischen und chorijambischen Versarten redet, die doch gemein genug, und wirklich der deutschen Sprache beynahe noch angemessener sind als der Hexameter.

Von diesem unsern deutschen Hexameter, redet er freylich nicht mit dem Enthusiasmus, mit dem die Herren Schweizer davon reden; Er läugnet kurzweg daß er der Hexameter der Alten sey. Und er hat Recht! — Wie kann auch wohl ein Ausländer der die Alten kennet, anders

 denken,

denken wenn er unsere Hexameter z. E. folgendermassen bezeichnet siehet:

Kein Neid ver | suchet kein | Stolz. Dein | Leben | fliesset ver | borgen

Und was muß er vollends denken, wenn er so viele deutsche Hexamenter liest, welche, man mag die Aussprache oder die Ordnung der Wörter betrachten, gar keinen Schein von Wohlklang haben. — Muß er nicht denken es sey mit dem ganzen deutschen Hexameter eine Chimäre? — Könte man ihm aber nur begreiflich machen, daß wir lange und kurze Silben haben, die von so verschiedener Art sind, daß man um diesen Nüancen richtig zu bezeichnen ausser dem gewöhnlichen — und ◡ wenigstens noch drey verschiedene Zeichen haben müste, so würde er finden, daß ob zwar der deutsche Hexameter nie der Hexameter der Alten werden wird, derselbe dennoch durch die Kraft eines Genies, dem Hexameter der Alten ungemein sich nähern könne.

Doch der Hert Verfasser erkläret sich auch hierüber sehr billig, er gestehet, „daß es einem Ausländer nicht zukomme über einen Punkt, der

„eine

„eine so tiefe und feine Kenntniß der deutschen Spra-
„che erfodere, zu urtheilen, daß aber aus den
„poetischen Schönheiten, womit die Werke der
„deutschen Dichter angefüllet sind, zu vermuthen
„sey, daß sie wol was die Schreibart und den Wohl-
„klang betrift, nicht weniger vortreflich seyn müs-
„sen.“

Ich will nur noch mit einem Exempel bestäti-
gen, wie leicht ein Ausländer irren könne, wenn
er von dem Eigenthümlichen einer Sprache nicht
genug unterrichtet ist. Der Herr Verf. giebt zu
verstehen, dasjenige was Herr Ramler in seinem
erläuterten Batteux (Th. 1 S. 169.) von der
Cäsur sagt, nicht hinlänglich sey. — Ich kann
dis leicht erklären, Herr R. konte bey seinen deut-
schen Lesern gewisse Kenntnisse voraussetzen, die
vielleicht bey einem Ausländer sich eben nicht tref-
fen; daher sind wir Deutschen auch mit seinem
Vortrage zufrieden, unser V. hingegen verstehet
Herrn Ramler ganz unrecht, und will aus des-
selben Vortrag schliessen, daß wenn die Cäsur
auf ein einsylbigtes Wort fiele, dieses einsylbigte
Wort die Stelle eines spondaischen Fusses ver-

 träte.

träte. Er will diese Meynung durch folgenden Vers bestätigen.

Einig er | wälet er | Fürst | umher | windlicher |
Held

Ich kan nicht begreifen, daß der V. nicht gemerkt hat, daß dieser Vers kein Hexameter, sondern offenbar ein Pentameter ist.

Ich habe von dieser Abhandlung deswegen etwas weitläufiger geredet, weil sie beweiset, daß sich die Ausländer itzt wirklich Mühe geben, unsre Sprache und Dichtkunst, sich genauer bekannt zu machen als jemals geschehen ist.

In diesem Stücke wird noch Obidah und der Einsiedler, eine Erzählung, aus der Wochenschrift der Bienenstock übersetzt, imgleichen ist darin ein Brief aus Wien befindlich, der ein Fest, so der venetianische Bothschafter, auf der Donau gegeben hat, beschreibet.

Im Heumonat stehet die Uebersetzung des Ehrengedächtnißes des Herren von Kleist, nebst desselben nachgestochenen Kupferbilde. Die Verfasser haben in der Einleitung zu ihrem Journale

nale S. 35. versprochen: „die Urkunden die sie
„übersetzen würden, mit aller möglichen Treue
„darzustellen.“ Ich wünschte daß dem Ueber-
setzer des Ehrengedächtnisses dieses Verspre-
chen beigefallen wäre. Er ist würklich mit seiner
Urkunde so frey umgegangen als möglich. Er
hat sie durchaus abgekürzet, und dis wolte ich
ihm am leichtesten vergeben, denn viele kleine Um-
stände, die in Deutschland interessant waren,
würden für einen Franzosen uninteressant gewesen
seyn. Aber daß der Uebersetzer, das Werk zu-
weilen mit seitenlangen moralischen und andern
Betrachtungen, wieder verlängert, ist ihm meines
Erachtens nicht zu vergeben, denn die eingeschal-
tete Stellen, passen sich mehrentheils sehr schlecht
in den Zusammenhang und zu dem Ganzen über-
haupt. Z. E. S. 86 nachdem erzählt worden,
daß der Herr von Kleist in Dännemark den
Soldatenstand ergriffen habe, setzt der französische
Uebersetzer folgendes hinzu: „da er seine Pflichten
„kennete, so urtheilte er, daß es für einen Offi-
„cier nicht genug sey, wenn er bereit wäre sein Blut
„für sein Vaterland zu vergiessen, sondern daß

„er

träte. Er will diese Meynung durch folgenden Vers bestätigen.

Einig er | wäleter | Fürst | umöber | windlicher |
Held

Ich kan nicht begreifen, daß der V. nicht gemerkt hat, daß dieser Vers kein Hexameter, sondern offenbar ein Pentameter ist.

Ich habe von dieser Abhandlung deswegen etwas weitläufiger geredet, weil sie beweiset, daß sich die Ausländer itzt wirklich Mühe geben, unsre Sprache und Dichtkunst, sich genauer bekannt zu machen als jemals geschehen ist.

In diesem Stücke wird noch Obidah und der Einsiedler, eine Erzählung, aus der Wochenschrift der Bienenstock übersetzt, imgleichen ist darin ein Brief aus Wien befindlich, der ein Fest, so der venetianische Bothschafter, auf der Donau gegeben hat, beschreibet.

Im Heumonat stehet die Uebersetzung des Ehrengedächtnißes des Herrn von Kleist, nebst desselben nachgestochenen Kupferbilde. Die Verfasser haben in der Einleitung zu ihrem Journale

nale S. 35. versprochen: „die Urkunden die sie „übersetzen würden, mit aller möglichen Treue „darzustellen." Ich wünschte daß dem Uebersetzer des Ehrengedächtnisses dieses Versprechen beigefallen wäre. Er ist würklich mit seiner Urkunde so frey umgegangen als möglich. Er hat sie durchaus abgekürzet, und dis wolte ich ihm am leichtesten vergeben, denn viele kleine Umstände, die in Deutschland interessant waren, würden für einen Franzosen uninteressant gewesen seyn. Aber daß der Uebersetzer, das Werk zuweilen mit seitenlangen moralischen und andern Betrachtungen, wieder verlängert, ist ihm meines Erachtens nicht zu vergeben, denn die eingeschaltete Stellen, passen sich mehrentheils sehr schlecht in den Zusammenhang und zu dem Ganzen überhaupt. Z. E. S. 86 nachdem erzählt worden, daß der Herr von Kleist in Dännemark den Soldatenstand ergriffen habe, setzt der französische Uebersetzer folgendes hinzu: „da er seine Pflichten „kennete, so urtheilte er, daß es für einen Offi„cier nicht genung sey, wenn er bereit wäre sein Blut „für sein Vaterland zu vergiessen, sondern daß

„er

„er auch sein und der Soldaten Leben an rechten
„Orte in Gefahr zu setzen und zu schonen wissen
„müsse.“ Ich weiß überhaupt gar nicht wie
diese Anmerkung hieher kommt, und sie schickt
sich insbesondere am allerwenigsten in das Leben
eines Kriegers, der leider! nur allzuwenig daran
dachte, sein Leben zu schonen. Bey Gelegenheit
des Frühlings, beweiset der Uebersetzer auf mehr
als zwey Seiten, daß ein Poet die Natur be-
schauen müsse, und, sie nicht beschreiben könne,
wenn er sie nur aus seinem Cabinete kenne. Bei
der Erzählung daß gutherzige rußische Husaren
dem verwundeten Kleist Gutthaten erzeigten,
merkt der Franzos S. 92 an: „Daß ein un-
„natürlicher Geitz freylich die Cosaken angetrieben
„habe, den Herrn von Kleist aufs neue zu berau-
„ben, daß ihm aber die Husaren Hülfsleistung
„erzeiget hätten, dazu könten sie keinen andern
„Bewegungsgrund gehabt haben. — Si ce n'est
„ce penchant secret, qui, malgré nous nous
„interesse au bonheur de nos semblables; pen-
„chant imprimé par la nature, qui ne se pert
„que trop souvent, & qui ne s'acquiert jamais.“

Ich

Ich weiß nicht ob man in Frankreich dergleichen Einschiebsel für schön hält. In Deutschland hält man es für unnütz, kalte Anmerkungen niederzuschreiben, die dem mittelmäßigsten Leser von selbst einfallen müssen.

Wenn man dergleichen eingeschobene Stellen ausnimmt, kann man mit der Uebersetzung ziemlich zufrieden seyn. Am Ende werden noch einige Strophen, eines auf den Herrn von Kleist verfertigen Trauergedichts mitgetheilet.

Des Herrn Winkelmann, Betrachtungen über die Grazie, werden aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften übersetzt.

Hagedorns Werke werden angepriesen und einige Fabeln daraus übersetzt.

Noch wird ein deutsches Gedicht: Gedanken beym Beschlusse des Jahres 1759 übersetzt. Ich habe das Original davon nicht gesehen, kan also von der Uebersetzung weiter nicht urtheilen, aus welcher aber doch so viel erhellet, daß dieses Gedicht nicht schlecht ist.

Im Augustmonat, kommen die Verfasser auf das erhabenste Werk, das Deutschland jemals hervor-

hervorgebracht hat, nämlich auf das Helden-
gedicht der Messias. Sie liefern nach der Co-
penhagenschen Ausgabe, von den bisher heraus-
gekommenen Gesängen einen weitläufigen Auszug,
der im September und October dieses Jahres
fortgesezet, und im October und November
des 1761ten Jahres geendiget wird. Die schönsten
Stellen werden übersetzt, ingleichen die beiden Ab-
handlungen des Hrn. Klopstoks und die Ode an
den König von Dännemark. Die Verfasser ur-
theilen von dem Hrn. Klopstock ungemein rühm-
lich, und lassen seinem poetischen Genie alle mögliche
Gerechtigkeit wiederfahren. Von seinen Nachah-
mern sagen sie mit grossem Rechte. „Da Herr
„Klopstock in den Tempel des Geschmacks hin-
„eingedrungen ist, hat er die Thüren mit eben so
„viel Kraft sogleich hinter sich zugezogen, als
„er angewendet hatte sie aufzustossen. Seine
„Nachahmer zeigen in ihren Werken nichts als die
„heftige aber vergebliche Gewalt, die sie sich an-
„gethan haben, um ihm gleich zu kommen.“

Der Tobak, ein Gedicht, wird aus den Pro-
saischen Gedichten des Herrn von Gerstenberg
übersetzt.

übersetzt. Mich wundert daß die Verfasser gerade dieses Gedicht gewählet haben.

Die vier ersten Theile der Briefe die neueste Litteratur betreffend, werden recensirt, und daraus die Nachricht die wir im 32ten Briefe von den Tändeleien gegeben haben, übersetzt.

Gebauers portugisische Geschichte wird recensirt. Diese Recension hat mit dem 50ten Briefe über die n. L. viel ähnliches.

Winkelmanns Beschreibung des Stoschischen Cabinets und Geßners Idyllen werden kürzlich angezeigt.

Im September, wird des Herrn Schlegels Uebersetzung des Batteux, und sonderlich dessen eigene Abhandlungen mit dem verdienten Lobe belegt.

Im October ist ausser dem obengedachten Auszuge aus Hrn. Klopstoks Abhandlung von der heiligen Poesie nichts besonders enthalten.

Im November finde ich eine Abhandlung von dem sonst in Deutschland üblichen Faustrechte. Sie ist vermuthlich aus dem Deutschen übersetzt, mir ist aber der Verfasser unbekant.

Des

Des Herrn de Haen Schrift wider die Einpropfung der Pocken wird recensirt; die Verfasser wenden alle Mühe an, die Einpropfung wider den Herrn de Haen zu vertheidigen.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 20. Jenner. 1763.

Beschluß des zweyhundert und fünf und funfzigsten Briefes.

Meiers Auslegungskunst, und noch ein Paar kurze Anzeigen, machen den Beschluß dieses Stüks.

Im December wird D. Langhans, Anweisung zum Gebrauch der Panacea Helvetica wider die Wassersucht, ganz übersetzt.

Ferner, finde ich eine Abhandlung von den Dythyramben, welche ursprünglich französisch geschrieben zu seyn scheint, als ein Beyspiel wird das Gedicht Cypern betitelt, aus dem Prosaischen Gedichten übersetzt, welches viel von einer Dythyrambe an sich hat.

Es werden auch aus Herrn Schmids poetischen Gemählden zwey Idyllen übersetzt, welche

mir wirklich in dieser Uebersetzung besser gefallen als im Original.

Noch folgen einige kurze Anzeigen von Büchern, unter andern, von des Herrn B. von Creuz Gedichte die Gräber.

In einem künftigen Briefe werde ich Ihnen Nachricht von den deutschen Büchern geben, welche im Journal étranger vom Jahre 1761 recensiret werden.

Re.

Zweyhundert und sechs und funfzigster Brief.

Die Verfasser des journal étranger, fahren im Jahre 1761 fort, ihre Landesleute mit den besten deutschen Werken bekannt zu machen. Sie zeigen zugleich, daß ihre Correspondenz nach Deutschland immer volkommener geworden, und ihnen nichts verborgen geblieben, was in Deutschland einigermassen merkwürdig ist. Solten deutsche Leser gleich nicht alle ihre Urtheile gänzlich unterschreiben, so weiß man schon, wie viel man auf den Unterschied der Erziehung, der Denkungsart, der Sitten und der Sprache rechnen muß; — und überhaupt sind ja auch in Deutschland selbst, über verschiedene Stücke unserer Litteratur, die Meynungen getheilt.

Im Januar, wird der erste Theil der Schriften, des Herrn von Chronegk angezeigt und desselben Leben übersetzt geliefert.

Im Februar, wird die Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Wissenschaften und Künste, aus dem ersten Bande

der Bibliothek der schönen Wissenschaften ganz übersezt geliefert. Aus dem Urtheil, welches die Verfasser über diese Abhandlung fällen, erhellet sehr deutlich, wie schwer es einem Ausländer fallen müsse, von fremden Schriften volkommen richtig zu urtheilen, wenn er nicht die dortige Art zu studiren, und dem allen Lesern bekannten Lehrbegriffe gemäß sich auszudrücken, volkommen inne hat. Bloß weil den Verfassern dieses gefehlet hat, ist ihnen in manchen deutschen Schriften manches nicht so verständlich gewesen, als es deutschen Lesern ist. Sie sagen z. E. von dieser Abhandlung; „Wir sind versichert, daß diejenigen „von unsern Lesern, welche Lesen können, und sich „nicht fürchten zu denken, in dieser kleinen Schrift, „tiefe, neue, wahre; zuweilen sogar erhabene „Aussichten bemerken werden. Es herschet in „dem Original freilich nicht der Grad von Deutlichkeit, auf den man sich billig in solchen „Schriften befleissigen solte, doch wir haben gesucht dis in der Uebersetzung zu ersetzen. Ausserdem, wenn man nach der flüchtigen Art, mit der „der Verfasser seine Ideen hinwirft, und der

„wenigen

„ wenigen Mühe die er sich giebt sie zu entwickeln,
„ und ihre Beziehungen anzudeuten, urtheilen soll;
„ so siehet er ohnfehlbar diese Anmerkungen, als
„ den Entwurf eines grössern Werkes an." So
urtheilet ein französischer Gelehrter. In Deutschland aber hat man diese Abhandlung mit ganz andern Augen angesehen. Man hat eben nicht gewünscht, daß der Verfasser derselben ein ganzes Werck über die Grundsätze der schönen Wissenschaften schreiben mögte, den an Aestethiken haben wir keinen Mangel. Man war es sehr wohl zufrieden, daß der Verfasser uns den Eckel erspart, die so verschiedentlich aufgewärmte Grundsätze der Aesthetik, von neuem auftragen zu sehen, daß er sich nur bey denjenigen Gedanken aufgehalten, die wenigstens das Verdienst der Neuheit haben, und das unter uns bekante, als bekant vorausgeschikt hat. Daher scheinen den Deutschen die Gedanken in diesem Aufsatze von der einen Seite nicht so ausserordentlich, aber auch von der andern Seite nicht so dunkel und übel zusammenhängend als den französischen Kunstrichtern. Die Uebergänge, die der Verf. ausgelassen, die besondern Materien, die er nur gleichsam berühret um

ihre Stelle zu bezeichnen, können von einem Deutschen, der sich seines Systems erinnert, gar leicht hinzugesetzt und ausgeführt werden, da ein Ausländer, der mit unsrer Schulphilosophie so bekant nicht ist, alles neu, aber auch verwirrt finden muß.

Ein ähnliches Urtheil fällen dieselbe Kunstrichter über die philosophischen Briefe über die Empfindungen, die sie in ihren Journale übersezt liefern. *

In Deutschland wird man weder das Lob, noch den Tadel, ohne Einschränkung unterschreiben, mit welchem sie diese Schrift belegen. Da sie wenig von unsern methaphysischen Schriften gelesen; so scheinet ihnen in diesen Briefen alles neu und ausserordentlich, und sie glauben der Verfasser habe ein neues System vortragen wollen, da man in Deutschland sehr genau anzeigen kan, wie vieles er seinen Vorgängern zu verdanken, und was er von dem Seinigen hinzugethan hat. Daher finden die französischen Kunstrichter freylich neue und erhabene Ideen, wo ein Deutscher vielleicht

* Im May, Junius, Augustus, November und December 1761.

leicht die Grundsätze seines Schulsystems wieder finden wird, und klagen auch hingegen über Kürze und Dunkelheit, wo uns alles weitläufig genug auseinander gesetzt scheinen muß. Ueberhaupt müssen auswärtige Leser, die mit unserer Philosophie nicht bekant sind, in allen unsern Schriften Lücken finden, die sie nicht ausfüllen können. Der philosophische Geist hat sich bey uns auf alle Theile der Gelehrsamkeit verbreitet, und giebt unsern schönen Schriften selbst eine gewisse Teinture von Ernst und Gründlichkeit, die uns eigenthümlich ist, und einem Ausländer den Charakter der Nation zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir von auswärtigen Lesern aus eben der Ursache der Dunkelheit, beschuldiget werden, so lange sie noch mit unserer Litteratur nicht bekant genug sind. Wenn uns Deutschen die Schriften eines Pascal, Fontenelle, Montesquieu und einiger andern französischen Weltweisen nicht bekant wären; so würden wir uns in die neuern Schriften dieser Nation uns gleichfalls nicht zu finden wissen. Und wie viel mehr muß dieses den Ausländern in Ansehung unserer Litteratur wiederfahren, da bey uns die

Philosophie eine merkliche Gewalt über die Sprache gewonnen, und wir zur Verbesserung der schönen Wissenschaften, so zu sagen, den Weg über die Methaphysik genommen haben. — Noch ein Umstand, der Ihnen die verschiedene Denkungsart der Deutschen und Franzosen zu erkennen geben wird! der siebente Brief über die Empfindungen ist in Deutschland unter allen übrigen mit dem größten Beyfall aufgenommen worden, weil dieses vielleicht der einzige Brief ist, in welchen der V. sich am meisten von seinen Vorgängern entfernt, und eine Idee wagt, die zwar subtil ist, aber grosse Aussichten verspricht. Dieser Brief ziehet den Verf. von den französischen Kunstrichter gerade den stärksten Vorwurf zu, und sie machen tausend Entschuldigungen bevor sie ihn übersetzen. Sie sagen (Aout S. 37.) „Quelque ingenieux, „que soit le systeme, que M. *Moses* a suivi „dans sa *Theorie des Sensations* nous n'aurions „jamais entrepris de traduire en entier son „ouvrage, si toutes les Lettres qui le compo„sent ressembloient a la premiere des trois „que nous allons faire connoitre. Lorsque

„nous

„nous reclamerons toute l'attention du Le-„cteur — ce sera sur des objets profonds & „non sur des idées creuses." — Es ist wahr, die Herrn Verfasser sind viel zu höflich, als daß sie diesen Tadel nicht ein Lob beyfügen solten, das aber manchem Deutschen eben so unverdient scheinen wird, als der Tadel: „D'ailleurs si l'on „accuse M. *Moses* d'être souvent obscur par „combien de vues sublimes profondes & lu-„mineuses ce vice n'est il pas racheté? Avec „quel art ou plûtot avec quel bonheur, aux „reflexions les plus abstraites il suit unir les „sentimens les plus affectueux! u. s. w."

Uebrigens ist die Uebersetzung grössentheils sehr gut gerathen, einige wenige Stellen ausgenommen, wo philosophische Kunstwörter den Uberse-tzer etwas irre gemacht zu haben scheinen.

Ich kehre nun von meiner Ausschweifung zurük. Im Februar ist noch, ausser einigen kurzen Anzeigen, des Herrn Prof. Hambergers Geschichte des Glases, aus den Commentariis Gotting. übersetzt.

Im März werden des Herrn Lichtwehrs Fabeln nach der Ausgabe vom Jahre 1758 recensiret, und mit dem verdientem Lobe belegt. Einige der besten Fabeln werden daraus übersetzt. Ich höre das seitdem die sämtlichen Fabeln des Herrn Lichtwehr ins französische übersetzt worden, und besonders herausgekommen sind.

Eine aus dem Deutschen übersetzte Ode an das Glük, wird auch in diesem Monate geliefert. Die Urkunde dieses Stüks ist mir nicht bekannt.

Aus den poetischen Empfindungen und Gemählde aus der heiligen Geschichte, werden wieder einige Stücke übersetzt. Die Verfasser halten von diesen Gedichten mehr als einige deutsche Kunstrichter. Herr Huber hat sie auch kürzlich sämtlich ins französische übersetzt. Ein Urtheil, daß bey dieser Gelegenheit über die deutsche und französische Poesie gefället wird, ist für die Deutschen beynahe alzu schmeichelhaft: inzwischen kan es doch zeigen, aus was für einen Augpunkte man izt in Frankreich unsere Dichtkunst ansiehet. „Unterdessen sagen die Verfasser S. „126. daß bey uns die Dichtkunst von Philosophie,

„Wiz

„Witz und Affectation verdorben wird; so bleibt „sie bey dem Deutschen beständig simpel, edel „natürlich und wahr. Wir mahlen nur unsere „Ideen und unsere Capricen, sie mahlen die „Natur. Wir denken nur darauf, uns sehen „und bemerken zu lassen, sie vergessen sich ganz, „und zeigen nur die Sache die sie nachahmen. „Wir laufen nach Sentenzen, und sie bringen alles „in Empfindung. Wir amusiren aufs höchste „einige Menschen, und auf wenige Augenblicke: „sie aber werden auf immer das Vergnügen aller „empfindlichen Seelen ausmachen." Dis sagt ein Franzose und — Bouhours wo bist du!

Noch finde ich in diesem Monate, eine Abhandlung von dem Landfrieden im deutschen Reiche. Dieses sehr wohl geschriebene Stük ist von dem Verfasser der in meinem vorigen Briefe angeführten Abhandlung vom Faustrechte. Ich kenne den Verfasser nicht, ich wünsche aber, daß er ein Deutscher ist; und daß er die Geschichte, in seiner Muttersprache bearbeiten wolte; denn er scheint ein Mann zu seyn, der geschickt ist,

zu Füllung dieser grossen Lücke in der deutschen Litteratur nicht unglükliche Versuche zu thun.

Im April wird des D. *Auenbrugger* in Wien bekannte Dissertationen de percussione Thoracis recensirt.

Aus Utzens lyrischen Gedichten, werden die beiden Oden, die Wollust und die Grotte der Nacht übersetzt.

Im Brachmonat erscheint der Brief des Hrn. Professer Sulzers übersetzt, worin er sein unter den Händen habendes Wörterbuch mit des Hrn. Professer Gottscheds Handbuche vergleichet. Die Urkunde steht im 5ten Theile der Briefe die n. L. betreffent S. 33. und folgd.

Herrn Müllers Nachricht von der vermeintlich besessenen Löhmannin, wird auch in diesem Stücke recensirt, und wie man sich leicht vorstellen kan, mit demjenigen Befremden, das jedermann darüber empfinden muß, daß man in unserm erleuchtetem Jahrhunderte, der Welt solche Fratzen hat vorlegen dürfen.

Der erste Theil von des Herrn Zachariä Milton wird auch angezeiget.

Im

Im Heumonat: des Herrn von Kleist sämtliche Werke werden nach der neuen Ausgabe in gr. 8. angezeigt; das Gedicht Cißides und Paches, wird daraus übersetzt.

Das Buch Instruction militaire du Roi de Prusse pour ses Generaux, wird sehr weitläufig und mit grossem Lobe recensirt.

Im Augustmonat wird des Herrn Wieland Clementina, ein Paar Trauerspiele von Herrn Bodmern u. s. w angezeigt. Man merkt in diesen und in einigen andern Urtheilen, daß ein Schweizer (Herr Huber) ein Mitarbeiter an dem Journal étranger geworden ist. In Deutschland urtheilet die algemeine Stimme der denkenden Leser nicht völlig so vortheilhaft von einigen neuern Schriften.

Einen neuen Beweiß dieses Satzes finde ich im September, wo des Herrn Klopstoks Tod Adams recensirt wird. Wenn das darüber gefällte Urtheil wahr ist, so ist Herr Klopstock, für einige Kritiken die in Deutschland über sein Trauerspiel ergangen sind, genugsam schadlos gehalten. Der Recensent redet von diesem Stücke

mit

dieser Recension sagen die Verfasser: „wenn die „Vollkommenheit der Kunst darin bestehet die „Natur wohl zu sehen, so dürfen wir den deutschen Künstler wünschen, daß sie sie mit den „Augen der deutschen Poeten ansehen mögen.“

Im October ist ein übersetzter Auszug aus eines gewissen Kempius Dissertation de Osculis befindlich. Ingleichen ist des Herrn von Gerstenberg Hochzeit der Venus und des Bachus übersetzt.

Die vier Briefe Herrn Gellerts und Rabeners, welche wider ihren Willen vor einigen Jahren gedrukt worden, sind hier gleichfalls übersetzt. Die Verfasser, welche freilich die Ursachen nicht so lebhaft haben einsehen können, warum die Bekantmachung dieser Briefe ihren Verfassern empfindlich gewesen, behaupten dieselben solten sich damit beruhigen, daß ihnen diese Briefe viel Ehre machen. Den Beschluß dieses Stückes macht die Uebersetzung einer von Herrn Geßners Idyllen.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 27. Jenner 1763.

Beschluß des zweyhundert und sechs und funfzigsten Briefes.

Im November ist befindlich: Ankündigung einer deutschen Gesellschaft in Wien von Joseph Edeln von Sonnenfels. Es ist sonderbar, daß wir in Deutschland von dieser Gesellschaft noch nichts gewust haben, und erst über Paris die Nachricht davon vernehmen. Inzwischen scheinet es, daß Oesterreich, wo die deutsche Litteratur so zu sagen noch in ihrer Kindheit ist, sich viel Gutes von dieser Gesellschaft zu versprechen hat. Die gegenwärtige Rede ist ein trefliches Stück, und wenn alle Mitglieder der Geselschaft so viel Geschmack haben als der Herr v. Sonnenfels, so wird sie bald alle unsere übrige deutsche Gesellschaften beschämen.

Die Kriegslieder des Preußischen Grenadiers, werden mit grossem Lobe belegt. Man siehet daraus, daß sich die Verfasser weder durch die politischen Umstände, noch durch den einmahl eingeführten Geschmack ihrer Nation, abhalten lassen, das wahre Schöne allenthalben aufzusuchen. Die meisten von diesen Liedern, werden gut übersetzt, und zwar mehrentheils sehr glücklich, so schwer es auch ist, die einfältige und zugleich körnigte Verse des Grenadiers in Prose über zu tragen. Ich will eine kleine Probe an dem Herausforderungsliede vor der Schlacht bey Rosbach geben.

Heraus aus deiner Wolfesgruft
Fruchtbares Heldenheer u. s. w.

„Sors de ta tanière, armée redoutable, fors „viens au combat en rase campagne, avec „courage & avec tes armes de Bataille.“

„Nous, petit troupeau: nous sommes deja „debout, nous chantons deja le chant de ba„taille. Nous t'eveillons par notre bruit „guerrier & par le cliquetis de nos armes.“

„Pourquoi

„Pourquoi sommeilles-tu? Ce repos convient-il à des héros? Si ta cause est juste pourquoi n'oses tu te montrer?

Herrn Lessings Fabeln werden nunmehr vorgenommen; mit dessen neuer Theorie von den Fabeln, sind die Verfasser nicht zu frieden, sie sagen, doch ohne weiters Gründe anzuführen, elle est plus ingenieuse que vraie. Den Fabeln selbst entziehen sie aber keineswegs das gebührende Lob, und übersetzen auch eine gute Anzahl davon.

Im December wird aus Herrn Lessings Miß Sara Sampson ein ausführlicher Auszug geliefert, und die schönsten Auftritte ganz übersetzt. Es werden auch verschiedene Einwürfe wider einzelne Scenen gemacht, die wohl einer näheren Beleuchtung werth wären. Da man aber so zu sagen immer das Buch bei der Hand haben müste, so würde mich dieses hier alzuweit führen. Im ganzen laßen die Verfasser diesem Stüke alle Gerechtigkeit wiederfahren.

Ich weiß von guter Hand, daß dieses Trauerspiel vielleicht noch diesen Winter auf dem französischen Theater zu Paris wird aufgeführet werden;

Eine Ehre, die vielleicht noch keinem Stücke, das nicht ursprünglich französisch ist, wiederfahren seyn mag. Herr Diderot wird auch nächstens die Uebersetzung dieses Trauerspiels und des englischen Spielers, mit vielen Anmerkungen herausgeben.

Noch wird in diesem Monat die Uebersetzung eines kleinen Gedichts mitgetheilet, welches die Fortsetzung der bekannten Geschichte von Inkle und Yarico enthält. Dis Stück soll von Herrn Geßner seyn; inzwischen erinnere ich mich nicht, es in seinen Werken gelesen zu haben.

Re.

Zweyhundert und sieben und funfzigster Brief.

Ich laß neulich Dalemberts Lebensbeschreibung des unsterblichen Montesquieu, und fand darin eine Anmerkung über die vervielfältigten kleinen Gesellschaften der schönen Wissenschaften, die mir ungemein richtig schien, und die auch in Deutschland vortreflich könte angewendet werden. Der junge Montesquieu ward in die Akademie zu Bourdeaux aufgenommen. Diese Gesellschaft war bisher eine sogenannte witzige Akademie gewesen; Montesquieu aber wuste die Mitglieder dahin zu bereden, daß sie sich nicht mehr mit den schönen Wissenschaften, sondern vielmehr mit physischen Untersuchungen beschäftigten. „Er war über„zeugt, sagt Dalembert, daß die Natur, die so „würdig ist, beobachtet zu werden, auch allent„halben Augen findet, die würdig sind, sie zu „beschauen; hingegen da man in den Werken „des Geschmacks durchaus nicht mittelmäßig seyn „darf, und die Hauptstadt doch allemahl der „Mittelpunkt aller Kenntnisse und Hülfsmittel,

„die zum Geschmacke dienen, bleiben wird, so
„würde es allzuschwer seyn, weit von derselben,
„eine hinlängliche Anzahl vorzüglicher Schrift-
„steller zu finden. Er betrachtete die witzige Ge-
„sellschaften, die in unsern Provinzen immer ins
„unendliche vermehret werden, als eine Art, oder
„vielmehr als einen Schatten von gelehrtem
„Luxus, der dem wahren Reichthum schadet,
„ohne einmahl den Anschein der Wohlhabenheit
„darzustellen. — Man fand hernach, daß eine
„richtige Erfahrung, einer matten Rede, oder
„einem schlechten Gedichte weit vorzuziehen sey,
„und es ward zu Bourdeaux eine Akademie der
„Wissenschaften errichtet.„

Welch eine nöthige Lection ist dis nicht, für
unsere viele kleine deutsche Gesellschaften, und der-
gleichen, die sich jede in ihrem Städtgen nichts
gewisser einbilden, als daß sie auf den Geschmack
der Deutschen den wichtigsten Einfluß haben.
Die Anzahl derselben vermehret sich täglich; kaum
hat ein Magister auf seiner Universität sich einiges
Ansehen verschaffet, als er einige seiner Zuhörer
in eine Gesellschaft zusammen bringt, allenfalls
wenn

wenn schon eine deutsche Gesellschaft im Orte ist, einen neuen pomphaften Namen erdenkt, und dennoch unter Beistand zehen unbärtiger Mitglieder, das eilfte mit mehrerer Ernsthaftigkeit, und mit eben so viel Feyerlichkeit aufnimmt, als wenn ein Herzog und Pair, der eben Director der französischen Akademie ist, den grösten Schriftsteller der Nation aufnimmt. Nachdem diese Complimente geendiget sind, läßt er sich auch wieder als einen andern Richelieu, als einen Stifter einer Gesellschaft, die einer ganzen Nation nicht gleichgültig ist, becomplimentiren, und zieht diesen Weihrauch mit vorsitzermäßigem Anstande in sich:

> Comme un Curé faisant la ronde
> Encense à Vêpres tout le monde,
> Puis se tient droit, aïant cessé,
> Pour être à son tour encensé.

Daß die Mitglieder kleiner deutscher Gesellschaften, in ihren Thorheiten noch weiter gehen, als die Mitglieder kleiner Französischen geschiehet von Rechts wegen, denn die Mitglieder jener, kennen gemeiniglich die Welt weniger, und sind pedantischer als die Mitglieder dieser. Es wäre

 also

also schon ein patriotischer Dienst, wenn man solche deutsche Gesellschaften anweisen könte, anstatt langweiliger Reden, und noch schlechterer Verse, physikalische Versuche zu machen, welche doch wenigstens einigen Nutzen haben würden.

Eine in Duisburg errichtete gelehrte Gesellschaft, muß diese Wahrheit eingesehen haben, indem sie sich anstatt deutscher Reden und Gedichte lieber mit den Wissenschaften, beschäftigen will. Zwar hat sie sich nicht sowohl auf physikalische Versuche, als vielmehr auf dasjenige eingelassen, was man vor dreissig Jahren im eigentlichsten Verstande Gelehrsamkeit nante. Inzwischen ist die Gesellschaft nicht zu verachten; sie hat zwar ihre Mitglieder nicht genauer zu erkennen gegeben, aber, was sie von denselben rühmet, klingt schon merkwürdig genug. Es sind, heist es in der Vorrede zu dem ersten Theile der Schriften der Gesellschaft: * „Es sind unter den Gottesge„lehrten keine neumodische Propheten, unter den „Rechtsgelehrten keine Legulisten und römische „Schnurrenkrämer, unter den Arzneygelehrten

„weder

* Duisburg bey Hofmann, 1761. in groß Qu.

„weder Markt= noch Stubenschreier, unter den
„Weltweisen keine Wolfische oder Neutonische
„Nachbeter, Kunstrichter von gewöhnlichen
„Schrot und Korn, die im Sylbenstechen die
„Wissenschaften suchen, sind unter ihnen unbe-
„kannt, und in der Geschichtskunde, in den
„Kameral= und Policeywissenschaften, kön-
„nen sie sich rühmen, rechte Muster in ihrem
„Mittel zu haben.„

Sie können sich leicht vorstellen, daß die Muster der Geschichtkunde zuerst meine Neugierigkeit auf sich gezogen haben, da ich es immer so sehr beklaget habe, daß dieses wichtige Stück der schönen Wissenschaften bisher in Deutschland beinahe ganz unbearbeitet geblieben ist. Ich schlug in dem ersten Theile der Schriften der Gesellschaft nach, und fand — Eine Abhandlung von K. Otto III. wahrem Geburtsjahre — Nachlese ungedruckter Urkunden — Diplomatische Historie eines Bisthums, das nicht mehr existirt — und schämte mich für mir selber, daß ich mich nicht sogleich besonnen habe, daß unter der Geschichtkunde und unter der

Geschichte selbst ein so grosser Unterscheid ist.

Nachdem mir nun diese Hofnung fehlgeschlagen war, und das übrige meist in juristischen Abhandlungen bestand, die mich, ohne daß ich dadurch ihrem innern Werthe etwas abbrechen will, nicht sehr interessirten, so konte für mich wohl nichts natürlicher seyn, als nach Kunstrichtern von mehr als gewöhnlichem Schroot und Korne zu suchen, und da fand ich denn in diesem Fache zwey Abhandlungen, die würklich so ungewöhnlich so original sind, daß ich Ihnen einige Nachricht davon geben muß.

Die erste Herrn M. Georg Litzels Erklärung eines Jüdischen Grabsteins zu Speyer. Im Jahre 1741 wurde zu Speier bey Pflasterung eines Hauses ein Jüdischer Grabstein gefunden, den der Eigenthümer des Hauses hernach in seine Gartenmauer einmauern ließ. Nunmehr nach zwanzig Jahren hat es Herr L. noch der Mühe werth gehalten, einen weitläufigen Commentarius über diesen Grabstein zu machen, und Sie werden kaum glauben, mit wie vieler Ernst-

haftigkeit und Eifer er sich angelegen seyn läßt, dieses herrliche Denkmahl des ehemaligen Judenkirchhofes zu Speier, dermassen aufzuklären, daß auch für den Einfältigsten nichts dunkels mehr daran bleiben kan. Er führet, nachdem er allerley Jüdische Gelehrsamkeit vorangeschickt hat, diese wichtige Aufschrift, nach dem Hebräischen Grundtext, an, und übersetzt sie noch dazu einmahl ins Deutsche und zweimahl ins Lateinische. Hier ist die deutsche Uebersetzung:

Dieser Hauffe sey Zeuge, und dieses Mahl sey auch Zeuge,
Welches aufgerichtet worden zum Häupte, Frauen
Richelin, einer Tochter Rabbi Isaacs des Leviten,
Die allhier ist begraben worden den 8 des Monats
Thammus im Jahr von Erschaffung der Welt 5135.
Ihre Seele ruhe im Paradies, Amen, Amen Amen, ewiglich.

Und dis ist denn der Text, worüber Herr L. weit gelehrtere und sinnreichere Anmerkungen macht,

macht, als man wohl erwarten sollte. Er gehet jedes Wort insbesondere durch, und erkläret weitläufigst alles, was nur zu erklären ist. Ich muß Ihnen nur ein Paar solche Anmerkungen zur Probe hersetzen, daraus Sie sich ohngefehr einen Begrif von der ganzen gelehrten Abhandlung werden machen können.

„Richelin, das ist der Name der verstorbenen „Frau auf unserm Grabsteine. Man muß aber „nicht glauben, als ob ihr Mann Richel, und „sie von ihm Richelin geheissen. Nein, bei den „Juden ist es nicht wie bei uns Christen u. s. w.— „Was besonders den Namen Richlin anbetrift, „so ist derselbe nach der Polnischen Juden Aus„sprache. Die Deutschen sagen Rechlin oder „Rächlin, d. i. Rachel oder Rähel, oder aus „Liebkosung im Nominativo Rachelchen oder Ra„helgen, wenn schon das liebe Kind endlich eine „Frau wird, wie ein grosser Karrengaul.„

„Po. alhier. Es wird hoffentlich niemand „glauben, daß, obgleich der Stein in besagte „Gartenmauer eingesetzt ist, die Richlin daselbst „begraben liege.„

Ich

Ich habe grosse Lust gehabt, diese Abhandlung meinem Rabbi zu zeigen, der mir einige Anmerkungen über die Rabesche Uebersetzung des Talmuds mitgetheilt hat; er würde sich ohnfehlbar sehr über den Umfang unserer Gelehrsamkeit gewundert haben, da ich aber weiß, daß er auch deutsche Schriften lieset, so möchte ihm vielleicht aus Hinkmars von Repkow Noten ohne Text, der zweite Grav eingefallen seyn, „welcher unter „dem Schutze einer Stadt in Deutschland so viel „Weisheit hervorziehet, als kaum in eilf Folian„ten Raum hat, aus welchen die glückliche Er„gänzung einer verloschenen Grabschrift, „der Himmel weis von welcher Schneiders„frau in seinem Vaterlande unsterblich macht.„

Die zweite Abhandlung ist betitelt: E. D. L. Hirchs Beweiß, daß der erste Psalm die 22te Ode in Horazens ersten Buche an Schönheit weit übertreffe. Sollten Sie sich wohl einfallen lassen, daß jemand Oden nach dem Subject, dem Prädikat, dem Beweise und der Folge beurtheilen würde. Gleichwohl ist dieses die Weise, die der gelehrte Herr W. erwählet. Ich muß

muß Ihnen doch der Seltenheit wegen, den ganzen Inhalt seines Beweises, so wie er ihn S. 72. selbst angiebet, mittheilen:

„Der erste Psalm übertrift Horazens Lied in „Ansehung des

„I. Subjects, welches David

„a) sinnlicher vorstellet §. 1-5.

„b) tugendhafter bildet. §. 6.

„II. Prädikats, welches der geistliche Dichter,

„a) nachdrücklicher beschreibet §. [illegible] 13.

„b) genauer bestimmt. §. 14. 15.

„III. Beweises, wodurch der König

„a) die innerliche Glückseligkeit der Frommen darthut. Diesen Beweis fasset er

„1) viel schärfer ab §. 16-18. kleidet ihn

„2) in ein Gleichniß ein §. 18. 19. erläutert ihn 3) durch das Gegentheil.

„§. 20. 21.„

„b) Die äusserliche Glückseligkeit der Frommen erhärtet. Auch diesen Beweis

„richtet David 1) viel strenger ein,

„§. 22-31. zeiget ihn 2) in einem

„Gleichnisse vor §. 23. 24. klärt ihn

„3) durch

„3) durch den Gegensatz auf. § 25
„30 „

„IV. Der moralischen Folge, welche David
„aus seinem Beweise ziehet. Diese ist in
„Absicht der Tugend viel reiner. §. 32.„

Da haben sie den Inhalt. Wollen sie eine Probe der Abhandlung selbst haben, so will ich Ihnen aus diesen 32. §. §. nur den §. 5. hersetzen, und sie werden nicht mehr verlangen. Der Herr Verfasser, nachdem er angemerkt hat, daß im Anfang beider Oden ein Tugendhafter beschreiben wird, fährt fort.

§ 5

„Ehe wir einmal den Inhalt beider Beschreibun-„gen eines Tugendhaften betrachten; so müssen „wir schon behaupten, daß David die Regeln „der schönen Wissenschaften mehr beobachte „als Horaz. Es sind die Vollkommenheiten eines „Menschen, der nicht im Rathe der Gottlosen „wandelt, noch auf den Weg der Sünder tritt, „noch sitzet da die Spötter sitzen rc. (§. 4.) so „beschaffen, daß sie viel mehr in die Sinne fal-„len,

„len, als die abstrakte und philosophische Be„schreibung eines volkommenen und lasterfreien „Mannes (§. 3.) Horaz hat also wider fol„gende Regel des Herrn Professor Meiers „gehandelt, welche David, hingegen sehr „wohl beobachtet hat, nämlich:

„Man muß alle abstrakte, und algemeine Be„griffe und Wahrheiten es mögen nun höhere „oder niedrigere Gattungen oder Arten seyn, „nicht in abstrakto, sondern in Concreto „denken. Man sehe dieses berühmten Lehrers „ersten Theil der Anfangsgründe aller schönen „Wissenschaften im 128. §. auf der 275ten „Seite.“

Nicht wahr sie haben genug! Der arme Horaz — daß er doch den 128. §. in Meiers Aesthetik nicht gelesen hat!

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 4. Februar. 1763.

Beschluß des zwey hundert und sieben und funfzigsten Briefes.

Und dis waren Kunstrichter, von mehr als gewöhnlichem Schroot und Korn? — O gebt uns lieber Silbenstecher her! — Wirklich, die wichtigste und gemeinnützigste Abhandlung in diesem ganzen Bande ist vielleicht diejenige, die ein Spötter der Silbenstecherei beschuldigen könte. Es ist des Herrn J. G. W. Dunkels Nähere Erklärung über sein Werk von Uebereinkunft der griechischen Sprache mit der Celtischen oder *Glossarium harmonicum græco-celticum.* Herr Dunkel muß in diesem Theile der Litteratur eine ungemeine Stärke gehabt haben; Es wäre daher sehr zu wünschen, daß dieses aus 10 Alphabeten bestehende Werk nach dem unglücklichen Ende dieses Mannes,

von einem andern dazu geschickten Gelehrten ans Licht gegeben würde. Die verschiedenen Proben die hier gegeben werden, zeigen eine wunderbare Uebereinstimmung der griechischen mit der celtischen, und mit der von dieser herstammenden deutschen Sprache. Diese Uebereinstimmung ist der gröszten Aufmerksamkeit würdig. Inzwischen ist Herr Dunkel so bescheiden, dasz er aus dieser Uebereinstimmung nichts schliessen will, z. E. etwa, dasz die griechische Sprache von der celtischen herkomme u. d. gl. Er will nur blosz zeigen, dasz diese Uebereinstimmung wirklich da sey; und dis kan einen Kenner mehr zum Nachdenken bewegen, als eine leichtsinnig gewagte und schlecht bewiesene Hypothese.

Re.

Zwey

Zwey hundert und acht und funfzigster Brief.

Auf die es recht gut meinende Schläge eines Liebhabers * sind Verweise und zärtliche Rückschläge gefolgt, die das verliebte Spiel sehr lebhaft fortsetzen. Der Verf. des Herren und Diener hat seinem Kunstrichter in einem Sendschreiben geantwortet, das in eben der spitzigen, launhaften und figurreichen Schreibart abgefaßt ist, die jenen unterscheidet. Er billiget verschiedene von seinen Kritiken, sucht sich wider einige zu vertheidigen, und sagt zuletzt seinem Kunstrichter offenherzige Gegenwarheiten, welche mit denen ziemlich übereinkommen, die wir ihm bey der Anzeige seiner Kreuzzüge zu verstehen gegeben haben. Er läßt seinen vorzüglichen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren, und tadelt den affectirten Gebrauch, den er öfters von denselben macht. — Da beide, Kunstrichter und Gegenkunstrichter sehr gute Köpfe sind, so kan Ihnen nichts gleichgültig seyn, das von Ihnen kömmt.

* S. 120ster Brief. S. 87.

Es können zugleich einige Schriftsteller daraus abnehmen, wie freymüthige Kritiken von vernünftigen Leuten aufgenommen zu werden verdienen. Ohne Empfindlichkeit über etwa eine Kleinigkeit im Ausdrucke, ohne Eindringung in die besondere Absichten, wo vielleicht keine vorhanden sind, begegne man Scherz mit Scherz, vertheidige sich mit Nachdruck, wo zu vertheidigen ist, opfere seinem Gegner das Uebrige auf, oder erhole sich wieder durch eben so beherzte Gegenangriffe. — Hier ist das Sendschreiben selbst:

Treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Magum in Norden oder doch in Europa.

1762.

Mein Herr und Liebhaber.

Die Briefe über die neueste Litteratur * haben die Beurtheilung des Herrn und Dieners auf ihre Rechnung gesetzt. Der Auszug mit feinen Strichen liesse mich schliessen, daß das Original noch mehr enthalte, ich verdoppelte mein Verlangen und Bemühung, dessen habhaft zu werden. Ich habe es erhalten, und — was Sie nicht wissen, noch mehr dazu. Ich erkannte Sie an Gang und Miene, ohngeachtet ich weder ein Marcel, noch ein Freymäurer bin. Da ich die

* XIter Theil. pag. 35.

Es können zugleich einige Schriftsteller daraus abnehmen, wie freymüthige Kritiken von vernünftigen Leuten aufgenommen zu werden verdienen. Ohne Empfindlichkeit über etwa eine Kleinigkeit im Ausdrucke, ohne Eindringung in die besondere Absichten, wo vielleicht keine vorhanden sind, begegne man Scherz mit Scherz, vertheidige sich mit Nachdruck, wo zu vertheidigen ist, opfere seinem Gegner das Uebrige auf, oder erhole sich wieder durch eben so beherzte Gegenangriffe. — Hier ist das Sendschreiben selbst:

Treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich, an den Magum in Norden oder doch in Europa.

1762.

…it,

… den

…zösischer

Mein Herr und Liebhabe…

Die Briefe über die neueste … gelesen, viel
die Beurtheilung de… Stolz, sondern
ners auf ihre Rechnung ge… Prinzen in vier
seinen Strichen ließ… …eckt, als der gleich
Original noch … …hilosoph neben Einem
mein Verlan… …an die Römer; es ver-
zu … …n Buch, worinn die Verfasser
…o sie denken, mehr beweisen, als
…en; die Athenienser * kommen mir
…och entschuldbar vor.

 Wann

…or, 17, 19, 20.

Es können zugleich einige Schriftsteller daraus abnehmen, wie freymüthige Kritiken von vernünftigen Leuten aufgenommen zu werden verdienen. Ohne Empfindlichkeit über etwa eine Kleinigkeit im Ausdrucke, ohne Eindringung in die besondere Absichten, wo vielleicht keine vorhanden sind, begegne man Scherz mit Scherz, vertheidige sich mit Nachdruck, wo zu vertheidigen ist, opfere seinem Gegner das Uebrige auf, oder erhole sich wieder durch eben so beherzte Gegenangriffe. — Hier ist das Sendschreiben selbst:

Treuherziges Schreiben
eines
Layen-Bruders
im Reich,
an den
Magum in Norden
oder doch in Europa.

1762.

Mein Herr und Liebhaber.

Die Briefe über die neueste Litteratur * haben die Beurtheilung des Herrn und Dieners auf ihre Rechnung gesetzt. Der Auszug mit feinen Strichen liesse mich schliessen, daß das Original noch mehr enthalte, ich verdoppelte mein Verlangen und Bemühung, dessen habhaft zu werden. Ich habe es erhalten, und — was Sie nicht wissen, noch mehr dazu. Ich erkannte Sie an Gang und Miene, ohngeachtet ich weder ein Marcel, noch ein Freymäurer bin. Da ich

* 11ter Theil. pag. 35.

die bloße Aufschrift ihrer Socratischen Denkwürdigkeiten sahe, hielte ich Sie vor einen Phantasten, nachdem ich sie gelesen, vor einen Mysticker und seitdem ich mit ihren Magis aus dem Morgenland bekannt geworden, vor einen Adeptum. Beynahe hätte ich Sie über den vermischten Anmerkungen von der Wortfügung der Französischen Sprache vor alles dieses zusammen gehalten.

Sie sehen, mein Herr, die Vertraulichkeit ist vor die erste Bekanntschaft schon ziemlich groß, nehmen Sie es vor den Affect eines Geliebten, oder vor die Schwatzhaftigkeit eines Cammer-Dieners, ich werde bey keinem sonderlich gewinnen oder verlieren, es ist mir so, mich Ihnen zu öfnen, und genug — wann wir uns unter einander verstehen.

Meine Rapsodie, sagen Sie, ist zum Theil aus Französischer Seide gesponnen. Ich bin mir zwar nur Deutschen Hanfs dabey bewußt; höchstens möchte das Blumwerk von Seide seyn. Sie wissen, mein Herr, in den Fabricken richtet man sich nach dem Geschmack der Käuser. So lange unsere Hoheiten und Durchlauchtigkeiten die Franzosen

zosen vor ihre Lehrer, und nun, doch um die Gebühr, vor ihre gute Freunde und Beschützer halten, schiene mir der Klugheit nicht ungemäß zu seyn, ihrer verwöhnten Zunge zu mitleidigen Ehren ein Gerichte sehr anziehenden Geschmacks mit einem Französischen Ausschnitt zu garniren. Unser Kirchen-Vater Lutherus sagte schon: Ein Diener, der seinen Herrn lieb hat, kleidet sich in die Tracht, die er am liebsten sieht. Ein Vorurtheil, das der Warheit beförderlich ist, deswegen unbenutzt zu lassen, weil es nur Vorurtheil ist, wäre Stolz. — — Ich habe übrigens weder den Abt Düguet noch andere Pandecten Französischer Lehrer über die Pflichten der Grossen gelesen, viel weniger geplündert, nicht aus Stolz, sondern weil mich der Unterricht eines Prinzen in vier Octav-Bänden eben so abschreckt, als der gleich corpulente Christliche Philosoph neben Einem Capitel des Briefs Pauli an die Römer; es verdrießt mich an jedem Buch, worinn die Verfasser mehr sagen, als sie denken, mehr beweisen, als sie selbst glauben; die Athenienser * kommen mir dagegen noch entschuldbar vor.

 Wann

* Actor. 17, 19. 20.

Wann aber der vor die gebrauchte Materialien erstattete Tribut in den Uebersetzungen besteht, so bin ich daran, glauben Sie es, gewiß so unschuldig, als an den Lieferungen von Haber und Heu, so wir in Kraft des Westphälischen Friedens, vor das Französische Macher-Lohn unserer Freyheit geben. Doch, mein Herr, die Rache ist süß; wie wird Ihnen zu muth seyn, wann Ihre liebenswürdige Socratische Laune von dem Hn. Roques in ächt Französisch-Deutsch übersetzt und nach Gutfinden Ihro Ehrwürdigen Αλλοτριοεπισκόποις verkürzt oder verlängert, kurz, verstümpert wird, alsdann — — alsdann mag Ihnen ihr Freund Trescho zurufen:

—— Zum Fluch schön übersetzt!

Sie meinen: Der Herr und der Cammer-Diener hätten sich wohl zum Titel eben so gut, wo nicht besser geschickt. Ich kenne die Verrichtungen dieser Leute nur in so weit, daß sie ihre Herrn aus- und ankleiden ihnen von guten und bösen Dingen zuweilen das sagen, was sich sonst keiner zu sagen herausnehmen darf, auch wohl mit

ihnen,

ihnen, wann es die Herrn zu bunt machen, trotzen und doch wieder aufgesucht werden. Ich bins also zufrieden, mein Herr, und dankbar davor, daß Sie mir die Standes-Erhöhung zum politischen Cammer-Diener ertheilet haben, ich werde sie bey Gelegenheit geltend zu machen suchen.

Ich bin weder ein Cabinets- noch Canzley-Mann, sondern — — doch bald hätte ichs schon wieder vergessen, wozu sie mich gemacht haben. Jene Schulen habe ich so weit durchgangen, als zu Fassung der Elementen nöthig wäre. Daß andere aus einem A B C Buch (und mehr soll der Herr und Diener nicht seyn) ein Lexicon, wo nicht gar ein Lehr-Gebäude gemacht haben, davor kan ich nichts.

Ich sage es nochmahls: Ich habe so wenig eine Staats-Kunst schreiben wollen, als Sie, mein Herr, in den vermischten Anmerkungen über die Französische Sprache eine Grammatic Vielleicht hätte ich bey der gemässeren Aufschrift: Meine Dienst- Erfahrungen, die Französische Guirlanden ersparen und hier etwas mehr, dort etwas

 weniger

weniger schreiben können, doch wo wird ein blöder Teutscher sichs herausnehmen, solchen Virtuosen nachzublasen? Das αὐτος ἐφα gehört nur denen am Verstand verschnittenen Lieblingen, weyland nach der Mode, solte es auch nur der Wurm Beaumelle seyn, auf den ein göttlicher Voltaire, vulgo D. Akakia, mit eben so lächerlichem Zorn von seinen Höhen herabflucht, als der Feld-Herr Ἀπράξιν auf die Heere des, noch, unüberwundenen Friedrichs.

Als einer meiner Freunde in S*** war und sich nach dem innern Bau eines Protz-Karrens erkundigte, bekame er die erschrockene Antwort: Wie? will mich der Herr unglücklich machen? Sie heissen mich einen Pädagogen grosser Herrn: wie? wollen Sie mich unglücklich machen? Sagen Sie Ihre Lehren und was zur Staats-Kunst gehört, dem Herrn von Bielfeld, dem Königlichen Pädagogen, dieser möchte noch eher in dem an mir gerügten dreyfachen Fehler und einem noch grössern stecken, den sie nicht einmal nennen. Ich habe keine Güter, um mich zu flüchten, wann mich der Hof nicht mehr sehen mag; lassen Sie mich bey meiner Fibel.

Meine Bücher und Welt-Kenntniß, sagen Sie ferner, ist unzuverläßig. Es kan seyn und, weil Sie es sagen, glaube ich es selbst; Dann — — was glaubt man nicht einem Liebhaber? Allein der Fisch ist doch blau, — — — nur Ein Wort: Einen Schriftsteller muß man nach seinen Absichten beurtheilen, und da sollte Ihnen, vors erste, der Beweiß schwer genug fallen: Daß ich eine gelehrte Rapsodie schreiben wollen; wer gäbe den meisten unserer gnädigsten Herrn die Geduld, Schriften dieser Art zu lesen? mit einem flüchtigen Blick in den Spiegel und der, oft unwillkührlichen,* Empfindung: Das bin ich, kan und muß sich auch ein Fenelon über den Telemaque zufrieden stellen.

Meine Welt-Kenntniß ist in der That noch unzuverläßiger, ich kenne nur die Gassen und Bür-

ger

*) Der feine Schwermer, dessen Sie p. 30. der Socrat. Denkw. erwehnen, sprache einst mit einem Socianer in einem Paulinischen Herzens-Brand von der Gottheit Christi und es folgten Tränen nach; der überwundene entschuldigte sie damit; Es seyen motus animi involuntarii.

ger meiner Stadt, was gehts mich an und was hülfe mirs, wann andere reiner und gesünder seynd? Die Umschaffung, wenigstens Palingenesie ganzer Staaten gehört vor einen Πάνσοφος, vor einen Scythen, wie der, so der Bild-Säule zulief und doch zerdenkt sich oft der Schöpfer-Geist über Mittel, um — — — um etwa den Verstand einzupropfen, o nein! nur um die Bärte abzuschaffen. Und Sie — — Sie fordern die Allwissenheit, wo nicht die Allmacht des regierenden Herrn, mit der Knute, statt Schlüssen, in der Hand an einem Cammer-Diener. Gönnen sie mir die Freyheit, die sich Pope * genommen hat.

Nun komme ich an dem schwersten Punct, und, wanns gute Worte nicht thun, so bleibe ich stecken. Es ist die gallichte und sauer gewordene Denkungs- und Schreib-Art. Ein altes Sprüchwort sagt: Leben und leben lassen. Ein Land-Arzt, ders nicht besser wußte, hat den Schmidt seines Dorfs, der

* Oeuvres T. VII. p. 255. J'aurai soin, que jamais mes portraits ne choqueront que ceux, que je voudrai bien choquer.

der zugleich ältester Gerichtsmann war, mit Sauer-Kraut und Milch vom hitzigen Fieber curirt, es ist mir auch etwas dergleichen in meiner Praxi begegnet, und, gedankt seye es der leicht und stark verdauenden Herren-Natur, keiner derselben ist an diesem Eßig- und Gallen-Trank gestorben, bey etlichen hat er sogar wohl durchgeschlagen. Sie wissen ja, wie es den Leuten geht, die hinter Recepte kommen, ein gutes Herz und viel Vertrauen zu sich selbst haben, diese geben sich am liebsten mit doctoriren ab und wagen sich an Krankheiten, vor deren bloßen Nahmen ein Boerhaave zittern würde. Ihnen, mein Herr, seye es gegeben, durch lange und sorgfältige chymische Processe dergleichen köstlichen Essenzen zuzubereiten, wovon Sie uns bisher einige Tropfen geschenkt haben.

— — Felices, quibus ista licent
Miramur & illos.

Nun mein Herr, wische ich meinen Mund, noch klebricht von den Küssen der Wäscher, und biete meinen Wangen dar den Schlägen des Liebhabers. Sie haben recht, meine Dinte schlug damahls gewaltig durch und fiele ins Gelbe. Der Fehler ist nun nicht mehr zu verbessern und meine

Demüthigung

Demüthigung um so grösser, da die Schrift das Unglück gehabt, mit allen ihren Fehlern zu gefallen und in wiederhohlten Auflagen und Uebersetzungen mit tausenden in die Welt verbreitet zu werden, ehe noch das prüfende und richtende Auge eines einsichtigen Kenners die viele Ungleichheiten und Unschicklichkeiten darinn bemerkt hatte. Ich kan mich mit einem solchen Trost nicht beruhigen, den Swift * seinen Freund gegeben hat. Mit offenem Herzen und Armen würde ich den strengen und redlichen Freund, den die Briefe über die neueste Literatur ** einem sicheren Verfasser angewünscht, empfangen haben und noch empfangen. Freunde aber, wissen Sie, lassen sich nicht suchen sondern finden, wie Boettger, der Goldmacher, sein Porcellain. Ermunterung und Beyfall, wo nicht gar Belobung und Verehrung, ist von gefälligen, aber kurzsichtigen Freunden noch wohl zu haben, ast hinc illæ lacrymæ.

So

* Peu s'en faut que vous n'ayez fait tirer autant d'hommes, que des Ministres d'Etat ne peuvent en faire pleurer. *Lettre à Mr. Gay.*

** XI. Theil p. 5.

So hätte ich dann doch, werden sie mir einwenden, eine als fehlerhaft selbst bekennende Schrift wo nicht verbrennen, doch zeitiger werden lassen können. Ach mein lieber Herr! die Vater-Liebe ist gar was zärtliches, wollten sie mir wohl diesen Kinder-Mord angemuthet haben? wie schön deucht oft ein Kind zu seyn, so lang es in der Wiege liegt? Die Sommer-Flecken kriechen erst heraus, wann es in die freye Luft kommt.

Indem ich aber mit einem stärker empfindenden als zu beschreibenden Mißvergnügen meine Gebrechen bekenne, indem ich über die zürne, welche um der bunten Farbe willen ihren Beyfall an ein in seiner Grund-Zeichnung fehlerhaftes Gemählde zu freygebig verschwendet haben, sagen Sie mir, Magus von Norden, ist vor mich unglücklichen Vater nicht noch Ein tröstender Gedanke übrig? Mein Capital ist hin, dürfte ich mir aber von dem verlohrnen Fond nicht noch die Leib-Rente ausbitten? In dem Herrn und dem Cammer-Diener ist doch wohl vor jeden Leser Ein fruchtbringender Gedanke geblieben, das wären von ungefehr zehen tausend in die Welt geflogenen

Exempla-

Exemplarien doch so viele Wahrheits-Körner; könnte ich mir eine reichere Erndte wünschen, wann auch alles übrige taube Hülsen wären.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 11. Februar. 1762.

Beschluß des zweyhundert und acht und funfzigsten Briefes.

Wie tief muß die Eigenliebe eines Autors sitzen, werden Sie sagen, da er noch recht zu behalten sucht, nachdem er seines Unrechts schon überwiesen und geständig ist. Es sey so! — — aber mein Opfer soll so vollkommen seyn, als es freywillig ist. Ich bekenne Ihnen aufrichtig und ganz: Ich will von dem Nordischen Socrates lieber verurtheilt, als von dem Areopagen des guten Geschmacks losgesprochen seyn. Ihre Critic aber, so streng sie ist, so unzulänglich ist sie, weil Sie mich, meine Situation und die Umstände nicht kennen, unter welchen die getadelte Schrift entstanden ist. In diesem Sinn darf ich mir auch

das zueignen, was Pope* zum Schutz seiner Gedichte anführt. Einem Schriftsteller, der, sparsam gerechnet, drey fünftheile des Jahrs unter Römer-Monathen, Statu exigentiæ, Restanten-Verzeichnissen, Proviant-Contracten, Matricular-Moderationen, Pro Memoria und Gegen-Pro Memoria, Deputations-Gutachten, Completirung der Contingenter, Land-Friedens-Brüchen, Reichs- und Crays-Conclusis zum Besten der guten Sache, March-Routen, Artillerie-Reparaturen, Vertheilung der eroberten Magazine, Zänkereyen der Generals und Kriegs-Commissarien und andern Amœnitatibus oder Miserien der patriotischen Wissenschaften sich durchreden, denken, schreiben, berichten und grämen müssen, würden Sie nicht, voll mitleidigen Gefühls, einem solchen Schriftsteller den Vorwurf abwechselnder Frost und Hitze des Styls geschenkt haben? Gewiß, Ihr Herz hätte es nicht anders zugelassen. Weit wichtigere Fehler, als die Sie selbst

* J'abandonne mes vers aux Critiques; mais pour ce qui est de mes principes, je n'en reconnois pour Juges que ceux qui me connoissent. *Oeuvres Vol. VII.*

selbst rügen, seynd in den ganzen Stoff der Schrift eingewoben; Sophomore, der erfahrne Commentator derselben, hat sie zum Theil entdekt, zum Theil und so viel sich aus gleich wichtigen Ursachen thun lassen, verbessert. Nun will ich Ihnen aber sagen, was ich noch thun will, da ich ein mehreres nicht thun kan. Ich werde meine Patienten alten und erfahrnen Aerzten zuweisen, sie vor Storchern, Universalisten, Balsam-Krämern, sympathetischen Wind-Beuteln, Land-Aerzten, Kräuter-Weibern und Bruchschneidern warnen und diesen allen Credit zu benehmen suchen, mit eigenen Curen aber mich nicht mehr abgeben, biß ich die Ursprünge, Kennzeichen, Stufen, Abwechslungen und sichere Heilungs Methoden so mancher und seltsamer in den politischen Hospitälern vorkommenden Krankheiten durch längere und bewährte Erfahrungen erlernet habe.

Nun sollte ich schliessen. Liebe erfordert aber Gegenliebe. Nur noch ein und ein halbes Wort. Ihre Laune ist so original, so unterrichtend, so Bedeutungsvoll, daß, wann ich eben so sehr Minister wäre, als ich nur (cum gratia & permis-

(in Vestræ Humanitatis) Cammer-Diener bin, ich meinem Herrn unablässig anliegen würde, Sie mit einem recht ansehnlichen Gehalt zum Lehrer der langen Weile in Alma hac nostra ** ana zu bestellen; was ich mir aber dabey ausbitten würde, wäre dieses: Ihre allzuprismatische Schreib- wo nicht Denkungs-Art in eine mit unserm Dombackenen Zeit-Alter übereinstimmendere Richtung zu bringen. Es ist wahr, Socrates diente dem Staat als Bildhauer, als Soldat, als Patriot, als Lehrer, als Rath; thun sie eben das und noch mehr, vergessen Sie aber nie die Würde Ihres Berufs. Wer wird Ihnen Ihre glückseelige Laune verargen oder beneiden? Was soll aber der krause Titel? was der Hahn im Holzschnitt? der nicht der Socratische Haus- und Opfer-Hahn ist, sondern ein Gickel von Neu-Babylon, der Haupt-Stadt der Gallier. Ist Ihnen das Schicksal eines Klopstocks nicht fürchterlich genug, dessen Meßiade eine Pandoren-Büchse von Hexametern wurde? Wollen Sie das Haupt einer neuen Secte der Launer seyn? Anhänger, Bewunderer, Copisten werden Sie finden, mehr als Ihnen lieb seyn wird. Empfin-

den Sie in sich Trieb und Aufschluß zur Verbesserung der Staaten, wohlan! zeichnen Sie Desseins und werben nach Jesaiä Ausdruck Männer, sie sie zum Nutzen der kranken Welt heut oder morgen ausführen; die Papillotten aber hoher Häupter überlassen Sie, uns Cammer-Dienern, wir werden vors Auswickeln bezahlt; entdecken Sie wanns Ihnen so ist, und verfolgen Sie die moralischen Schelmen und Seelen-Verkäufer, die Einpropfung des guten Geschmacks überlassen sie aber den Quacksalbern und die Schatten-Spiele des Witzes den Kindern; die Frivoliten und Consorten leben vom Schatten; lassen Sie sich nie bewegen, Werke zu schreiben, die Welt seufzt unter Büchern, wie unter Soldaten, unsere Zeit ist, wie die, da Moses nach Egypten kame und dem Volk ans Herz redete, es aber vor Angst und Drangsal ihn nicht einmal vernehmen konnte. Ihr patriotischer Bolingbroke sagts schon *: Zu Haupt-Verbesserungen gehören Mittel, die Züchtigung und Lehre zugleich enthalten; ich meyne, es fehlt uns Teutschen nicht daran.

* C'est par des calamités Nationales, qu'une corruption nationale doit se guerir, *Lettre a Pope*

Die grammaticalische Klaubereyen seynd ihrer unwürdig, die gelehrte Gassen-Kehrer mögen sich damit aufhalten. Sie haben den Stern gesehen, lassen Sie andere Irrwischen nachlaufen. Es ist Ein Wort, siegelmäßig vor jeden Autor und auch vor unsere Freundschaft, hier am Bach des Mayns, dort am Balthischen Meer: I Cor. III, 11. 15. Dixi!

Zwey

Zwey hundert und neun und funfzigster Brief.

Als ich Ihnen ein Paar Worte von des Herrn Lindners Schulhandlungen schrieb, glaubte ich in der That nicht, daß ich noch einmal darauf zurückkommen solte. Das Examen in der Schule ist dismal vorbey, dachte ich, Herr Lindner wird für das nächste Jahr andre Schulhandlungen machen, und Feindschaften unter den Eltern erregen, wenn er dem Herrn Carl eine Rolle giebt, die man für Conraden begehrt hatte; — meinethalben; ich habe meine Gedanken vom Schuldrama gesagt, und nun Abschied auf ewig. Aber, aber so hat es Herr Lindner nicht verstanden. Meine Gedanken haben einen Brief-Wechsel erregt, den ich Ihnen schicke, damit sie künftig auch bey den geringsten Kleinigkeiten gegen unsere seichte Aussprüche auf ihrer Huth seyn mögen. Erst sehen Sie zween Briefe zu Thorn gedruckt, an denen Herr Lindner nichts will geschrieben haben. Aber König Salomo wurde bald errathen, welches der Ton der wahren Mutter ist. Darauf kommen fünf Hirten-Briefe das Schuldrama betreffend; die nach der Gewohnheit des leicht zu erra-

chenden Verfassers unter andern Mottos auch dieses haben: Es ist ein Knabe hie, der hat fünf Gerstenbrodt; und ich wolte wol wetten, daß diese fünf Gerstenbrodte kaum fünf Leute sättigen werden, denn nicht alle, die sich weiße Stäbe schneiden, können Wunder thun.

Der erste von den erwehnten Briefen klagt über die Ungezogenheit, womit wir urtheilen, über Fechterstreiche; kurz, man will das Kind nicht in zwey gleiche Theile zerschneiden lassen. Darüber will ich ihnen nichts mehr sagen. Ist es nicht seltsam, daß man uns die Freyheit rauben will, die Sachen bey ihrem Namen zu nennen ohne vorausgeschicktes salva venia. Und ich glaube noch dazu, daß meine Briefe über Herrn Lindners Schrift mit aller möglichen Achtung, ohne den Ton unsers Briefwechsels zu verlieren, geschrieben sind. Aber ich wolte fast errathen, warum ich durchaus soll beleidigt haben: Herr Lindner hatte den Diderot gelesen, der von urbaren Genien ganz neue Arten der Schauspiele erwartet. Hr. L. giebt uns wie er sagt, eine neue Art von Schauspielen, die er das Schuldrama nennet, und läßt uns beschei-

den

den den Schluß herausziehen. — Der Kritiker hat, deucht mir, gesagt, daß diese Schauspiele entweder nichts neues, oder nichts bedeutend wären, und das ist nun freilich ungezogen.

Man hat sich nur bey der Idee des Schuldrama aufgehalten, und gestanden, daß man in den Schul-Lust-Spielen nur hier und dar etwas gelesen — sie vielleicht aus Vorurtheil rauh gefunden u. s. w., Man hat nicht einmal ein eintziges Beyspiel geben mögen. Lesen sie diesmal eine eintzige Stelle und urtheilen sie selbst. Hephästion sagt auf der 12ten S. von Alexandern, wie ich vermuthe, denn ich nehme diese Stelle gerathewol heraus.

Dank sey euch Göttern, die ihr ihm dis eingehauchet.
Daß er der Siege sich so grosmuthsvoll gebrauchet.
Ich sah (im Auge stand die Freudenthräne mir),
Ich sah ihn noch erhitzt vom Staub im Schlacht-Revier,
Sein Schwerd, das von dem Blut der Feinde trunken drohte.
Und Sieg ihm im Gesicht, der stoltzern Augen bote. — —

Da kam die Königinn, die bog ihr markloß Knie,
Die Alte weinete, und er umarmte sie.
Versprach ihr Sohn zu seyn, und sprach als Ueberwinder
Und sah die Statyram, war feuerroth und gelinder;
Doch ihren Schönheiten, sonst Siegern zum Tribut
Zog kein zweydeutger Blik von leicht bekühlter Glut
Ein doppelt Zittern ab; er naht sich ihren Zeltern
Als Bruder, und sie ist so heilig, wie bey Aeltern.

Ich will ihrem Urtheile nicht zuvorkommen, aber gewis ists, daß die Ohren der Schüler in der Domschule zu Riga durch Weichlichkeit nicht verwöhnt werden.

Doch von den Versen ist die Rede nicht. Im ersten Briefe gestehet man diß selbst und fährt fort; „ die Hauptfrage in der Kritik betrift das Schul„ drama selbst. Ist es eine Chimäre, ist es etwas „ Poßierliches? Oder sollte es nicht Rollen geben, „ da Schüler sich und den handelnden Personen et-

was

„ was sagen könten, daran beyde Antheil zu neh„ men hätten.“ — Ey ja doch. — Ein Sohn darf nur seinem Vater Geld abfordern, Antheils genug von beyden Seiten. — Weiter, — Kleider, Decoration, und was man eigentlich Acteurs nennt, gehören aufs öffentliche Theater, — meinetwegen, ich will nicht darauf bestehen: die Eltern sind nicht immer in der Laune ihren Kindern Theaterkleider machen zu lassen. Ich will auch nicht anführen, daß diese Stüke mit zum nöthigen Betrug auf dem Theater gehören; aber das Schuldrama selbst? Sie glauben nicht, wie sich Hrn. Linders Freunde drehen, um den Kunstrichter nicht Recht haben zu lassen.

Dieser hatte das Schuldrama nach Hrn. L. eigner Erklärung beurtheilt. In der Vorrede steht ausdrücklich „ das Schuldrama ist eine vorgestellte „ Handlung den Schulen gemäs, es ist also mehr „ als blosse Dialogen, mehr als eine Rede„ übung, Declamation, oder ein sogenanter „ Schulactus.“ Und darauf fängt Hr. L. an vom Plan, von den Knoten, mit einem Worte von dem ganzen Geräthe des Drama seine Kentnis herzusetzen, und die Regeln auf das Schuldrama einzuschränken.

Nicht

Nicht wahr, darnach mußte ihn doch der Kunstrichter beurtheilen? Er frug also: Soll das Schuldrama so viel heissen? Eine Handlung von jungen Leuten vorgestellt? So wurden Esther und Athalia zu St. Cyr gespielt, und dis ist gar nichts neues.

Soll es ein Drama seyn, wo ein Kind die Rolle eines Kindes haben kan? dann ist Philotas und Athalia vorhanden, und andere die mir nicht beyfallen. Ich wolte eben so gut sagen, daß man Löwen-Dramata machen könte, weil im Piramus und Thisbe ein Löwe aufs Theater kömmt.

Soll es ein blosses Gespräche zwischen Kindern seyn? denn ist es kein Drama nach Hr. Lindners Erklärung.

Soll es eine interessirende Handlung seyn, die ganz zwischen Kindern vorgeht, und wobey ihre Karaktere und ihr Betragen den Knoten schürzen: dann gestehe ich, daß ich noch keine Idee von einem solchem Drama mir machen kan; wol verstanden, daß ich Jünglinge von 16, 17, 18 Jahren, die

Leiden

Leidenschaften, als Triebfedern grosser Tugenden und grosser Verbrechen fühlen, nicht unter die Kinder rechne.

Was antwortet man nun? Hören sie: „ Ein „ Schuldrama kan entweder nur anständige Rol- „ len für Schüler in sich begreiffen, und diese De- „ clamationsübung ist nichts neues.„ (Das dach- te ich auch und habe es gesagt,) „ oder es sind „ ganze Stücke, darin die Rollen selbst auf die „ Schüler sich passen und sie zu Schultugenden „ oder andere in ihrem künftigen Leben, z. E. auf „ Akademien, auch durch sinnliche Vorstellungen „ anhielten.“

Fast möchte ich sagen, meine Herren, vergessen Sie ihres Freundes eigene Erklärung nicht, er will eine ganze Handlung haben: wo will er diese unter Kindern finden? Nimmt er aber den Karakter der Jünglinge dazu: denn ist es mit seiner Erlaubnis kein neues Drama. Um uns aus der ganzen Verwirrung zu helfen, nehmen Sie Horazens Beschreibung von den verschiedenen Altern.

Reddere voces qui jam scit puer & pede
certo
Signat humum gestit paribus colludere & iram
Colligit ac ponit temere & mutatus in horas.

Wo ist bey einem solchen Alter eine Handlung, die Absicht, Plan, Knoten und Verwikelung habe, möglich? Die erste Anlage entwischt unter den Händen. Colligit iram ac ponit temere. In dem Verfolge wird man noch weniger festen Fus fassen können. Mutatus in horas. Und dis sind eigentlich die Personen für das Schuldrama, wenn es eine neue Gattung seyn soll. Kommen aber die Jahre, darinn den Schüler die Züge treffen prodigus æris, sublimis, cupidus: O! dann läugne ich weder daß eine Rolle für ihn seyn könne, noch daß er eine Handlung anspinnen könne; aber es werden immer andre Personen von reifen Alter darin verwickelt werden. Will man auch diese Personen durch Kinder vorstellen lassen: meinetwegen; aber ausser daß man fragen könte; warum nicht durch große Leute? So bleibt ausgemacht, daß diese Rollen zusammen genommen keine Handlung geben, die den Schülern gemäß ist. Ich könte alsdann noch ferner mit Rousseau fragen,

gen, warum man denn eben den Schülern alle diese Karaktere, die unmöglich alle für sie Muster seyn können, so lebhaft vorstellen müße? Und tausend gegen eins, der lose Junge wird mehr Bewunderer finden, als das fromme Schaaf, das sich von ihm z. E. sein Morgenbrodt abschwazen läßt. Setzen sie dazu, daß dergleichen schnackische Streiche keine sehr schlimme Folgen, wenigstens auf dem Theater nicht haben können, oder im gegenseitigem Falle jeden den Unwillen auspressen müssen: incredulus odi. Aber ich will mich dieser Waffen nicht bedienen.

Hören sie den Briefschreiber weiter: „ Lassen „ sie den Begrif der Bühne auch ganz ganz weg, „ es darf nur ein Gespräch, eine Fabel des Prodikus seyn. “ So? Und dann ist es ja kein Drama mehr. Eben was ich gesagt habe. Worüber streiten wir uns dann?

Der Bischof, der seinen Bannstrahl in fünf Mandemens, oder vielmehr sein Mandement in fünf Briefe zertheilt, gegen uns hat ausgehen lassen, schmählt eben so gut auf Hrn. Lindner, daß er sei-

ne Arbeiten für neue Dramata nach Regeln ausgegeben. Doch wann Hr. L. einen Wischer kriegt, daß er zu viel Schwäche gegeben, warum muß er demohnerachtet vertheidiget werden. Ich habe die fünf Hirtenbriefe ein Mandement genannt, und mit Recht, denn es werden weit mehr biblische Sprüche darinn angezogen, als in den gewöhnlichen Mandemens. Hören sie den Verfasser selbst in seiner eigenen Sprache, davon ich nicht alles verstehe, es auch vielleicht nicht nöthig habe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 18. Februar. 1762.

Beschluß des zwey hundert und neun und funfzigsten Briefes.

Blos von aller dramatischen Gerechtigkeit müs„sen gleichwol Schulhandlungen seyn, wenn „Waage und Pritsche* der öffentlichen Kritik sich „ihrer schämen sollen. — Um der Kunstrich„ter willen, die keine Engel sind, muß der Mann „einer Heerde, die Kinder sind, sein Haupt mit „keinem dramatischen Kopfzeuge, noch weniger „aber mit eisernen Hörnern entstellen, wie Zede„kia, der Sohn Cnaena.** — —

Hassen wir den befleckten Rock des Fleisches das vom Mondtribut der Musen blühende Gewand der

* S. Briefwechsel bey Gelegenheit einiger Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Thorn 1762.

** 2 Chron. 12.

der Regeln: so werden wir bloß von aller dramatischen Gerechtigkeit, und dem Gotte der Liebe gewachsen, der niemals aufhört ein Kind zu seyn, wiewol sein kleiner Arm große Wunder thut, und schrecklicher ist als die rauche Haut des Gemals des Hebe. Der Preis seines Bogens ist die Erfüllung des ganzen Gesetzes, der Stachel seiner Pfeile das Herz und der Tod eines jeden Gebots; der Schatten seiner Flügel pflanzt ein Eden erster Unschuld in der Wüsten.

Was wollen wir aber jenem Dichter antworten, der unsere Schüler auf das tausendjährige Reich vertröstet, und uns so lange harren läßt, bis die Bühnen ausserhalb den Schulen ihren Gipfel der Volkommenheit am Erstgebohrnen des jüngsten Aprils werden erreicht haben. Wir wollen mit einem bekannten Seufzer des Hagedorns

— — Ihn in die Schule schicken!

Ohne Selbstverleugnung ist kein Werk des Genies möglich, und ohne Verleugnung der besten Anmerkungen, Regeln und Gesetze kein Schuldrama noch Urbild desselben. Kinder müssen wir

werden,

werden, den Zweck der Poesie an Schülern zu erreichen. Nach dem Senfkorn ihrer Kräfte muß die Idee des Lieblings major in effectu und zugleich minor seyn. Im Schweiß seiner Nase, den niemand weder sieht noch erkennt als Ausus idem, wird der Schöpfer einer Schulbühne nichts als speciem ludentis, und im Rauchdampf einen Phosphorum leuchten lassen. ;

= — ut speciosa dehinc miracula promat

Anstatt sich in einen Wettstreit mit dramatischen Nachtigallen zu wagen, wird das Schild seiner Schulhandlungen den Venusinischen Schwan zum Bilde haben, und zur Ueberschrift:

— — *hæc ego ludo,*
Quæ nec in æde sonant certantia iudice Tarpa
*Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatra.**

Er wird mit dem „honigsüßen Shakespear“

— — — Fancy's child
Warble his native wood-notes wild **

* Horat. Lib. I. Sat. 10.
** Milton in seinem Gedicht: L'Allegro.

oder mit dem Bruder der olympischen Siegerin * die Grosmuth des Vaterherzens bis zur amentia übertreiben,

Ædificare casas, plostello adiungere mures,
Ludere par impar, equitare in arundine longa **.

Lassen Sie uns daher, liebster Freund, niemals, auch bey den grösten Helden, wie Homer, das Gleichnis des lastbaren Thiers aus dem Gesichte verlieren: aber auch mit dem Kinnbacken eines Esels in der Hand nichts fürchten; weder den peripatetischen König des Thierreichs, noch die listige Spitzfindigkeit seiner vier syllogistischen Figuren, noch die Zahl seines Namens, den kein Pontifex Maximus quadrirt — —

Man muß das Joch des Kreuzes willig auf sich nehmen, und nicht achten die Sünde der Unwissenheit, † die Schuld der Gotteslästerung, †† die Schande

* S. Agesilaus II. im Bayle.
** Horat. Lib. II. Sat. 3.
† Assaph im Ps. 73, 22. und Agur im Sprüchw. 30, 2.
†† Matth. 26, 65. Joh. 10, 33.

Schande der heiligen Paderastie! — die sich bis zur Finsternis unfruchtbarer Werke, ja bis zu den heimlichen Oertern erniedrigt, deren Plagen die Fürsten der Philister durch güldene Naturen * verewigen — —

Wänn Sie jetzt merken, warum eine Absonderung von den besten Anmerkungen über das Drama zu Schulhandlungen unumgänglich ist, damit der Ruhm εν αλλοτριω κανονι εις τα ετοιμα ** aufhöre: „ so bleibt uns noch übrig das zu erfüllen, „ was Amos Comenius convertere ludicra in „ seria nennt, weil wir Schulhandlungen als ein „ außerordentlich bequemes und vortheilhaftes „ Werkzeug vorausgesetzt haben, um die dramatische Poesie in ihre Kindheit zurückzuführen, sie „ zu verjüngen und zu erneuern. “

Ich könnte fast wie Rouseau an seinen Bischof gethan hat, hiezu sagen: gnädiger Herr, meine große Schalkheit besteht darinn, ihre eigene Worte anzuführen.

* 1 Sam 6, 4.
** 2 Kor. 10, 16.

Der Widerspruch gegen Herrn Lindner ist noch deutlicher in der folgenden Stelle, darin der V. der Hirtenbriefe die Art beschreibt, wie er Schuldramata ausführen würde. Diese ganze Beschreibung ist komisch und schön, und ich setze sie hieher, um diesen Brief weniger langweilig zu machen.

Lassen sie mich, fängt er an, laßen Sie mich mit dem Bürger zu Genf dichten, daß ich ein Monarch, dessen Ruthe über den bloßen Hintern der Kinder zu gebiethen hätte, auf irgend einen Flecken ohne Nahmen wäre. „Dann müßte ich freylich durch Lachen und Wei- „nen mein Schicksal erträglich zu machen suchen, „anstatt darüber zu bersten. Die erste Stunde, „der erste Tag, die erste Woche, der erste Mo- „nath meiner orbilischen Regierung möchten mir „sauer genug werden. Ich würde aber geduldig seyn, „wie ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht „der Erden und darüber geduldig ist, bis er em- „pfahe den Morgenregen und Abendregen.

„Je weniger meine Kinder lernen wollen; de- „sto hitziger würde ich seyn von ihnen zu lernen,

„aber

„ aber alles verstohlner weise. Die Zeit kommt
„ endlich näher, da ich und meine Schüler Gar-
„ ben ihres Fleißes und Prob n der Früchte auf-
„ weisen sollen, gleich jenen Kundschaftern, die
„ am Bach Eskol eine Rebe mit einer Weintrau-
„ be abschnitten, und ließen sie zween auf einem Ste-
„ cken tragen, dazu auch Granatäpfel und Feigen?

„ Den neuen Monarchen in priesterlichen
„ Schmuck zu sehen läuft alles zu meiner Schule,
„ als zur Erndte oder Kelter —

— — prima noui ducent examina reges
Vere suo, ludetque fauis emissa iuuentus. *

„ Weil niemand länger warten will, wird der Vor-
„ hang aufgezogen. — Ueber die Runzeln meiner
„ Stirne, vergißt man die Unordnung meiner fal-
„ schen Haare. Bauch und Füße sind bedeckt. — Die
„ eine Hälfte meiner Schulhandlung spiele ich
„ selbst, indem ich in der Person meiner Kinder
„ den Inhalt desjenigen aussage, was sie von mir
„ gelernt haben oder hätten lernen sollen. — Zu

* Virgil. Georg. Lib. IV.

„ der andern Hälfte habe ich einige Buben un-
„ ter der Hand abgerichtet, die den Ausbund aller
„ Schulstreiche wiederholen müssen, woran ich
„ ein Jahr lang gesammelt, und die mir die Ta-
„ ge meines Standes am meisten vergällt oder
„ versüßt haben.

„ Dieser Embryo meines Schuldrama sieht
„ nach Molken aus, die zum Käse gerinnen;
„ aber — es wird gesäet in Unehre und wird auf-
„ erstehen in Kraft. — Und du Narr! das du
„ säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll,
„ sondern ein bloß Korn. — Der aber Saamen
„ reichet dem Säemann, der wird ja auch das
„ Brodt reichen zur Speise, und wird vermehren
„ euren Saamen und wachsen laßen das Gewäch-
„ se eurer Gerechtigkeit —

„ Unterdessen lehrt ein Jahr das andere, und
„ im zweyten unterscheiden sich schon meine Schul-
„ handlungen durch Larven zum Besten aller Zu-
„ schauer, die mit den Augen hören, und durch
„ einen Chor, den ich aus den Deputirten jeder
„ Klasse aufführen würde.

„ Me

„ Ille bonis faueatque & consilietur amicis,
„ Et regat irratos & amet peccare timentes;
„ Ille dapes laudet mensæ breuis; ille salubrem
„ Iustitiam legesque & apertis otia portis;
„ Ille tegat commissa Deosque precetur & oret
„ Vt redeat miseris, abeat fortuna superbis.

„ Dies officium virile und diese Sitten des „ Chors sind verstummt, seitdem der Wohlstand „ characterisirt;

„ —— *Lex est accepta, chorusque*
„ *Turpiter obticuit* ———

„ Blattern und Galanterien würde ich meinen „ Schulhandlungen einpfropfen, wenn der Pfarr„ herr unsers Kirchspiels ein zierlicher Abt wäre, „ und des Schulzen Tochter, nebst ihrer Mutter die „ ganzen Gemeine die Liebe des Nächsten im Wan„ del predigten, oder falls die Wechselbälge mei„ ner Dorfschule schöne Geister, und die wohlge„ zogenste Jünglinge nichts als Masken zu Bällen „ und Tänzen wären, die ein Phrygischer Fuchs „ meynt.

„ Im dritten Jahre meiner Schulhalterschaft
„ würde ich erfüllen, was vom Thespis geschrieben
„ steht, und ein Schauspiel zu Markt bringen,
„ das meine Kinder singen und spielen sollten —
„ peruncti fæcibus ora. Mir würde vor den
„ Hefen der dramatischen Dichtkunst eben so we-
„ nig eckeln, als den Virgil vor den Gedärmen
„ des Ennius. — Wenn Diderot das Burleske und
„ Wunderbare als Schlacken verwirft: so verlie-
„ ren göttliche und menschliche Dinge ihren we-
„ sentlichsten Character. Brüste und Lenden der
„ Dichtkunst verdorren. Das μόσον der homeri-
„ schen Götter ist das Wunderbare seiner Muse,
„ das Saltz ihres Unsterblichkeit. Die Thorheit
„ der ξενων δαιμονιον, die Paulus den Athéniensern
„ zu verkündigen schien, war das Geheimniß seiner
„ frölichen Friedensbothschaft. Das σοφωτερων
„ des ganzen Newtons ist ein kindisches Possenspiel
„ gegen den Päan eines Morgensterns; und das
„ Burleske verhält sich zum Wunderbaren, das
„ Gemeine zum Heiligen, wie oben und unten,
„ hinten und vorn, die Hole zur gewölbten Hand.
„ Im vierten Jahr würde ich es vielleicht dem
„ Jahrhundert Ludewig des XIV. zuvor thun, und

durch

„ durch den Stein der Weisen Geschichte in Fabeln
„ und Fabeln in Geschichte verwandeln.

„ Mehr als einen Bock wird das fünfte
„ Jahr meiner Schulbühne machen, und ihrem
„ Schutzgeist würden die weisesten Gesetze des dra-
„ matischen Codex aufgeopfert werden —

„ Hierauf reist vielleicht ein Verleger, der alle
„ Messen im Lande besucht, in Gestalt eines preußi-
„ schen Werbers durch meinen Flecken. — Mit
„ Adlersklauen entführt er meinen fünfjährigen
„ Beytrag zu Schulhandlungen, um wie der Kna-
„ be, Ganymedes mit der Zeit Mundschenk zu
„ seyn — — Schaut! im Zeichen des Wasser-
„ manns geht ein doppelter Phomelhant auf;)

„ — — albo sic humero nitens,
„ Vt pura nocturno renidet
„ Luna mari, Cnidiusque Gyges;
„ Quem si puellarum insereres choro,
„ Mire sagaces falleret hospites
„ Discrimen obscurum, solutis
Crinibus ambiguoque vultu.

Horat. Lib. II. Od. 5.

„ Alle

„ Alle Kunstrichter vom hochwürdigen Z. an
„ bis zum Dieb in der Nacht, der noch kommen
„ soll, werden meine Astrologen, Gevatter, Gön-
„ ner seyn; und ich

Ihr

gehorsamer Diener,
Johann George ****nn.

Königsberg.
Am Katharinentage.

Merken Sie über diese Stelle mit mir nur so viel an, daß die beyden ersten Jahre Verstellungen enthalten, die nach Hrn. L. Erklärung keine Dramata oder ganze Handlungen sind, daß im dritten, vierten und fünften Jahre grössere Schüler auch nach und nach festere Karaktere geben; und da der Schulmonarch leicht einen zierlichen Abt zum Pfarrherrn und eine mitleidige Christin zur Frau Schulzin haben könnte: so ist zu vermuthen, daß er seinen Schulhandlungen nicht der Schüler wegen, sondern der Zuschauer wegen, Galanterien einpfropfen; folglich Scenen aufführen würde, die man bey blossen Kindern nicht erwarten kan: Kurz, Hr. L. hat nach Diderots Anweisung ei-

ne neue Art von Drama erfunden, und auch wie Diderot die Idee des Drama, so wie sie durchgehends angenommen wird beybehalten wollen: und nach dieser Idee ist seine Art entweder nicht neu oder unmöglich. Deswegen leugne ich keinesweges, daß die Idee des Drama sehr verändert werden könne, und daß nach solchen Veränderungen neue Stücke erscheinen können, die man jetzt nicht kennt und für die man vielleicht neue Namen erfinden wird. Sie sehen also, daß wir uns in unsern Briefen zuweilen nicht so stark wiedersprechen, als man uns Schuld giebt.

B.

Zwey hundert und sechzigster Brief.

Es verlohnet sich fast kaum der Mühe, sich mit einigen Kleinigkeiten, die in dem Briefwechsel als Einfälle vorkommen, noch länger aufzuhalten. Ich hatte den Philotas, als ein Beyspiel eines Stücks angeführt, indem es eine Rolle gebe, die für ein Kind zugeschnitten ist. Der Unbekannte folgert daraus, daß ich den Philotas, als ein Stück zu seinen Schulhandlungen vorschlage. Nicht doch, kein Mensch hat daran gedacht. Es kam blos darauf an, ein Exempel zu geben, und alles Haßes gegen den armen Philotas ohnerachtet, kan man nicht leugnen, daß das Exempel zu meinem Satze sich passe. Ich mus Ihnen die lustige Kritik über den Philotas ganz mittheilen.

„Als ein Stück, das ich den Forderungen „nach für die Schulbühne schickte, empfiehlt er „den Philotas.“— empfiehlt? wer hat denn empfohlen? Als ob man um den Philotas verlegen wäre.

„Philotas?

„ Philotas? — Nun ja doch! Im Cadettenhause „ würde er an einer angemeßenen Stelle predigen, „ aber in bürgerlichen Schulen? daran zweifle ich „ noch.“ — Spaßhafte Widerlegung! Das Cadettenhaus ist doch deucht mir eine Schule junger Leute. Dort wäre Philotas angemeßen. Also wäre er ja ein Schuldrama. Denn Philotas verräth zu sehr ein kindischen Held? Wenn er kein Kind wäre, hätte ich wol seine Rolle angeführt? Ich habe irgendwo von dem neunjährigen Sohne eines Officiers gelesen, daß er nach einer in der Seeschlacht empfangenen Wunde zu den umstehenden gesagt; was würde ma bonne sagen, wenn sie mein Blut rinnen sähe! Das war doch auch wol ein kindischer Held, und es ist eine Geschichte. Im Vorbeygehen merken sie noch an, wie gerne die Herrn, die über unsern Ton schreyen, eben denselben Ton annehmen — wollen. Ein Bestreben, womit uns unsere Wiedersacher oft mehr belustigen, als Sie vielleicht denken. — Der Kunstrichter wiederruft bald darauf. Es würde „ sagt „ er, auch nicht blos für Schüler sich schicken, „ es müßen erwachsene Personen unter den Acteurs „ seyn. Hier versteh ich nichts.“ Dis ist wahrhaftig

haftig nicht des Kunstrichters Schuld. Er hat bloß sagen wollen, daß in dem Philotas nicht alle Rollen für Kinder zugeschnitten seyn, sondern die übrigen Rollen für die andere Perioden des Lebens gehören.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 25. Februar. 1763.

Beschluß des zwey hundert und sechzigsten Briefes.

„Kan des Aeußerlichen wegen ein Schüler nicht „auch einen Vater vorstellen?“ Ja doch, D. Fausten, wenn er sein Rector so will. Aber gehört deswegen die Vaterrolle in das kindischen Alter, aus dem allein die Rollen hergenommen werden müßten.

„Von Polytimet, seinen Antiveden, wird „nicht gedacht. — Hm!“ Und noch einmal Hm! War es nöthig seiner zu gedenken, da er hierzu kein neues Exempel abgab? Und überhaupt nennt man den Blifil nicht gerne, der nur in der Bibel liest, damit Tom Jones, der ihm die seinige verkauft hatte, Schläge kriege.

Der Briefschreiber wollte gerne, daß ich mich in die Vertheidigung meines Urtheils über einige Karaktere in einem seiner Stücke, und über seine Abhandlung von der Sprache überhaupt, einlaße. Er spricht von beyden. Aber ich — ich laufe nicht in den Fallstrich. Ich müßte Hrn. Lindners Schrift noch einmal fast ganz durchlesen.

*

— Ich gestehe aber, daß ich mich geirrt habe. Mit der Erklärung, die Hrn. Lindner von einem Provinzialwort gegeben, sind seine Freunde nicht zufrieden: kein Wunder! Aber mit der meinigen — wie leicht zu erachten — auch nicht.

„ Wenn von gleich bedeutenden Worten die er„ sten und herschenden Scribenten einige ganz un„ gebraucht lassen, die zu ihrer Zeit noch üblich „ gewesen, so sind die ungebrauchten Provinzial„ Wörter.“ So sagte ich. Nun fährt man fort.

„ Also Schwall brauchen gute niederdeutsche „ Dichter, aber es ist deswegen doch ein Provin-

„ zialwort, daß man nicht durchgängig versteht.“ Zween Fehler in einem Othen. Schwall wird, so viel ich weis, von allen hochdeutschen Schriftstellern gebraucht. Z. E. ein Schwall von Worten. 2) Ein Wort das nicht allenthalben verständlich ist, ist deswegen kein Provinzialwort.

Und welches sind herschende Scribenten? — „ O! „ ein, dunkles für das andere.“ Nicht so sehr, herschende Scribenten sind diejenigen, deren Bücher durch das Vorurtheil für die Provinz, darinn sie geschrieben worden, im voraus empfohlen, fast durchgängig gelesen worden. So hatte aber Sachsen das Vorurtheil zu den Zeiten der Reformation vor sich, daß darin die meisten Schulen und Gelehrten angetroffen wurden.

„ Nicht der Gebrauchende sondern der Gebrauch „ selbst, bezeichnet das Wort.“ Unstreitig! aber der Gebrauch entsteht durch die Gebrauchende. Und diese sind von zweyerley Gattung, entweder herschende Scribenten, oder redende und Meistersänger in den Provinzen.

Das Schönste ist, daß man uns keine andre Erklärung anstatt der meinigen giebt. Leben sie wol! wie viel Zeit haben wir beyde verlohren!

B.

Zwey

Zweyhundert und ein und sechzigster Brief.

„Ich habe einen grossen Vorsaz gefasset, sagt „der Hr. v. Justi in einer seiner neuern Schrif„ten. * Ich will mich bemühen, in verschiedenen „Werken die hohe Einbildung zu mäßigen, die „wir Europäer von uns selbst haben. Erst, will „ich die Regierungsformen, dann die Sitten, „endlich die Religion Europens mit den nämlichen „Stücken in den andern Welttheilen in Verglei„chung sezen." Das erste ist geleistet; die beyden andern folgen in einer unbestimmten Zeit. Wie gefällt ihnen dieser Vorsaz? Ohne Zweifel recht gut. Je mehr man uns Glieder zu Verhältnissen bekannt macht, desto mehr wächst unsre Weisheit an, desto reifer wird unsre Vernunft. Dis ist noch nicht alles. Dergleichen Abhandlungen, wenn sie nur etwas taugen sollen, müssen mit grosser Freymüthigkeit geschrieben werden, und, wir haben

 es

* Vergleichungen der Europäischen mit den Asiatischen und andern vermeintlich barbarischen Regierungen in drey Büchern verfasset von Joh. Heinrich Gottlieb v. Justi. Berlin bey Rüdigern 1762.

es längstens angemerkt, diese Freymüthigkeit ist unter uns selten, und kan nie genug in Schwang kommen. Von ihr allein kan man die männliche Schreibart erwarten, die, unbekümmert um den Puz rednerischer Figuren, durch die schöne Bildung ihrer Gliedmassen, und durch die redenden Gesichtszüge jedermann zur Bewunderung hinreißt. Der Hr. v. Justi hat diesen Pfad nicht ganz ohne Glück betreten, und ich habe seine Schrift mit Vergnügen gelesen. Man wird allzu leicht durch den Vortrag solcher Wahrheiten eingenommen, die nicht jeder sagen wolte. „Affert ista res opinionem, quia libentissime „homines audiunt ea quæ dicere ipsi noluis-„sent.„ Und warum solte es allein in Deutschland verboten seyn, die wechselsweisen Pflichten des Oberherrn und des Unterthanen näher zu beleuchten, jenem zu sagen, daß er nichts ist ohne diesen, und diesen zu erinnern, daß der Regent, als ein Mensch, auf Verzeyhung mancher Fehler Anspruch habe. In Franckrich reden nicht nur diejenigen, welche Sicherheits halber ihre Nämen verbergen; sondern sogar die Vorsprecher des Volkes. Es ist nur zu beklagen, daß der Hr. v. J.

keinesweges

keinesweges den körnichten Vortrag hat, der viel-
leicht in diesen Stücken bis jezt noch dem Verf.
des Herrn und Dieners eigen ist; und dis kan
ein neuer Beweis seyn, wie viel die Materie, die
man abhandelt, dem Styl zu Hülfe kömmt.

Das Werk selbst ist in drey Bücher abgetheilt,
ohne daß ich errathen kan, warum? Ich habe
das Verzeichnis der Artikel etlichemal überlesen,
und ich weis noch nicht, warum ein Artikel im
ersten Buch steht, und nicht im zweyten oder
dritten. Doch dis ist eine Kleinigkeit für sie;
für mich wäre es bequemer gewesen, wenn ich
einen Plan hätte entdecken können. Ich suche
alzu gerne einen Faden auf, der mich in meinen
Betrachtungen beym Ausziehen eines Buches leiten
kan.

Da ich ihn hier entbehren mus: so lassen sie
mich mit einer allgemeinen Anmerkung den An-
fang machen. Mir deucht, der Hr v. J. ver-
gleicht das, was er in der Ausübung in Europa
bey den Regierungen sieht, mit dem, was er in
die Beschreibung der Theorie ausländischer Re-

 gierungen

gierungen gelesen hat. Und dann kommen wir arme Europäer wol meistens bey der Vergleichung zu kurz. Sie wissen, wie widersprechend die Nachrichten in Absicht auf China sind. Die Kaufleute entwerffen ein ganz anderes Bild von diesem Lande als die Jesuiten. Der Hr. v. J. erklärt seinen Glauben für die Beschreibungen der leztern, und seine Gründe nehmen beym ersten Anblicke ein. Ist es aber nicht auch von der andern Seite wahr, daß derjenige, welcher an dem verderbtesten Hofe und in einer Hauptstadt gut aufgenommen, sich einen Entwurf von den heilsamen Verfassungen des Landes geben läßt, vortheilhaft von der Regierung urtheilen wird; dahingegen der andre, der in einer Provinz, ohne Schuz, den Plackereyen der Unterbedienten ausgesezt ist, über die Gewaltthätigkeit und über schlimme Verfassung klagen wird? Welchem von beyden sollen wir nun Glauben zustellen. Werden wir der Kentnis des erstern mehr trauen, als der Empfindung des andern? der Eigennützigkeit des leztern, welche vielleicht angetastet worden, kan freylich das Bild schwärzen: allein die Liebkosungen, wodurch-

durch die erstere schwindlich gemacht wird, erhö-
hen auch die Farben an seinem Gemählde.

Ich füge eine Anmerkung über einen andern Gegenstand hinzu, der V. schließt seine Schrift mit Betrachtungen über die Regierungsverfassungen des Peruanischen Reichs. Ich hatte immer die Einrichtung der Jesuiten im Paraguay, als das Meisterstük einer Politik angesehen, und daher den Jesuitischen Kopf bewundert, der es empfunden. Allein, wie wenig haben hier die Jesuiten zu thun gehabt? Sie fanden, wenn anders die Nachrichten, die der V. hier nach andern giebt, ächt sind, sie fanden den ganzen Plan vor sich. Es kam nur auf die abermalige Einführung an; und auch diese wurde ihnen leicht unter einem Volke, für das ein solcher Plan gleichsam zugeschnitten ist, und dessen Vorfahren daran gewöhnt waren.

Lassen sie mich nun in die Schrift selbst hinein gehen. Ich nehme einen einzigen Artikel heraus, der aber einer der wichtigsten ist, und über den ich nachher noch mit Ihnen, nach meiner Gewohnheit plaudern werde. Hr. v. Justi handelt von

 den

den Strafen. Ich will suchen Ihnen den Auszug seiner Gedanken so kurz als möglich zu geben, ohne dem wesentlichen zu schaden.

„Die wahren Grundsätze von dem Gebrauche „der Strafen und ihre Verhältnisse zu der Natur „der bürgerlichen Verfassung sind noch gar nicht „ausfindig gemacht; das Feld ist noch ganz unbe„kannt und ungearbeitet." Der Grund davon fällt in die Augen. Die Strafen, welche die Religion ankündiget, sind eine ihrer wichtigsten Puncte. Man hütet sich immer dergleichen Puncte, wenn sie nur diesen Ausdruck erlauben, durchzuschütteln: oder man hat den Lehrsatz der Religion vor Augen, und schneidet seine übrigen Gedanken darnach zu.

„Montesquieu selbst giebt mehr Regeln als die „ersten Grundsätze „Montesquieu fängt niemals bey dem Begriffe der Sache an, die er vorträgt, aber er macht es leicht, dazu hinauf zu steigen. Er ist immer, wenn ich so sagen kan, in der Rathsstube der Nationen, vergleicht ihre Archive, und giebt jedem den ihn zukommenden Grundsatz. Dis ist freylich nicht der allgemeine; aber er läßt sich herausbringen.

Man

„ Man betrachtet die Menschen entweder als Ge-
„ schöpfe, die sich ihrer Vernunft bedienen, oder als
„ solche, die sie nicht ausüben. Zwey Gesichts-
„ punkte, woraus die ersten Grundsätze der Stra-
„ fen fließen. “ (Vielleicht führe ich sie weiter hin-
„ auf.) Im letztern Falle giebt es nichts als Stra-
„ fen. „ Unterricht und Bewegungsgründe sind un-
möglich. „ Dieser Fall findet sich beym Despo-
„ tismus und bey der Aristokratie. Beyde den-
„ ken nicht, und wollen, daß ihre Untertha-
„ nen Vernunft gebrauchen. Erniedrigend genug
„ für die Menschheit, ohne doch Mitleiden zu
„ verdienen. Denn die Menschen haben selbst der-
„ gleichen Regierungen eingeführt. Im ersten
„ Falle sucht man anstatt der Strafen Unter-
„ richt und Bewegungsgründe beyzubringen. Ma-
„ chet diese so vollständig und wirksam als mög-
„ lich, und die Strafen hören auf. Sich auf die
„ natürliche Unart der Menschen berufen, um
„ zu erklären, daß die Menschen boshaft sind, ist
„ ein lächerliches Geschwätze. Genugsamer Un-
„ terricht, würksame Triebfedern, und Pflichten,
„ die der Natur der Menschen gemäs sind:

setzt

„ setzt diese drey Stücke fest, und niemand wird
„ boshaft seyn.

„ Die bürgerlichen Pflichten sind so leicht zu
„ fassen, daß die gemeinste Fähigkeit dazu hin-
„ reicht. Es liegt also nur am Unterricht. Hier-
„ aus folgt, erstlich, daß die Schuld der Entge-
„ genhandlung mehr an der Regierung, als an
„ den Unterthanen liege; zweytens, daß die Stra-
„ fen nicht das eigentliche Hülfsmittel sind.
„ Sie sind höchstens ein lindrendes Mittel.
„ Neue Folgen; für vernünftige Wesen, ge-
„ hören keine strenge Strafen. Die Strenge
„ würket Furcht, und diese erstickt den besten
„ Saamen edler Beweggründe. Schaam und
„ Schande ist dieser Wesen eigene Strafe.

„ Gütigkeit ist also der erste Regierungsgrund-
„ satz: aber dieser macht unsre Voraussezung noth-
„ wendig und diese Voraussezung den Unterricht.
„ Die Canonischen Bücher der Chineser, enthal-
„ ten nebst der Geschichte des Reichs sonst gar
„ nichts, als die Pflichten der Regenten und der
„ Unterthanen; dahingegen die canonischen Bü-
„ cher aller andern Völker fast nichts als Fabeln,
„ Frazen und abgeschmackte Träume in sich begrei-
fen,

„sen, wogegen sich die gesunde Vernunft empöret.
„In den niedrigsten Schulen vor dem geringsten
„Pöbel wird sonst nichts gelehret als kurze Aus-
„züge aus dem King. Aber in Europa? Nichts
„lernt der Unterthan weniger als die Pflichten
„gegen den Regenten, den gesamten Staat und
„gegen seine Mitbürger. Der Hälfte der er-
„wachsenen Unterthanen bleiben die Namen davon
„unbekant. Aller Unterricht geht auf die Religion
„gerade, als ob es nicht eben so nothwendig wäre,
„gute Bürger zu erziehen. Dieser einzige Fehler
„ist hinreichend uns den Titel gesitteter Nationen
„abzusprechen.

„Enthält die Bibel diese Pflichten? Ich finde
„in der ganzen Bibel nicht den geringsten Beweis,
„daß sie sich um die Regierung der Bürgerlichen
„Verfassungen hat bekümmern wollen, die Vor-
„stellungen 1. Sam. 8. 11-18. von den Rechten
„eines Königes scheinen blos zum Schrecken des
„Jüdischen Volks gegeben zu seyn. Die Ver-
„nunft erschrickt vor diesen Rechten. Andre
„Sprüche der Bibel z. E. Seid unterthan der
„Obrigkeit, die Gewalt über euch hat; gebet dem

Kayser

„Kayser was des Kaysers ist u. d. m. geben nur
„einen höchst unvollkommenen Begrif von den
„bürgerlichen Pflichten. Aus dem ersten Spru-
„che scheinet zu folgen, daß man nur der Obrig-
„keit deswegen gehorchen müsse, weil sie Gewalt
„hat; und man würde demnach jedem un-
„rechtmäßigen Besizer, welcher diese Gewalt an sich
„reißt, ohne Bedenken unterthänig, seyn müssen.
„Der andre Spruch von den Abgaben hält einen
„überaus schlechten Grund in sich, der allein von
„dem Gepräge der Münze, hergenommen ist!
„Nach diesem Grunde würde ein Fürst, der kein
„Geld schlagen liesse, auch keine Abgaben fordern
„können. Unsre bürgerlichen Geseze bleiben eben so
„unbekant; wir vernachläßigen die Triebfedern.
„Es bleibe also höchstens die Strenge der Strafen
„übrig. Diese sucht man bey uns zu vermeiden,
„und daher sind unsre meisten Regierungen, wider-
„sinnisch.„

Dis sind des Hrn. von Justi Säze
Um meine Gedanken darüber zu sagen, müste ich
einen andern Bogen anlegen; und so mag er
denn morgen der Anfang zu einem neuen Briefe
seyn.
B.

Zwey

Zweyhundert und zwey und sechzigster Brief.

Ich fange von dem Begriffe der Strafe an, und wenn ich den Begriff glücklich entwikele; so sage ich alles, was zur Theorie der Sache gehört. Jedermann weis daß dieser Begriff zwey Uebel in sich schließt, davon der eine als die Ursache, der andre als die Folge, angesehen werden mus. Sie stehen also im Verhältniße gegen einander; und wenn man sich das Wesen oder die Person dazu denkt, bey der sie zusammenkommen, oder an welcher sie ihr Verhältnis äussern, so hat man alle Erfordernisse des Begriffes. Ich zeige sie an um in der Entwikelung desto leichter fortzufahren.

1) Das moralische Uebel; welches als das vordere Glied des Verhältnisses und zugleich als die Ursache des andern anzusehen ist. Man nimmt es hier, um auch dem Sprachgebrauche zu Hülfe zu kommen im weitern Verstande. Man sezt nicht immer die Freyheit oder die Möglichkeit ihrer Anwendung bey den Personen voraus, wo man es will entdeckt haben. Genug, daß das

Gute

Gute dem, es entgegen steht, moralisch ist und nicht anders als durch die Würkung der Vernunft erhalten werden kan. So straft man Thiere, so straft man Kinder wegen Vergehungen, die eigentlich, für sie nicht übel sind, und die nur dem Guten, das sie nicht einsehen, entgegen handeln.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 4. März. 1763.

Beschluß des zwey hundert und ein und sechzigsten Briefes.

2) Dasjenige Uebel, welches das andere Glied des Verhältnißes, oder die Folge des ersteren Uebels darstellet. Es kömmt uns hier noch nicht darauf an, von welcher Natur es seyn, und wie es als Folge verknüpft seyn mag.

3) Die Person, bey welcher diese Stücke zusammen kommen. Es wird nothwendig ein Wesen erfordert, das sich als Ich denkt, das sich eine Empfindung zueignet, und das unterscheiden kan, wodurch diese Empfindung verursachet worden, oder daß sie eine Folge des vorhergehenden Handels sey.

Der wichtigste Umstand für den Nachdenkenden ist das Verhältnis zwischen den beyden Uebeln: und ich glaube, daß jeder vorzüglich auf die Nothwendigkeit und auf die Bestimmung desselben Achtung geben werde.

Um die methaphysische Lehre der Negationen zu vermeiden, darf man sich hier nur auf die willkührlichen Strafen einschränken. Die Nothwendigkeit des Verhältnisses entsteht bey diesen aus der Beschaffenheit der Kräfte, die man wirksam machen muß, um zu dem gemeinschaftlichen Zwecke zu gelangen. Lassen Sie uns aber folgende Anmerkung, die mir eben so wichtig als fruchtbar scheint, nicht vorbeygehen: die Kraft, welche aus diesem Verhältniße entspringt, würkt gleichsam durch Zurückprallung zum gemeinen Zwecke. Der Wille, welcher ihm entgegen zu handeln gesonnen ist, begegnet ihr auf dem Negations-Wege, stößt an sie, und prallt zurück. Daraus folgt, daß je öfter der Wille an dieses Kraft stößt, desto schwächer diese Kraft werde; weil eben dieser öftere Wiederhohlung ein Beweis ist, daß die ganze Stärke des bösen Willens, der von keiner directen Kraft weiter gebrochen

gebrochen wird, auf sie stößt. Folglich hängt diese Nothwendigkeit allerdings von der Beschaffenheit der directen Kräfte ab, die zum gemeinen Zwecke treiben können, und die Frage muß so gesetzt werden: wird in allen Fällen zu den directen Kräften diese andre, die durch Zurückprallung würckt, erfordert.

Bey der Bestimmung des Verhältnißes, wird das Wesentliche auf die Bestimmung des ersten Gliedes davon ankommen. Man mus aber nicht aus der Acht lassen, daß um dieses erste Glied zu bestimmen, die darinn enthaltene Stücke auseinander gesetzt werden müssen.

Diese Stücke sind, deucht mir 1) Die Größe des moralischen Uebels. 2) Die Personen welche es ausüben. 3) Die Leichtigkeit es auszuüben, welche von der Beschaffenheit der Triebfedern zum gemeinen Besten herrühret. Ich sölte denken, daß sich aus diesen Stücken auch die Verschiedenheit der Strafen in den verschiedenen Regierungs-Formen herausbringen ließe. Urtheilen sie nicht nach dem, was ich leisten kan. Urtheilen sie nach den Begriffen selbst.

Die Grösse des moralischen Uebels beruhet auf der Natur des gemeinen Bestens; daß heißt, denn vielleicht habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt. — Je grösser es ist, je mehr es Gegenseiten hat, je eher es kan erschüttert werden: für desto grösser wird das moralische Uebel angesehen werden. Ich muß, ehe ich fortfahre, eine Anmerkung machen; die manchen Schwierigkeiten abhelfen wird. Das gemeinschaftliche Beste heißt hier leider nicht allemal das, was allen Gliedern des Staats zum wahren Vortheil gereicht, sondern das, was die Regierungsverfassung eines Staates mit sich bringt. So erfordert der Despotismus, daß der Wille des Despoten ungekränkt bleibe; er wird also dessen Kränkung als das höchste Uebel ansehen.

Nun wirken zum gemeinen Besten verschiedene Räder, die nicht alle von gleicher Wichtigkeit sind. Ich mag keine Allegorie machen; sonst könnte ich leicht jedes Rad mit seinem Beynamen nennen. Es wird aber zur Deutlichkeit bequemer seyn, wenn wir anmerken, daß jede Societät das haben muß, was sie zur Societät macht, die Sicher-

heit

heit; das was sie zur Societät von dieser oder jener Verfassung macht, die Ruhe; und das was ihre Triebfeder abgiebt, oder die darnach eingerichtete Sitten. Ich rechne, und gar nicht gewaltsam, zum zweyten Stück die Religionsverfassung. Hiernach wird unstreitig alles moralische Uebel beurtheilt; nur ist es nicht allemal leicht zu sagen, ob die Verletzung des ersten oder des zweyten Stückes für erheblicher anzusehen sey. Vermuthlich rührt es daher, weil beyde fast immer sehr stark in einander einfließen. Das Meiste dabey kömmt auf die Regierungsverfassung an. Sie erwarten nicht, daß ich nun die einzelnen Fälle aus einander lege; wer darf nach einem Montesquieu die Feder ansetzen: wer hat das nöthige dazu, wie er, gelesen? Meine Absicht war das Allgemeine, was er verschwiegen hat, anzubringen. Nun kommen wir zu den Personen, die das moralische Uebel vollstrecken.

Alles kömmt auf die Denkungsart an, die man diesen Personen beybringen kan, beybringen will, beygebracht hat. Nur mus man hier anmerken, daß häufige und strenge Strafen der Denkungsart,

wenn sie von einer gewissen Güte ist, oder wenn man sie zu derselben zu bringen Hofnung hat, diese Denkunsart, sage ich, ändern, und gänzlich verderben. Die psychologischen Gründe dazu sind leicht. Je mehr also in einer Regierungsverfassung an einer gewissen Güte der Denkungsart gelegen ist, desto gelinder und ausgesuchter werden die Straffen seyn, und dis ist, dünkt mich, der wahre Grund, warum in Demokratien, wo es besonders auf die Denkungsart der Gleichheit ankömmt, die Strafen so gemäßigt sind. Eben diese Personen geben auch Gelegenheit zur Wahl der Strafen, und daher ist es wahr daß alles eine Strafe ist, was das Gesez eine Straffe nennt; wohl verstanden, daß das Gesez im voraus nach der Denkungsart eines Volkes abgefasset sey.

Ich eile zum dritten Stück. Die Strafe ist fast immer im umgekehrten Verhältnisse mit der Leichtigkeit des Verbrechens. Eine Blutschande wird härter bestraft als eine andre Verlezung der Zucht. Und mit Recht. Man sieht nemlich auf die Stärke der Triebfedern, die in solchen Fällen zum moralisch Guten antreiben können. Hier

zeigt

zeigt sich vornehmlich der Einfluß der Religion und der einem Volke beygebrachten Denkungsart. Es kan bey einem Volke leicht seyn, ein gewisses Verbrechen zu begehen, bey einem andern hingegen sehr schwer. Daher werden bey diesen Völkern ganz verschiedene Strafen auf einerley Verbrechen gelegt werden. Es würde eine lehrreiche und ergözende Untersuchung seyn, durch die Geschichte herunter die Abänderungen der Strafen vorzuweisen. Der Hauptschlüssel würde unstreitig bey der Abänderung des Begriffes vom moralischen Uebel liegen; das heißt, so bald man die vermeynte Sache Gottes mit der Sache des Staates vermenget; so müssen aus diesem Gesichtspunkte alle Verhältnisse anders werden. Wenn man vollends bey der Strafe nicht darauf sieht, daß ein Bewegungsgrund zum Guten, sondern eine Vermehrung des Nuzens für den Einnehmer der Strafe daraus erwachse, so fällt alles Natürliche der Verhältnisse weg und es giebt keine Strafen mehr, sondern Auflagen.

Unsre Briefe können nicht Abhandlungen werden. Entwürfe, Aussichten, Gedanken, die in einer gewissen Folge stehen, aber sehr viele da-

zwischen erfordern das ist alles, was wir uns geben können. Ein Buch von den Strafen das ohngefehr nach diesen Ideen geschrieben wäre, und durch die historische Abhandlung, davon ich eben geredet, seine volle Erläuterung erhielte, würde, ich darf es sagen, neu und wichtig seyn.

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti si non his utere mecum.

B.

17. S. Sie erinnern sich ohnfehlbar noch der patriotischen Gesellschaft zu Bern, die wir Ihnen vor einiger Zeit bekant machten. * Da Ihnen die Bemühungen einer so würdigen Gesellschafft nicht gleichgültig seyn können, so wird Ihnen folgende mir zugesandte Nachricht von derselben hoffentlich auch nicht unangenehm seyn.

Nach-

* S. den 223. Brief im dreizehenten Theile S. 169.

Nachricht.

Es sind im verwichenen Jahre von einer Gesellschafft vier moralische und politische Preißfragen in den öffentlichen Blättern ausgeschrieben worden. Unter den Versuchen und Abhandlungen über diese Fragen, die in ziemlicher Anzahl an die Gesellschafft eingelanget sind, thun sich einige durch verschiedene trefliche Stellen hervor, es hat aber keiner von den Verfassern seinen Gegenstand unter einem allgemeinen Gesichtspunkte, und in seinem ganzen Umfange betrachtet. Die besten aus diesen Schriften können als Beyträge zu einer gründlichen Auflösung Beyfall haben. Die Gesellschaft hat daher keine gekrönet. Sie wird aber in dem ersten Bande ihrer Versuche Auszüge des Merkwürdigsten dieser Wettschriften, samt einer kurzen Beurtheilung, zu Rechtfertigung ihrer Strenge, bekannt machen. Zum Beweise, wie gerne sie eine würdige Schrift gekrönt hätte, hat die Gesellschaft beschlossen, den Preis der zwanzig Ducaten dem Verfasser der Gespräche des Phocion * anzubieten, dessen nützliche Schrift in die Zwecke der

* Der Abt Mably soll der Verf. dieser Schrift seyn. Anmerk. des Herausgebers.

Gesellschaft einschlägt, und dem Verfasser in mehr als einer Absicht Ehre macht; zudem Ende wird er durch die öffentlichen Blätter aufgefordert werden, seinen Namen der Gesellschaft zu entdecken.

Die Gesellschaft sezet wiederum einen Preis von zwanzig Ducaten für die beste Abhandlung über eine aus den nachgesezten wichtigen Materien; Sie überläßt es der Willkühr eines jeden über diejenige Preismaterie zu schreiben die ihm die wichtigste und angenehmste scheinet.

Die Fragen sind, fürs erste folgende drey vorigen Jahres ausgeschriebene Fragen, die einen allgemeinen Gegenstand haben.

1. Durch welche Mittel können die verdorbenen Sitten eines Volkes wieder hergestellet werden? Was hat der Gesezgeber für einen Weg hierzu einzuschlagen?

2. Finden sich Vorurtheile die eine Ehrerbietung verdienen, und die ein guter Bürger öffentlich anzugreifen sich ein Bedenken machen soll?

3. Welches Volk ist jemahls das glücklichste gewesen? Diesen werden noch vier neue Materien beygefügt.

4. Wie können die Wahrheiten der Philosophie zum besten des Volkes allgemeiner und nüzlicher werden.

5. Wie kan der Eifer für das gemeine Beste, den man in den ersten Zeiten fast in jeder Republik wahrnimt, unterhalten oder wieder aufgewekt werden?

6. Welches wäre das beste Verhalten christlicher Fürsten gegen die in ihren Landen angesessene Juden?

7. Die Gesellschaft verlangt, einen Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von Zehn zu Funfzehn Jahren.

Die Preisschriften müssen Franco, unter der Addresse der typographischen Gesellschaft in Bern, einlangen.

Man

Man ersuchet den Verfasser der Preisschrift mit dem Denkspruche Prodesse, sich durch die gleiche Addresse zu entdeken.

Zwey hundert und drey und sechzigster Brief.

Sie denken wol etwa, daß wir die einzigen wären, die fast immer auf dem Streitplatze erscheinen, oder wenigstens darauf gefordert werden. Aber gewiß, wenn Sie von Hrn. Klotzens Kriegszügen gegen Burmann dem Zweyten etwas werden vernommen haben: so wird unser Spiegelfechten ihrer Aufmerksamkeit nicht mehr werth scheinen. Denn dort, mein Herr, dort bleiben Leute sogar auf dem Platze! Hrn. Klotz hat würklich den Tod und die Beerdigung seines Feindes beschrieben, und steht nun über der Leiche, und ruft, wie Achill, über den erschlagenen Hektor:

Τεθναθι κηρα δ' ἐγω τότε δεξομαι, ὁπποτε κεν δη
Ζευς ἐθελη τελεσαι ἠδ' ἀθανατοι θεοι ἀλλοι.

Doch ehe ich Ihnen ein Paar Worte davon sage: so lassen sie mich erst einige Satyren von dem nämlichen Verfasser erwähnen, die er ganz neulich herausgegeben.* Und leyder hat er dabey den Rath eines wahren Freundes vermisset. Daß wir doch nie was vergeblich wollen geschrieben haben! So sehr könte ich un-

mög-

* Christ. Ad. Klozii Ridicula Litteraria. Altenb 1762

möglich für die lateinische Sprache eingenommen seyn, daß ich die Wiederholungen und alzugemeine Wendungen die ich lesen mußte, nicht hätte merken sollen. Damit ich, Sie sehen, daß ich Hrn Klozen nicht Unrecht thue, will ich das kleine Bändchen nach den verschiedenen Stücken durchlaufen.

Zuerst also kömmt Laus Metaphysices in consessu Metaphysicorum recitanda. Sie merken bald, daß dieses eine Ironie seyn soll. Weil die metaphysischen Wahrheiten dem Widersprechen unterworfen sind, so wird man das Geschlecht der Wissenschaft von der Göttin Eris herleiten, und ihren hohen Ursprung spottweise heraus streichen. Da sich Theologen, Juristen und Redner vieler ihrer Ausdrücke angemaßet: so wird man der Metaphysic ausgebreitete Herrschaft loben, und das widersinnische beym Einpropfen solcher Wörter in diese Wissenschaften zu zeigen suchen. Endlich da die metaphysischen Streitigkeiten hartnäckig und scharf und häufig sind; zu Subtilitäten, und folglich auch zu neuen Ausdrücken Anlas geben; so wird man die Metaphysic erheben, daß sie herzhaft, beredt und erfinde-

rifch

risch mache, daß sich endlich vielen Leuten Nahrung verschaffe. Tu fortissima bellatrix, tu elegantissima eloquentiæ magister, tu tot hominum liberalissima nutrix; sine te homines frigent, imbelles jacent, balbutiunt obmutescunt, esuriunt. Von ihrer Annehmlichkeit kömmt noch ein Anhang dazu, davon der Beweis ist, daß die junge Leute so geschwinde und in so großer Anzahl sie lernen, daraus auch der große Ruhm ihrer Lehrer erwächset.

Neues werden sie bey dieser ganzen Ironie nichts entdecken. Alles ist schon bis zum Eckel gesagt. Hr. Klotz erklärt sich blos dadurch als einen Todfeind der Metaphysik. Er wird also, weil er die Metaphisik so sehr hasset, keine Streitschriften wegen Kleinigkeiten wechseln, wird nie ein Wort brauchen, das Cicero oder die Alten nicht gebraucht haben, wird nicht allein, nebst denen von seiner Parthey, die wahre Gelehrsamkeit besitzen. Wenn dieses die guten Folgen des tödlichen Hasses sind, warum stehen wir noch an, zu dieser Parthey überzuspringen. Aber im Ernste, wenn ich mit Hr. Klotzen mich unterreden könte, so würde ich mit der grössesten Aufrichtigkeit von

der

der Welt sagen: Sie kommen: Mein Herr, mit ihrer schielenden Satyre gegen die ganze Metaphisik um einige Jahre zu spät. Wenn der Mißbrauch einer Sache bis zu einem hohen Grade gestiegen ist, so ist es manchmal gut, das Lächerliche, ohne allzugenauen Unterschied, an dieselbe zu werfen, damit jeder aufmerksam werde, und prüfe, das Gute behalte und das Böse verwerfe.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 11. März. 1763.

Beschluß des zwey hundert und drey und sechzigsten Briefes.

Nun sind wir jetzt würcklich so weit, daß wir ganz genau den Werth und den Nutzen der Metaphysik, das Nothwendige und auch das Unfruchtbare mancher Subtilitäten kennen. Denn sie werden uns doch wol nicht verbieten in dieser Welt an die Kräfte und Eigenschaften der Dinge zu denken, und dazu brauchten wir, sollte ich glauben, einige Namen, und auch einige Unterscheidungen, damit wir uns verstehen; besonders wenn manche dieser Qualitäten von wandelbarer Beschaffenheit sind, andre aber mit mehr Treue aushalten; Und stoßen sie sich ja nicht an die Namen; oder an barbarische Wörter. Wenn wir anfangen über solche Sachen nachzudenken: so wollen wir eben keine lateinische Schulübungen machen. Das will nicht

so viel sagen, als ob wir diese Wörter allenthalben brauchen dürften, wo es auf eine solche Genauigkeit nicht ankömmt. Dis ist der Fehler derer Leute, die nur einige wenige Ideen haben, und dieselben immer wieder anbringen müssen, sobald sie nur sprechen oder schreiben wollen. Und dieser Fehler findet sich doch wol nicht blos bey den Metaphysikern; nicht wahr?

Lassen Sie mich noch eine Anekdote von dem sel. Baumgarten zu Frankfurt erzählen, die ich aus seinem eigenem Munde habe. „Als ich mein Lehrbuch „der Metaphysik schrieb, sagte er mir einst, stand ich „lange an, ob ich die Genauigkeit der lateinischen Rei„nigkeit, oder diese jener aufopfern sollte. Die „erste schien mir bey einem Lehrbuche die höchste „Vollkommenheit, und meine Wahl war geschehen. „Mein lieber Bruder in Halle, der eben damals „seine theologische Moral auch lateinisch schreiben „wolte, versprach sich, beydes zusammen vereini„gen zu können. Gut, sagte ich, ich werde es „erwarten, und dann zum Erfolg Glück wünschen. „Einige Zeit nachher komme ich auf sein Zimmer „und sehe den ersten Correcturbogen von der teut-

„schen

„ schen theologischen Moral auf seinem Tische. Wie
„ nun, fing ich an? Warum hast du diese Ausflucht ge-
„ nommen? und er lächelte. —" Nun, Hrn. K.
werden Sie nicht leugnen, daß diese beyde große
Männer wenigstens eben so viel und so gut Latein
in ihrer Gewalt gehabt haben, als sich viele oft nur
einbilden; aber sie sehen, daß sie nicht besorgt durch
die Ausdrücke Perfectio transcendentalis u. s. w.
den guten Geschmack ganz zu verderben. So wie
einige von Wolfens blinden Anhängern allenthal-
ben, auch wo Genauigkeit der Merkmale in Be-
griffen unnütze war, barbarisches Latein geschrie-
ben, weil sie nichts bessers wußten: so dürften wol
einige andre die schicklichsten und besten Bestimmun-
gen verwerfen, blos weil sie dieselben nicht verste-
hen. Und warum endlich muß denn jede Gattung
der Gelehrten der andern verächtlich begegnen?
Sind sie denn nicht alle Arbeiter zu einem Gebäu-
de, in dessen Betracht sie alle erheblich werden.
Wenn man aber diesen Zusammenhang außer Au-
gen läßet: wie klein werden die meisten, die nur
an einzelnen Stücken fleißig und glücklich genug ar-
beiten. Alsdenn ist es fürwahr ein eben so klei-
nes wo nicht noch weit kleineres Verdienst, die Re-

densart eines alten Römers sich zu merken und sie an einem schicklichen Orte anzubringen, als es nur seyn mag, einen wenig bedeutenden Unterschied zwischen Begriffen anzuzeigen.

So viel würde ich mit Hrn. R. über die Satyren gegen gänze Wißenschaften sprechen, wenn er mich anders anhören wolte. Ich bin kein Metaphysiker, ich suche in der Stille meine Vortheile aus den Wissenschaften; und täglich stößt es mir auf, daß ich einzelne Stücke zu wissen nöthig finde, davon ich die Sammlung erst gering gehalten. Nichts ist bequemer für die Jugend, als über Kenntnisse mit weisem Ansehen zu spotten, zu deren Erklärung sie zu faul ist: aber nichts wird ihr schädlicher. Wir erreichen ohnehin beynahe schon die Periode, daß unsere junge Leute weder bis zu Subtilitäten studieren, noch schöne Wissenschaften in den Quellen suchen; weder selbst denken, noch aus den Büchern mit Mühe lernen wollen: der Gelehrte im engern Verstande ist ihnen verächtlich, weil er, wie sie denken, nur das Gedächtniß brauchet, der Philosoph ist ein Grillenfänger, der nur dunkles und mühsames Gewäsche und

schwere

schwere Posten weis. Das lateinische und griechische ist ihnen Schulfüchserey, denn wir haben nun über die Männer die beyde verstanden, so lange gelachet, bis man sich den Sprachen zu schämen selbst angefangen. Was für Gelehrte werden wir also bekommen?

Nun von dem zweyten Stücke in Hrn. K. Sammlung ein Paar Worte. Eine Unterredung eines Antiquitäten-Kenners mit einem Fremden, und am Ende mit seinem Bedienten — über was? O! Sie könnten es schon errathen haben; über eine Scherbe, die der erste für ein altes römisches Gefäße hält, der andere unversehens zerbricht, und den Besitzer dadurch in Wuth setzt; und der dritte endlich für die Scherbe eines zerbrochenen Blumentopfes erkennet. Diese Erzählung ist schon so abgenutzt, und Hr. K. läßt sie noch dazu so schläfrig fortführen; daß sein Freund, wenn er einen solchen zu Rath gezogen, mit vollem Rechte das ganze Stück hätte wegwerfen dürfen.

Und vollends das dritte, überschrieben eine Fabel —; darinn der Löwe unter die Thiere die ver-

schiedenen Schriftsteller und Gelehrten, Provinzen austheilt. Die Erfindung ist wo möglich noch kahler, doch ich will lieber weiter nichts davon sagen, die Fabel ist sechstehalb Seiten lang, und bricht noch dazu als ein Fragment ab, weil der Fabeldichter nicht das Herz hat, aus dem Wolfe, der sich sehr aufrichtig und bescheiden anstellet, einen falschen und heuchlerischen Kirchenlehrer werden zu lassen, ob er sich gleich durch eine biblische Stelle dabey hätte schützen können.

Hingegen hat mir das vierte Stück sehr wol gefallen, und ich behalte es mir vor Ihnen dasselbe im nächsten Briefe ganz zu überschicken. In diesem will ich nur die übrigen Artikel flüchtig durchlaufen. Der fünfte und sechste von der Kunst gelehrte Zeitungen zu schreiben und deren Lob sich zu erschmeicheln oder zu erkaufen, gehört zu den matten Wiederholungen, die ich schon oben getadelt habe. Der siebente Artikel unter der Aufschrift Varia erzählt eine Anekdote von der Feindschaft zwischen Barthius und Reinesius, die ich hersetzen will um ihnen ohngefehr zu zeigen, von welchem Schlage die übrigen sind. Barth geht aus Leipzig zu

Fuße

Fuße nach Altenburg, um den Reinesius, der da wohnte, zu besuchen, und tritt im Gasthofe ein; Reinesius freudig über dessen Ankunft, und böse, daß er nicht gleich bey ihm eingekehrt, will sich durch einen höflichen Spas seiner Meynung nach rächen, und läßt dem Gastwirthe sagen, der Mann der bey ihm eingetreten, sey der Scharfrichter aus Leipzig. Barth, dessen Anzug und Aussehen der Nachricht Glauben verschaffete, fordert zu trinken, und der Wirth setzt ihm halb von der Seite einen Krug ohne Deckel hin. Der Gast frägt nach der Ursache dieses Betragens. — Je nu, wir wissen ja, wer er ist. — Was? wie? wer? — O! trink er aus, und mach er daß er wegkömmt. Sie begreiffen wol daß Barth sich endlich genauer erkundigt und alles erfahren. Entrüstet geht er sogleich wieder aus Altenburg, ohne den Reinesius zu sehen, und ist sein Feind.

Noch schlechter ist eine andre Anekdote von Lünig und verdiente auch nicht einmal in einer so mittelmäßigen Sammlung, als diese Ridicula sind, zu stehen. Der Rest dieses Artikels sind Rhapso-

die

bien. In einer glaubte Hr. K. daß wir durch den Tod des seligen Gesners in Gefahr gesezt worden, den Glanz der deutschen Litteratur unsers Jahrhunderts, den er dem Glanze zu Ludwigs XIV. Zeiten (wohl sehr übereilt) gleich sezt, wieder zu verlieren. So viel wir würklich an dem seligen Gesner eingebüßet haben, so trift der Verlust doch wol die Deutsche Litteratur am wenigsten, denn es ist sehr bekannt, daß der selige Mann nicht eben sonderlich im Deutschen geschrieben, sondern auch gar sonderbare Urtheile von den deutschen Schriftstellern gefället, ohngefehr wie nach Warburtons Berichte Locke und der Englische Geometer über die Dichter ihrer Nation geurtheilet haben. Ich lasse anders, was nicht viel werth ist, weg. Harduin soll nach Hrn. K. Meynung seine tollkühne Hypothese über die Schriften der Alten nicht aus Ernst, sondern aus Ruhmsucht und Lachsucht, vorgetragen haben. Die ganze Sammlung schließt mit der Schilderung der Gelehrsamkeit in unsern Tagen, und die Pinselzüge sind nicht schlimm gerathen.

Zwey hundert und vier und sechzigster Brief.

Damit ich Ihnen mein Versprechen halten möge, daß einzige gute Stück der Klozischen Sammlung, (wenn meinem Urtheile zu trauen ist,) abzuschreiben, so will ich mich lieber ungesäumt und bey warmem Andenken an die Arbeit machen, und mit ihrer Erlaubnis übersetzen, ob sie gleich das Latein des Hrn. K. dabey verlieren, das er immer mehr in seine Gewalt zu bekommen scheint. — Also.

„Schilderung eines Philosophen, der in „seinem ganzen Leben unbekant und arm „gewesen und endlich Hungers gestorben ist:

„Modestin (so hieß der Philosoph, dessen „Ebenbild wol so leicht nicht wieder vorkommen „dürfte.) Modestin hatte sich von seinen zarte„sten Jahren an, auf die besten Kentnisse geleget. „Geschichte, Beredsamkeit, alles was zu dem Ge„gefolge der schönen Wissenschaften gehört, hatte „er mit Fleis studiret; die besten Dichter und „Redner unter den Alten und Neüern mit dem „Gefühle der wahren Schönheiten gelesen; da-

 „durch

„durch den Geist geschärfet, die Urtheilskraft
„gefeilet, und den Vortheil erlanget, zierlich zu
„reden und schön zu schreiben. Er merkte zu-
„gleich auf die Sitten der Menschen, beobachtete
„ihre Handlungen, forschte ihren Triebfedern nach,
„und verschaffete sich dadurch Kentnis der Welt.
„Mit einem Gemüthe, das nur der Zucht ge-
„wöhnt, und mit einem Kopfe, der mit vielen
„Kentnissen angefüllt war, wandte er sich zur Phi-
„losophie und fieng an, sie andern vorzutragen.
„Allein er hatte die Philosophie nicht wie ein
„Handwerk zum Erwerben des Brodtes erlernet,
„sondern als ein Mittel zur Verbesserung der
„Sitten, als eine Hülfe zur Regierung des Staates,
„als eine Richtschnur zur Führung des Lebens.
„Er schrieb wenig, und auch dis b os, weil ihn
„die Akademischen Geseze dazu zwangen: aber
„die grössefte Mühe gab er sich, seine Lehren
„durch sein Leben zu bekräftigen, weil er die
„Leute für die schändlichsten hielt, die nach
„Verlassung des Katheders, das selbst zu ver-
„achten schienen, was sie nur eben gelehrt hatten.
„Seine Meynungen trug er immer so vor, daß
„er auch anderer ihre zugleich anführte, die

„Grün-

„Gründe, deren sie sich bedienten, anbrachte
„und warum ihm die erstere Meynung mehr
„einleuchtete, vorwies. Niemals aber schimpfte
„er auf die, welche von ihm abwichen; er lobte
„sehr öfters ihre Schriften, und ermahnte seine
„Zuhörer sie fleißig zu lesen: mit Achtung führte
„er die Schriften der Gegenparthey an und legte
„die Gründe, die ihn davon zurückhielten, gesittet,
„gelinde und bescheiden dar. Seine Bewunde-
„rung, die er in grossem Grade für die Philo-
„sophen der Griechen und Römer hegte, brach
„oft in die grössesten Lobsprüche für sie aus, und
„bewegte ihn zu dem wiederholten Geständnisse,
„daß sie die meisten Wahrheiten schon erblicket,
„und in der Kentniß der Geschäfte, wodurch der
„Philosoph erst zu seiner Reife gedeyhet, unsre Zeit-
„genossen weit übertroffen. Denn sie hätten an
„der Regierung des Staats Antheil genommen,
„die grössesten Aemter verwaltet und die herrlich-
„sten Thaten ausgeführet. Ihre Schriften fleißig
„zu lesen war die tägliche Vermahnung an seine
„Zuhörer. Mit der Behutsamkeit die ihn von
„Schimpfwörtern zurückhielt, vermied er auch
„schändliche Reden und Scherze, die das Ge-
„lächter

„lächter der unbesonnenen Jünglinge erbetteln
„sollen. Er war ernsthaft, strenge auf die Sitten
„der Jungen Leute und nachdrücklich in seinen Er-
„munterungen zur Tugend. Aber dieser Ernst
„wurde durch Munterkeit gemildert. Denn zu-
„weilen versezte er eine Strafrede mit schicklichen
„Versen aus einem Dichter oder mit Beyspielen
„aus der Geschichte. Und niemals vergieng eine
„Stunde, darinn er nicht seinen Zuhörern sagte;
„daß sie sich in dem Wahne irreten, als ob sie in drey
„Jahren Philosophen werden könnten; gesezt daß
„sie auch alles nachgeschrieben, auswendig gelev-
„net, und verwahret hätten, um ganze Kasten voll
„damit nach Hause zu nehmen. Er zeige ihnen
„blos den Weg auf dem sie zum Verständnisse
„der Wahrheiten gelangen könten: er weise ih-
„nen blos, wie die Urtheilskraft geschärfet und
„zur Richtigkeit im Denken gebildet werden müsse.
„Aus seinen Vorlesungen würden keine Philo-
„sophen hervortreten, da er sich begnüge, wenn
„sie jezt klüger und bey mehrere Jahren Philosophen
„würden Die wahre Weltweisheit erlerne man
„nicht aus einem Lesebuche; die Natur des Men-
„schen genau kennen, selbst sich versucht haben,

„wozu

„wozu viele Zeit gehöre; dies werde unumgänglich „dazu erfordert. Es seyn ganz verschiedene Sa„chen, etwa zwey oder dreymal die Theile der „Philosophie durchgelaufen zu haben und ein Phi„losoph seyn. Man dürfe Leute von anderer „Meynung nicht verachten, noch mit Scheltwor„ten beladen, auch sie können rechtschaffene und „gelehrte Männer seyn: vielleicht irre er selbst „in der Sache; man müsse ihre Schriften lesen „und sie darnach beurtheilen, jungen Leuten kom„me es nicht zu in dergleichen Streitigkeiten zu „sprechen; sie sollen diese verschiedene Meynungen „so lange im Gedächtnisse aufbewahren, bis sie „in reifern Jahren entweder zu billigen oder zu „verwerfen im Stande seyn. Auf diese drey „Stücke endlich komme es bey Erklärung der „Philosophie an: Die Dunkelheit in der Seele „zu vertreiben, und die Sachen von der wahren „Seite allmählig anzusehen; hernach das Herz zu „bessern und sich zu den Geschäften tauglich zu „machen, das zweyte sey von der grössesten Wich„tigkeit und müsse ihr vornehmstes Augenmerk „werden. Diese und andere ähnliche Sätze hatte „Modestin seinen Zuhörern oft eingeschärfet

und

„und was war der Erfolg. Erst kamen
„ziemlich viele zu seinen Vorlesungen, nach und
„nach schmolz die Anzahl und man lies ihn al-
„leine, keiner wolte jemals ein Modestianer heis-
„sen. Er hatte keine Sekte errichtet. Er war
„nur wenigen, aber rechtschaffenen Männern,
„bekant worden hatte niemals Streitschriften ge-
„wechselt und war selbst den gelehrten Zeitungs-
„schreibern unbekant geblieben. Daher hätte er
„in der Stadt, der er gute Bürger ziehen gekont,
„in Dürftigkeit gelebt und soll endlich Hungers
„gestorben seyn.„

Hier haben Sie das ganze Stück, das, wie ich schon gesagt habe, mir sehr gut gerathen zu sein scheinet. Ich kan nicht gewiß sagen, ob ich ihm durch meine Uebersezung nicht geschadet habe. Nun ist noch übrig Ihnen ein Paar Worte von der zweyten Schrift zu sagen, die den Tittel führt: Funus Petri Burmanni Secundi. Wenn sie eine Schrift lesen wollen, daran die Erfindung nicht neu ist und wo nichts als verhaßte Persönlichkeiten vorkommen, so lassen sie sich Funus Petri Burmanni schicken.

B.

Zweyhundert und fünf und sechzigster Brief.

Ob Herr Winkelmann gleich sein Vaterland verlassen, und sich so zu sagen ein neues erwählet hat, so ist dennoch Deutschland sehr begierig auf dasienige, was aus seiner Feder fließet. Schriftsteller, die eine so gründliche Gelehrsamkeit, eine so tiefe Kenntniß der Alterthümer, und der schönen Künste, mit einer so männlichen und körnigten Schreibart in unserer Muttersprache verbinden, hat Deutschland nur sehr wenige. — Und wenn ein solcher auch sich expatriiret, so soll ihm das Zujauchzen seines Vaterlandes dennoch öfters daran erinnern, daß er ein Deutscher ist.

Von Hrn. W. Betrachtungen über die Baukunst haben sie zu seiner Zeit Nachricht erhalten. Ich hatte Ihnen auch von eben desselben Description des pierres gravées du Cabinet du feu Baron de Storch, Nachricht geben können, welche zu Florenz im Jahre 1760 gedruckt worden. Ich habe diesen Quartband mit vielem Vergnü-

gen

gen durchlaufen, weil er aber seiner Natur nach eines Auszugs nicht wol fähig, und außerdem in Französischer Sprache geschrieben ist, so habe ich davon bisher nichts gesagt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 25. März 1763.

Fortsetzung des zwey hundert und vier und sechzigsten Briefes.

Herr Winkelmann ist in diesem Werke recht in seinem Elemente. Seine große Kenntniß der Alterthümer giebt ihm eine Menge sehr sinnreichen Erklärungen und Anmerkungen an die Hand, die zum Theil den Liebhabern der alten Geschichte, der Critik und der Künste von großer Wichtigkeit sind. Er hat außerdem beständig dabey ein Auge auf seine Historie der Kunst gehabt, welche nun schon seit einigen Jahren mit Ungeduld erwartet wird. Er hat bey genauer Betrachtung des Stoischen Cabinets, noch verschiedene Materialien dazu gesamlet, wovon man in der Beschreibung selbst sehr deutliche Spuren findet.

Das seine itzige Beschäftigungen überhaupt sich immer auf diese unter den Händen habende Geschichte der Kunst beziehen, siehet man unter andern aus dessen kürzlich herausgekommenen Sendschreiben von den Herculanischen Entdekungen.* Er beziehet sich sogar in derselben mehr als einmal darauf, ob sie gleich noch nicht gedruckt worden ist. Das entdeckte Herkulanum, hat Aufsehens genug in der gelehrten Welt gemacht, und also werden sie vermuthlich neugierig seyn zu erfahren, was ein Gelehrter, wie Herr Winkelmann, davon urtheilet.

Dieses Sendschreiben ist eine Frucht seiner im Jahre 1762. nach Neapolis gethanenen Reise. Er handelt darin:

1) Von den durch den Vesuvius verschütteten Orten, Herculanum Pompeji und Stabia.

2) Von der Verschüttung selbst.

3) Von der Entdeckung und der Art derselben.

4) Theilet er Bemerkungen über die Entdekungen mit.

Ich

* Dresden bey Walther 1762 in 4to.

Ich will Ihnen von jedem dieser Stücke die Hauptgedanken des Hrn. W. mittheilen. Herculanum lag nach des Strebo Bericht, auf eines Erdzunge, welche sich ins Meer erstreckten, und dem Winde aus Africa (Sirocco) ausgesetzt war; denn das Wort ἄκρα kan hier, wie Hrn. Winkelmann sehr wahrscheinlich angiebt, keinesweges ein Vorgebirge bedeuten, sondern zeiget vielmehr eine sich ins Meer erstreckende Erdzunge oder ein Capo an. Selbst der Augenschein bestätiget, daß Herculaneum auf keinem Vorgebürge können gelegen haben, da die itzt mehr als hundert Palmen darüber gebaueten Städte Portici und Resina mit dem Meere gleich liegen, welches ein flaches und sandiges Ufer hat; gleichwol hat das durch promontorium (so es auch sonst bedeutet) übersetzte Wort* ἄκρα die meisten Schriftsteller irre gemchat.

Auch der Name der Stadt Resina verdient einige Aufmerksamkeit.

* Doch finde ich, daß unser alter ehrlicher Xylander der schon vor zwey hundert Jahren eben der Meinung als Hrn. W. gewese sey; denn er über-

Er wird gemeiniglich von der Villa Retina hergeleitet, deren der jüngere Plinius im sechszehnten Briefe des sechsten Buchs gedenket. Diese Villa wollen zwar die meisten unter das Vorgebirge Misenum setzen. Hr. Winkelmann sagt aber mit Recht, daß man sich keine Villa vorstellen könne, die unter einem Vorgebirge liege, und das Plinius vielmehr anzeige, daß sie unter dem Vesuv gelegen. Retinæ classiarii *periculo* exterriti (*nam villa ea subjacebat*) *nec ulla sine navibus fuga.* Mich dünckt dies ist deutlich genug, zumal da der Zusammenhang deutlich zeiget, daß, wenn die Villa Retina unter Misenum gelegen hätte, daselbst wenig Gefahr könne gewesen seyn, indem sie auf diese Art zwölf Italiänische Meilen vom Vesuv müsse entfernet gewesen seyn. Ich erinnere mich hiebey, daß schon Hr. Bellicard das Vorurtheil als ob die Villa Retina bey Misenium gelegen habe, gründlich widerleget, und wundere mich, daß Hr. Winkelmann, dessen Beschreibung von

übersetzt in seiner Ausgabe des Strabo die Stelle ἐκκειμένην εἰς τὴν θάλασσαν ἄκραν ἔχον. bloß durch cujus *extremitas*, in mare porrigitur,

von Herculanum * gar niemals anführet, welches sie vielleicht verdienet hätte, da sie wegen der beygefügten Zeichnungen denen die die grosse Beschreibung der Herculanischen Alterthümer nicht gesehen haben, vieles lebhafter vorstellen kan. Es würde auch vermuthlich angenehm gewesen seyn, verschiedenen Anmerkungen des Hrn. Cochin über die Herculanischen Malerein von Hrn. W. untersucht zu sehen, denn in vielen Stücken möchten diese beyde Kunstkenner wol nicht eins seyn. Wie sehr verschieden übrigens und doch fast immer wahrscheinlich diese Stelle des Plinius ausgelegt werde, kan man in Geßners Anmerkungen nachlesen, und Hr. Winkelmann fügt noch eine Muthmaßung des Hrn. Martorelli bey, der aus Villa Retina, Villa Paetina machen will, in der Meinung, daß diese Villa ehemals dem Papirius Pätus, einem Freunde des Cicero, gehöret habe.

* Observations sur les Antiquités de la Ville d'Herculanum avec quelques Reflections sur la Peinture & la Sculpture des anciens par Mess. Cochin le fils & Bellicard. Paris 1754. in 12mo.

Pompeji liegt an der Straße nach Salerno, zwölf Meilen von Neapel, und sieben von Portici. Von der Größe dieser Stadt, können das daselbst entdekte Capitolium und die großen Ueberbleibsel des Theaters daselbst zeugen. Dieses große ovale Werk liegt auf einem Hügel und dessen innerer und unterer Umkreiß, das ist der Umkreiß der Platea hält drey tausend Neapolische Palmen. Es hatte vier und zwanzig Reihen Sitze, und man hat den Ueberschla gemacht, daß es an 30000 Menschen fassen könnte. Dieser Stadt wurde nach des Seneca Bericht unter dem Nero gänzlich durch ein Erdbeben verstöret. Dio Caßius hingegen erzählet, daß bey dem großen bekannten Ausbruche unter dem Titus, die ungeheure Menge Asche welche der Berg ausgeworfen, die beyden Städte Herculaneum und Pompeji eben zu der Zeit, da das Volck in dem Theater an dem leztern Ort versammelt gewesen, verschüttet worden. Man hat diese Erzählung des Dio daher für einen Gedächtniß-Fehler halten wollen, und Hr Martorelli, der anstatt αὐτης, ταυτης lieset, meinet daß es vielmehr zu Herculaneum bey dem Ausbruche der Asche das Volk im Theater sey versammelt gewesen. Hr. W. wen-

det

det dagegen nur ein, wie es denn gekommen sey, daß in dem Herculanischen Theater kein eintziger todter Körper gefunden worden; vielleicht aber ließe sich, wie mich dünckt, doch noch muthmaßen, daß zwar der erste Ausbruch der Asche das Volk im Theater betroffen, daß es sich aber dennoch durch schleunige Flucht, vor der gänzlichen Erstikung habe retten können; der jüngere Plinius der auch obgleich etwas weiter entfernet, dennoch stark genug in diesem Aschenregen gewesen, schreibt doch (Lib. VI. Ep. XX. daß er ihn abgeschüttelt habe: „tenebræ „rursus, cinis rursus multus & gravis hunc iden„tidem adsurgentes excutiebamus: operti „alioquin atqui etiam obliti pondere essemus.

Was die Verschüttung selbst betrift, so will Hr. W. nicht aus alten Scribenten die Geschichte derselben erzählen,* sondern aus eigenen Bemerkungen davon einen Begriff zu geben suchen.

Die Lava oder der feurige Fluß geschmolzner Steine hat die Stadt Herkulanum nicht unmittel-

* Man kan davon des Marchese Venuti Beschreibung nachsehen.

bar überströmet, sondern der Anfang geschehe durch die feurige Asche des Berges, und durch ungeheure Regengüße, welche ausser der Asche, womit die Stadt unmittelbar bedeckt wurde, auch diejenige, welche auf den Berg gefallen war, mit in dieselbe hineintrieben. Zu Pompeji und Stabia müßen die Wassergüße nicht so stark gewesen sind, denn an beyden Orten ist alles, wie mit einer leichten Asche angefüllet. Es konnte auch die Lava dahin nicht fließen; daher haben sich die an den beyden letztern Orten verschütteten Sachen überhaupt besser erhalten, als in Herkulanum. Nachdem nun Herkulanum durch die Asche bedecket, und durch die Wasser überschwemmet war, brachen die feurigen Ströme der Lava aus, und überfloßen die Stadt, die sie wie mit einer Rinde bedeckten. Die Einwohner hatten vermuthlich Zeit sich mit dem Leben zu retten, indem man weder unter den Trümmern von Herkulanum noch von Pompeji Spuren von todten Körpern gefunden, bloß zu Gragnam oder Stabia fand man die Gerippe dreier weiblicher Körper.

Was die Entdeckung dieser verschütteten Städte betrift, so hat man beym nachgraben unter der

Erde

Erde verschiedene mühsam ausgehauene unterirdische Gänge, als Spuren einer ehemaligen Nachsuchung gefunden. Und da eine alte in diesen Gegenden gefundene Inschrift, deren Anfang ist:

SIGNA TRANSLATA EX
ABDITIS LOCIS.

Auf diese ältere Nachsuchung, und die bey dieser Gelegenheit gefundenen und weggebrachten Bildsäulen zu deuten scheinet, so kan man nicht hoffen, alles was verschüttet gewesen ist, zu finden.

Zur neuern Entdeckung gab ein Brunnen Gelegenheit, den der Prinz von Elbeuf in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ohnweit seinem Hause graben ließ, man fand, nachdem man durch die Lava durchgebrochen drey weiblich bekleidete Statuen, welche den damalige Oesterreichische Viceкönig zu Rom ergänzen ließ, und dem Prinzen Eugenius schenckte, der sie zu Wien in seinem Garten aufstellte. Dessen Erben verkaufte sie an S. M. den König von Pohlen, der sie zu Dreßden in einem Pavillon des grosen Gartens hat aufstellen lassen. Dem Prinzen Elbeuf ward das weitere Nachsuchen untersagt, und man dachte in mehr als dreißig Jahren nicht daran bis auf Befehl

 des

des itzigen Königs der Brunnen weiter ausgegraben ward, und da man eine Inschrift mit dem Namen der Stadt Herkulanum fand, so machte dieses Muth zu weiterer Fortsetzung der Arbeit unter der Erde.

Zum Unglück ward die Aufsicht über diese unterirdische Arbeit einem Spanischen Ingenieur, Namens Rocco Giachino Alcubierre aufgetragen der durch seine Unerfahrenheit Schuld an vielen Schaden, und dem Verluste vieler schöner Sachen ist. Ein Exempel, daß Hr. W. anführet ist lächerlich genug. Man entdekte an einem Gebäude eine Inschrifft, welche aus ehernen Buchstaben bestand, die an zween Palmen lang sind. Anstatt diese Inschrifft vorher abzuzeichnen, riß man die Buchstaben aus der Mauer, warf sie in einen Korb untereinander, und zeigte sie in dieser Verwirrung dem Könige. Man kan leicht denken, daß der gute D. Rocco auf die Frage, was wohl diese Buchstaben bedeuten möchten, ziemlich betroffen gewesen sein müsse.

Nachher hat man dem Ingenieur-Major Carl Weber, einem Schweitzer von Geburt, die Aufsicht aufgetragen, und diesem verständigem Manne hat man alle gute Anstalten die nachher getroffen worden

den, zu danken. Er hat zuerst einen richtigen Grund und Aufriß dieser Entdeckungen gemacht.

Nachdem man in den Herkulanischen Entdekungen glücklich gewesen war, fing man an die andern Orte aufzusuchen. Es fand sich die wahre Lage des alten Stabia, und man grub auch zu Pompeji die Ueberbleibsel des grossen Amphitheaters weiter nach, das beständig über der Erde auf einem Hügel zu sehen gewesen. An beiden Orten konte man mit weit wenigern Kosten nachgraben, als zu Herkulanum, indem man keine Lava zu überwinden hatte. Gleichwohl da man der schäzbarsten Entdekungen gewiß ist, wird das Werk dennoch so schläfrig getrieben, daß an allen unterirdischen Orten nicht mehr als funfzig Arbeiter vertheilt worden sind, und eine grosse Stadt, wie Pompeji auszugraben, waren bey des Herrn W. leztern Reise nur acht Menschen beschäftiget. Wenn man so schläfrig fortfährt, so werden an diesen Orten freylich für die Nachkommen im vierten Gliede noch Entdekungen genug übrig bleiben, zu geschweigen, daß zu Pozzuolo, Bajä, Cuma, und Misenum, wo die prächtigsten Landhäuser der alten Römer gewesen

sind

sind, vermutlich noch wichtigern Schätze zu entdecken wären.

Die Entdkungen selbst theilet Hr. W. in unbewegliche und bewegliche. Unter den Beweglichen verdienet das Theater zu Herkulanum den ersten Platz. Es hatte dasselbe achtzehn Reihen Sitze, über diese Sitze erhub sich ein Porticus und unter demselben waren noch drei Reihen Sitze. Man rechnet, daß in diesem Theatar dreytausend fünfhundert Menschen sitzen konten, ausser denjenigen die in der Arena oder Platea Plaz hatten.

Oben auf dem Theater stand eine Quadriga die ein Wagen mit vier Pferden bespannet, nebst der Figur der Person auf demselben in Lebensgrösse, alles von vergoldetem Marmor. Ich muß Ihnen doch mit Hr. W. eigenen Worten erzählen, wie unverantwortlich, der obengedachte Alcubierre mit diesem treflichen Werke umgegangen ist. „Diese Werke sind wie leicht zu errathen ist; von „der Lava umgeworfen, zerdrücket und zerstüket, „aber es fehlete bey der Entdekung kein Stük an „denselben. * Wie verfuhr man aber mit diesen

kost-

* So ganz zuverläsig möchte dieses wohl nicht zu behaupten seyn, da aus des Marchese Venuti

„kostbaren Trümmern? Es wurden alle Stücke
„gesammlet, auf Wagen geladen, nach Neapel
„geführet, und in dem Schloßhofe abgeladen,
„wo dieselben in einer Ecke auf einander geworfen
„worden. Hier lag dieses Erzt wie altes Eisen
„geraume Zeit, und nachdem hier ein Stück und
„dort ein anders war weg getragen worden, so
„entschlos man sich diesen Ueberbleibseln eine Ehre
„anzuthun: und worinn bestand dieselbe? Es wur-
„de ein grosser Theil davon zerschmolzen zu zwey
„großer erhaben gearbeiteten Brustbildern des
„König und der Königin. Wie diese beyden Stüke
„gerathen können, stelle ich mir vor, ohnerach-
„tet ich dieselben nicht gesehen, denn sie sind un-
„sichtbar geworden, und bey Seite gethan, da
„man das unwissende unverantwortliche Verfah-
„ren anfing zu mercken. Die übrigen Stüke von
„dem Wagen, von den Pferden und von der Fi-
„gur

Tagebuch, dessen was im April und folgenden Monaten 1739 gefunden worden, erhellet, daß die Stüke dieses Werkes sehr verschiedenen Lagen, folglich auch weit von einander gefunden worden, und daß verschieden Stücke von der Lava ganz platt gedruckt gewesen.

sind, vermutlich noch wichtigern Schäze zu entdecken wären.

Die Entdekungen selbst theilet Hr. W. in unbewegliche und bewegliche. Unter den Beweglichen verdienet das Theater zu Herkulanum den ersten Platz. Es hatte dasselbe achtzehn Reihen Sitze, über diese Sitze erhub sich ein Porticus und unter demselben waren noch drei Reihen Sitze. Man rechnet, daß in diesem Theatar dreytausend fünfhundert Menschen sitzen konten, ausser denjenigen die in der Arena oder Platea Plaz hatten.

Oben auf dem Theater stand eine Quadriga die ein Wagen mit vier Pferden bespannet, nebst der Figur der Person auf demselben in Lebensgrösse, alles von vergoldetem Marmor. Ich muß Ihnen doch mit Hr. W. eigenen Worten erzählen, wie unverantwortlich, der obengedachte Alcubierre mit diesem treflichen Werke umgegangen ist. „Diese Werke sind wie leicht zu errathen ist; von „der Lava umgeworfen, zerdrücket und zerstüket, „aber es fehlete bey der Entdekung kein Stük an „denselben. * Wie verfuhr man aber mit diesen

kost-

* So ganz zuverläßig möchte dieses wohl nicht zu behaupten seyn, da aus des Marchese Venuti

„kostbaren Trümmern? Es wurden alle Stücke
„gesammlet, auf Wagen geladen, nach Neapel
„geführet, und in dem Schloßhofe abgeladen,
„wo dieselben in einer Ecke auf einander geworfen
„worden. Hier lag dieses Erzt wie altes Eisen
„geraume Zeit, und nachdem hier ein Stück und
„dort ein anders war weg getragen worden, so
„entschlos man sich diesen Ueberbleibseln eine Ehre
„anzuthun: und worinn bestand dieselbe? Es wur-
„de ein grosser Theil davon zerschmolzen zu zwey
„großer erhaben gearbeiteten Brustbildern des
„König und der Königin. Wie diese beyden Stüke
„gerathen können, stelle ich mir vor, ohnerach-
„tet ich dieselben nicht gesehen, denn sie sind un-
„sichtbar geworden, und bey Seite gethan, da
„man das unwissende unverantwortliche Verfah-
„ren anfing zu mercken. Die übrigen Stüke von
„dem Wagen, von den Pferden und von der Fi-
„gur

Tagebuch, dessen was im April und folgenden Monaten 1739 gefunden worden, erhellet, daß die Stüke dieses Werkes sehr verschiedenen Tagen, folglich auch weit von einander gefunden worden, und daß verschieden Stücke von der Lava ganz platt gedruckt gewesen.

„zur wurden endlich wiederum nach Portici ge-
„führet, und in den Gewölbern unter dem König-
„lichen Schlosse der Welt völlig aus den Augen
„gerücket. Geraume Zeit nachher brachte der
„Aufseher des Musei in Vorschlag, aus den
„übrigen Stücken von den Pferden wenigstens
„ein einziges zusammen zu sezen, und dieses wür-
„de beliebet, und durch die Arbeiter in Erzt,
„die von Rom zur Arbeit an andern Entdekun-
„gen waren verschrieben worden, wurde Hand an
„dieses Werk gelegt, allein jede Stücke zu einem
„ganzen Pferde fanden sich nicht mehr, und es
„musten einige neue Güsse gemacht werden, und
„auf diese Art brachte man endlich ein Pferd und
„ein schönes Pferd zusammen, welches in dem
„innern Hofe des Musei aufgerichtet ist.

„Dieses Pferd gut oder übel zusammen gesezt,
„schien aus einem Stücke zu seyn, bis nach und
„nach die übelvereinigten Fugen sich von der Hize
„öffneten; denn es ist schwer einen neuen Guß an
„den Bruch eines alten Stückes von Erzt zu ver-
„binden, und da im März 1759, bey meinem Da-
„seyn, ein grosser Regen einfiel, lief das Wasser
„in die Fugen, und das Pferd bekam die Wasser-

sucht.

„sucht. Diese Schande der Ergänzung suchte
„man auf das sorgfältigste zu verbergen; der
„Hof des Musei wurde an drey Tage verschlossen,
„bis das Wasser aus den Bauch abgezapfet war.
„In diesen besorglichen Umständen ist das Pferd
„bis jezo ohne weitere Hülfe, welche schwer wer-
„den würde, stehen geblieben, und dieses ist die
„Geschichte der vergoldeten Quadriga von Erzt
„auf der Spize des Herculanischen Theaters.„

Von dem Theater war nicht weit entfernet ein
runder Tempel. Diese Gebäude standen an dem
öffentlichen Platze der Stadt, und nahe an diesem
öffentlichem Pläz lag eine Villa oder Landhauß,
nebst zugehörigem Garten, welche sich bist an das
Meer erstrekte. So sagt Hr. Winkelmann.
Ich gestehe daß ich dieses mit der Beschreibung
des Hrn. Bellicard und den derselben beygefügten
Zeichaungen nicht zusammen reimen kan. Dieser
weiß von keinem runden Tempel, sondern giebt
vielmehr den Grundriß von zwey länglich vier-
ekigten Tempeln, und was Hr. W. eine Villa
nennet, giebt Hr. L. für ein öffentliches Gebäude
für eine Art von Forum aus. Hr. W. giebt
zum Beweiß, daß der Tempel rund gewesen, das

Ge-

Gemälde des Theseus an, an welchem noch die Rundung zu sehen ist. Ich finde aber daß der Marchese Venuti ausdrüklich berichtet, daß die Gemälde des Theseus, und des Telephus, aus zweien in der platten Mauer befindlichen Nichen genommen werden, also kan man auf ihre Rundung nicht auf einen andern Tempel schliessen, Hr. Bellicard, deutet diese beide Nichen auch an, aber in der Mauer seines sogenannten Fori, das Hr. W. eine Villa nennet. Wenn sich daselbst wie Hr. W. schreibet, Gartenstücke und d. gl. gefunden, so ist es freylich kein Forum gewesen, nur scheinet es bedenklich, daß ohnweit des öffentlichen Platzes und des Tempels einer Stadt ein so weitläufiges Landhaus mit Gärten und Aussichten nach dem Meere solte erbauet worden seyn.

Der Beschluß folgt künftig.

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 25 März 1763.

Beschluß des zwey hundert und vier und sechzigsten Briefes.

Doch man merkt bey den verschiedenen Beschreibern die dieser entdekten Alterthümer noch mehrere Verschiedenheiten an; z. E. Hr. Bellicard beschreibt auch ein vermeintes in Herkulanenm gefundenes Grab, worin in einer Art von hoher Staffel Urnen mit Asche angefüllt, rund herum eingemauert gefunden worden wären; Hr. Venuti hingegen beschreibt eben diesen Keller als einen Weinkeller, worin die irdene Amphorae rund herum gestanden. Wer die grossen Antichità d'Ercolano zur Hand hat, wird über diese verschiedene Meinungen der Schriftsteller am besten urtheilen können.

Zu Pompeji grub man im Jahre 1761 einen kleinen Tempel aus, den Hr. W. kürzlich beschreibet, so wie auch eine in dem alten Stabia gefundene Villa, die der Herculanischen in den mehresten Stücken ähnlich war.

Unter den beweglichen Entdekungen kommen zuerst

[illegible] Hr. M. [illegible] Man hätte hier wohl [illegible] Hr. [illegible] Urtheile [illegible] Zeichnungen [illegible] Es könnte aber [illegible] Hrn. [illegible] Hr. M. [illegible] [illegible]

[illegible] ist es, daß die [illegible] welche seit einiger Zeit für Schüler der [illegible] gewesen wären, [illegible] zu halten sind. Es sind [illegible] von einem sehr mittelmäßigen [illegible] Joseph [illegible] das Uebliche (Costume) so [illegible] einziges von seinen [illegible] seyn können, das ganze System der [illegible] umgeworfen seyn müßte.

Die

„Die Bildsäulen von Marmor und Erz, wie auch eine unzählige Menge allerley eherner Werkzeuge und Hausgeräthe beschreibet Hr. W. kürzlich: ich will mich aber damit nicht aufhalten, sondern sie Ihnen in dem Werke selbst nachzulesen überlassen; aber eine wichtige Anmerkung über die Zierlichkeit der Hausgeräthe der Alten, muß ich ihrer großen Gemeinnützigkeit wegen hieher setzen. Es ist leider bekannt genug, wie gern man in dem itzigen Jahrhunderte das Hausgeräthe zierlich machen will, und wie weit man dabey in einigen Stücken von dem Pfade des guten Geschmaks abzuirren pflegt.

„Die vornehmste Betrachtung über alte Geräthe heißt es S. 62. und sonderlich über die Gefässe solte auf die Zierlichkeit gerichtet seyn in welcher alle unsere Künstler den alten nachstehen müßen. Alle ihre Formen sind auf Grundsätze des guten Geschmacks gebauet, und gleichen einem schönen jungen Menschen, in dessen Gebährden, ohne sein Zuthun oder Denken, sich die Grazie bildet; diese erstrecket sich hier bis auf die Handheben der Gefäße. Die Nachahmung derselben könnte einen ganz andern Geschmack einführen, und uns von den gekünstelten ab, auf die Natur leiten,

die Gemälde vor. Hr. W. sagt es sind izt über tausend Stück von verschiedener Größe vorhanden. Man hätte hier wohl eine Beurtheilung der vornehmsten erwartet, zumal da Hr. Cochin so freye Urtheile darüber fället, die zuweilen selbst durch seine aus dem Gedächtnisse gemachte Zeichnungen widerlegt werden. Es scheinet aber fast das Buch der Hrn. Cochin und Bellicard müße dem Hrn. W. unbekannt gewesen seyn, sonst würden hier gewiß einige Anmerkungen an ihrer Stelle gewesen seyn. Doch es scheinet daß sich Hr. W. die Beschreibung und Beurtheilung dieser Gemälde zu seiner Hist. der Kunst aufbehalten habe.

Eine nöthige Anmerkung für begüterte Kunstliebhaber, diesseits der Alpen ist es, daß alle Gemälde, welche seit einiger Zeit für solche die aus Herkulanum gezogen wären, verkauft worden, für Betrügereien zu halten sind. Es sind dieselben alle von einem sehr mittelmäßigen Venetianischen Maler zu Rom Namens Joseph Guerra. Er hat sogar das Uebliche (Costume) so schlecht beobachtet, daß wenn ein einziges von seinen Stücken hätte alt seyn können, das ganze System der Kentniße des Alterthums umgeworfen seyn müßte.

Die

„Die Bildsäulen von Marmor und Erz, wie auch eine unzählige Menge allerley eherner Werkzeuge und Hausgeräthe beschreibet Hr. W. kürzlich: ich will mich aber damit nicht aufhalten, sondern sie Ihnen in dem Werke selbst nachzulesen überlassen; aber eine wichtige Anmerkung über die Zierlichkeit der Hausgeräthe der Alten, muß ich ihrer grossen Gemeinnützigkeit wegen hieher setzen. Es ist leider bekannt genug, wie gern man in dem itzigen Jahrhunderte das Hausgeräthe zierlich machen will, und wie weit man dabey in einigen Stücken von dem Pfade des guten Geschmaks abzuirren pflegt.

„Die vornehmste Betrachtung über alte Geräthe heißt es S. 62. und sonderlich über die Gefässe solte auf die Zierlichkeit gerichtet seyn in welcher alle unsere Künstler den alten nachstehen müssen. „Alle ihre Formen sind auf Grundsätze des guten „Geschmacks gebauet, und gleichen einem schönen „jungen Menschen, in dessen Gebährden, ohne „sein Zuthun oder Denken, sich die Grazie bildet; „diese erstrecket sich hier bis auf die Handheben „der Gefäße. Die Nachahmung derselben könnte einen ganz andern Geschmack einführen, und „uns von dem gekünstelten ab, auf die Natur lei-

 „ten,

„ ten, worinn nachher die Kunst kan gezeiget werden.
„ Die Schönheit dieser Gefäße bildet sich durch die
„ sanften geschweiften Linien der Formen, als wel-
„ che hier, wie an schönen jugendlichen Körpern,
„ mehr anwachsend als vollendet sind, damit un-
„ ser Auge in völlig halbrundem Umkreise seinen
„ Blick nicht endige, oder in Ecken eingeschränkt
„ und auf Spitzen angeheftet bleibe. Die süße
„ Empfindung unserer Augen bey solchen Formen
„ ist wie das Gefühl einer zarten sanften Haut,
„ und unsere Begriffe werden, als vom Vereinten,
„ leicht und faßlich. Da nun das Leichte durch
„ dessen Faßlichkeit selbst gefallen, und das ge-
„ zwungene, wie ein übertriebenes Lob anderer,
„ weil wir selbst an dasselbe nicht reichen zu kön-
„ nen glauben, durch das Gegentheil misfallen
„ muß ja da die Natur, in Ansehung der Kosten
„ (da insgemein das Natürliche wohlfeiler als
„ dessen Gegentheil ist,) den Weg erleichtert:
„ so sollte uns Empfindung und Ueberlegung zur der
„ schönen Einfalt der Alten führen. Aber diese
„ blieben bey dem, was einmal schön erkannt wor-
„ den, weil das schöne nur eins ist, und änderten
„ wie in ihrer Kleidung nicht, wir hingegen kön-

„ nen

„ nen oder wollen, uns in dieser, wie in andern
„ Dingen nicht fest setzen, und wir irren in thö
„ richter Nachahmung herum, wodurch wir alle
„ Augenblicke, was wir bauen, wie die Kinder
„ wiederum niederwerfen.

Die in Herkulanum gefundenen Schriften beschreibt Hr. W. sehr ausführlich, da aber eben diese Nachricht ihrem vornehmsten Inhalte nach schon verschiedenen deutschen periodischen Schriften einverleibet worden, so will ich sie hier übergehen, ohnerachtet sie von der äußersten Wichtigkeit ist. Nun, da diese Arbeit bey der Auswiklung so ungemein langsam zugehen muß, so kan ich nicht umhin mit Hrn. W. zu wünschen, daß man von den gefundenen Schriften nur den Anfang aufwikelte, damit man das wahre nützliche aussuchen, un ganz entwikeln könnte. Bisher hat man nur die Werke des Philodemus von der Musik und von der Rhetorik mit unsäglicher Mühe aufgewikelt. Wir haben aber, sagt Hr. W. Rhetoriken gnug, und was ist uns an einen Hypochondrischen und zerstümmelten Klage wider die Musik gelegen; lieber möchten wir die verlohrnen Bücher des Diodorus, des Aristoteles Beurtheilung der dra-

matischen Dichtkunst, die verlohrnen Tragödien des Sophokles und Euripides u. a. d. gl. finden.

Die Beschreibung des Königl. Musei zu Portico, wo alle in Herkulanum und den umliegenden Orten gefundene Seltenheiten gefunden worden, ist für Sie nicht so wichtig, also will ich sie übergehen.

Aber die kürzlich erhaltene Nachricht kan ich nicht übergehen, daß die Verdienste des Hrn. Winkelmanns endlich in Rom selbst, durch die wichtige Stelle eines Präsidenten der Alterthümer belohnet worden. Eine Stelle die niemand würdiger bekleiden konnte als er, und die auch unter vielen andern wol am meisten nach seinem Geschmacke seyn möchte. Es ist nur zu beklagen, daß uns dadurch die Hofnung ihn wieder in Deutschland zu sehen beynahe entzogen wird. Da ich weiß, daß Sie diesen unsern würdigen Landsmann besonders hochschätzen, so wird es ihnen vermuthlich nicht unangenehm seyn, daß ich Ihnen beyliegenden eigenhändigen Brief an einen seiner vertrauten Freunde überschicke, worin er theils seine Lebensart in Rom, theils seine vorherige Schicksale kürzlich erzählet.

Rom, den 8 Dec. 1763.

— per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium.

Theurester Freund und Bruder!

Du der du mir der einzige übrig geblieben bist, an welchen ich als Bruder schreibe! von dir glaubete ich, da uns Berge und Flüsse trennen, vergessen zu seyn, da mir dein mir angenehmes Schreiben eingehändiget wurde. Ich habe es an Herz und Mund gedrücket, weil es von dessen Händen kommt, zu dem mich eine geheime Neigung zog in der ersten Blüte unserer Jahre. Ich stelle mir, wie in einem Bilde, unsere ganze jugendliche Geschichte vor.

Du verlangest mein Schatz! meine Lebensgeschichte zu wissen, und diese ist sehr kurz, weil ich dasselbe nach den Genuß abmesse. M. Plautius, Consul und welcher über die Illyrier triumphieret hatte, ließ an sein Grabmaal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten hat, unter allen seinen angeführten Thaten setzen: VIXIT. ANN. IX. Ich würde sagen; ich habe bis in das achte Jahr gelebet; dieses ist die Zeit meines Aufenthalts in Rom und in anderen Städten von Italien. Hier habe ich meine Jugend, die ich theils in der Wildheit, theils in Arbeit und Kummer verlohren,

zurück

zurück zu rufen gesuchet, und ich sterbe wenigstens zufriedener; denn ich habe alles was ich wünschte erlanget, ja mehr als ich denken, hoffen und verdienen konte. Ich bin bey dem grösten Cardinal und Enkel von Clemens XI. nicht zu dienen, sondern damit mein Herr sagen könne, daß ich ihm angehöre. Ich bin dessen Bibliothecarius; aber seine grosse und prächtige Bibliothek ist bloß zu meinem Gebrauche, ich geniesse dieselbe für mich allein, ich bin mit aller Arbeit verschonet: ich thue nichts als mit demselben ausfahren. Es kann keine Freundschaft genauer seyn, als das Verhältniß worin ich mit demselben stehe, welches auch kein Neid, und nur der Tod allein trennen kann. Ihm offenbare ich die geheimsten Winkel meines Herzens, und ich geniesse von seiner Seiten eben diese Vertraulichkeit. Ich schätze mich also vor einen von den seltenen Menschen in der Welt, welche völlig zufrieden sind und nichts zu verlangen übrig haben. Suche einen andern, welcher dieses von Herzen sagen kan!

Bisher habe ich alle mir angetragene Stellen ausgeschlagen, weil für *mein Alter gesorget ist in Dresden; denn Se. K. H. der Churprinz hat mir bereits vor vier Jahren die ansehnliche und ruhige Stelle eines Aufsehers über dessen Museum angetragen, und mir hierüber wiederholte Versicherungen gegeben, da man in Engelland an mich gedacht, wo ich neulich auch

* Albani.

auch zum Mitgliede der Königlichen Gesellschaft der Wissenschafften bin ernennet worden. In dieser Absicht und um mich an den Hof gebunden zu erhalten, geniesse ich noch einen Theil meiner Pension, welche mir richtig aus den Händen des Königs selbst bis itzo ausgezahlet worden, ohnerachtet ich dieselbe ganz und gar selbst freywillig verbethen hatte, da ich vor vier Jahren meine itzige Stelle erhielt. Bis dahin lebte ich ausser allen Verhältnisse, und ich hatte ein paar Jahre die Aufsicht über des Cardinal Archinto Bibliothec, ohne in Sold zu stehen, theils weil ich es in dem völligen Genusse meiner Pension nicht nöthig hatte, theils weil dieser Mann, welcher in Dresden das Werkzeug meiner Bekehrung war, nicht nach meinem Sinne geschnitten war, und vornehmlich weil ich bloß als ein Königlicher Pensionarius wolte geachtet werden. Ich genoß zu gleicher Zeit die Freundschaft des grossen gelehrten Cardinals Passionei, ich erschien wann ich wolte, an dessen Tafel: ich fuhr mit demselben beständig aus so wohl in der Stadt, als auch auf sein Landhaus, und diese Freundschaft hob mich in Rom und gab mir Credit. Sein Tod war mir ein grosser Verlust.

Vor vier Jahren war ich 9 Monate zu Florenz, wohin ich berufen war, die Beschreibung der geschnittenen Steine des Baron von Stosch zu machen. Ein halbes

halbes Jahr vorher that ich meine erste Reise nach Neapel und von da bis nach Taranto; den vergangenen Winter that ich dieselbe zum zweyten mahle mit dem Cammerherrn von Brühl, welchem ich das Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen zugeschrieben habe. Diese künftige Fasten werde ich zum drittenmahl dahin gehen bis nach Ostern, und in einer angenehmen Gesellschaft werde ich deine Gesundheit in dem besten Syracuser ausbringen.

Meine vorige Geschichte nehme ich kurz zusammen. In Seehausen war ich achthalb Jahre, als Conrector an der dasigen Schule. Bibliothecarius des Hrn. Gr. von Bünau bin ich eben so lange gewesen; und ein Jahr lebt ich in Dresden vor meiner Reise. In dieser Zeit that ich in gewissen eigenen Angelegenheiten binnen zwey Monate, zweymahl eine Reise nach Potsdam; und der Freund den ich besuchte, gab mir nicht Zeit Berlin zu sehen.

Wenn die Sachen in Deutschland ein besser Ansehen gewinnen, werde ich eine Reise durch die Schweiz nach Sachsen thun; aber nach Rom zurückgehen, bis ich dasjenige was ich angefangen habe, endige. Meine gröste Arbeit ist bisher die Geschichte der Kunst des Alterthums, sonderlich der Bildhauerey, gewesen welche diesen Winter gedruckt wird. Ferner ist ein

Italie

Italiänisches Werk, wozu über hundert Kupfer von mir entworfen, unter dem Titel Erklärung schwerer Puncte in der Mythologie, den Gebräuchen und der alten Geschichte, alles aus unbekanter Denkungsart des Alterthums, welche hier zum ersten mahl erscheinen werden, dieses Werk in Folio lasse ich auf eigene Kosten in Rom drucken. Beyläufig arbeite ich an einer Allegorie für Künstler.

Dieses ist das Leben und die Wunder Johann Winckelmanns, zu Stendal in der Altmark, zu Anfang des 1718. Jahrs gebohren.

Meine Nebenstunden wende ich auf die Arabische Sprache und eine Sammlung von Alterthümern, von Münzen und von Kupfern, damit ich künftig ferner von den hiesigen Schätzen, etwas zum Spielwerk habe.

Ich wünsche dir, daß du zu der Zufriedenheit gelangen mögest die ich hier geniesse und genossen habe und bin beständig

Dein getreuer Freund und Bruder
Winckelmann.

N. S. Es wird eine kleine Schrift von der Schönheit in der Mahlerey, bey euch bekannt geworden seyn, welche der Ritter Mengs, erster Hofmaler des Königs in Spanien, ohne sich zu nennen, mir zugeschrieben hat. Es ist derselbe in Madrit; Fueßli ist nur der Besorger, welches ich erinnere, weil einige diesen, einige mich selbst vor den Verfasser halten.

Dieses Schreiben wird sehr alt werden. Ich glaubte der Hr. P. S *** würde es mit der Post abschicken. Addio! ich gehe mit dem Cardinal Spinelli auf 14 Tage ans Meer.

Ende des sechszehnten Theils.

